44
906 (5

Angela Schmitt

J. G. Seume's
gesammelte Schriften.

Herausgegeben

von

J. P. Zimmermann.

Bayerische Staatsbibliothek München

Fünfter Band.

Wiesbaden,
bei L. Schellenberg, Hofbuchhändler und Hofbuchdrucker.
1826.

206/47/573

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische Staatsbibliothek München

Vorwort des Herausgebers.

Hiermit übergebe ich den fünften und letzten Band der gesammelten Seume'schen Schriften dem Publikum. — Nebst seinem Leben habe ich zugleich auch sein kurzes Pflicht- und Sittenbuch für Landleute in diesen Band mit aufgenommen. Letzteres, obwohl von untergeordnetem Interesse, durfte in einer möglich vollständigen Sammlung seiner Schriften nicht fehlen. Seume war aus diesem Stande hervorgegangen, und kannte seine Gebrechen und Vorurtheile, aber auch seine Vorzüge und Tugenden. Er wollte ihm nützlich werden und schrieb dieses wahrhaft achtbare Buch. Tausende würden, wie wir es täglich sehen, sich geschämt haben, aus dem, von der feinen Welt so wenig geachteten Stande der Landleute hervorgetaucht zu seyn, und würden selbst eifrig sich bemüht haben, die Erinnerung ihrer Abkunft zu verwischen. Seume, weit von dem erbärmlichen Streben entfernt, sich in einen höhern Stand hineinzuschwärzen, setzte seiner Herkunft öffentlich ein wahres und bleibendes Denkmahl, was uns also auch als Denkmahl seines höchst geraden und offenen Characters wichtig und schätzbar seyn muß.

Den Anhang bilden einige Briefe Seumes an seine Geliebte und die Obole eines Freundes des Verfassers zu seinem Denkmale, die dem Ganzen ein guter Schlußstein ist.

Die gute Aufnahme, welche die gesammelten Schriften im deutschen Vaterlande gefunden, haben mir die sehr angenehme Überzeugung gegeben, daß Seume noch im frischen Andenken lebt, und seinen Manen fortwährend ein reicher Zoll von Liebe und Achtung zu Theil wird.

Zugleich statte ich für den mir von vielen Seiten her gewordenen Beifall und die klar ausgesprochene Würdigung dieses Unternehmens, meinen besten und wärmsten Dank ab.

Wiesbaden den 28 August 1825.

J. P. Zimmermann.

Vorrede zum Pflicht- und Sittenbuch.

Lieben Freunde vom Lande!

Ich glaube, daß ein kleines Buch dieser Art euch wohl sehr nützlich seyn könnte, und ich setzte mich hin und schrieb es.

Es haben vielleicht nur wenige von den Männern, welche Bücher schreiben, mehr Gelegenheit gehabt, euch und euere Lage besser kennen zu lernen, als ich: und es ist gewiß keiner, der mehr euer herzlicher Freund ist und euch inniger wohl will. Jeder gute Mensch wünscht das Glück aller seiner Mitbrüder, und trägt dazu bei so viel er kann; jeder nach seiner Weise. Ich kann sonst nichts Wesentliches für euch thun, als mit euch über den Menschen und seine Pflichten, die einzigen Stützen seiner Glückseligkeit, mit warmer Theilnahme zu sprechen.

Man hat darüber schon viele Bücher geschrieben, die meistens alle gut und wahr sind: aber sie sind theils zu groß, theils zu gelehrt, und also für euch

nicht immer so deutlich und faßlich, als sie seyn könnten und sollten. Ich habe mich bemüht mit wahrer Überzeugung in euere Seelen zu sprechen. Ob es mir gelungen ist, darüber könnt und müßt ihr nur selbst urtheilen, wenn ihr aus meinem Vortrage den Nutzen schöpft, der meine Absicht war.

Es wird gewiß meine größte Belohnung seyn, wenn ich erfahre, daß recht viele von euch dadurch mehr Belehrung zum Leben, mehr Abscheu vor dem Bösen, mehr Befestigung im Guten, mehr Ermunterung, Trost und Beruhigung im Leiden, mehr wahren Frohsinn im Glück bekommen haben, und daß mancher dadurch hier und da besser und glücklicher geworden ist.

Inhalt.

	Seite.
Kurzes Pflichten- und Sittenbuch	1
Mein Leben	161
Anhang:	
I. Einige Briefe des Verfassers an seine Geliebte . . .	319
II. Scholion	340
III. Eine Obole zu Seume's Denkmahl	341

I.

Kurzes Pflichten- und Sittenbuch
für Landleute.

Des Lasters Weg ist Anfangs zwar
Ein breiter Weg durch Auen;
Allein sein Fortgang wird Gefahr,
Sein Ende Nacht und Grauen.
Der Tugend Pfad ist Anfangs steil,
Läßt nichts als Mühe blicken;
Doch weiter fort führt er zum Heil,
Und endlich zum Entzücken.

Gellert.

Ich glaubte, daß ein kleines Buch dieser Art euch wohl sehr nützlich seyn könnte, und ich setzte mich hin und schrieb es.

Es haben vielleicht nur wenige von den Männern, welche Bücher schreiben, mehr Gelegenheit gehabt, euch und euere Lage besser kennen zu lernen, als ich: und es ist gewiß keiner, der mehr euer herzlicher Freund ist und euch inniger wohl will. Jeder gute Mensch wünscht das Glück aller seiner Mitbrüder, und trägt dazu bei so viel er kann; jeder nach seiner Weise. Ich kann sonst nichts Wesentliches für euch thun, als mit euch über den Menschen und seine Pflichten, die einzigen Stützen seiner Glückseligkeit, mit warmer Theilnahme zu sprechen.

Man hat darüber schon viele Bücher geschrieben, die meistens alle gut und wahr sind: aber sie sind theils zu groß, theils zu gelehrt, und also für euch nicht immer so deutlich und faßlich, als sie seyn könnten und

sollten. Ich habe mich bemüht mit wahrer Überzeugung in euere Seelen zu sprechen. Ob es mir gelungen ist, darüber könnt und müßt ihr nur selbst urtheilen, wenn ihr aus meinem Vortrage den Nutzen schöpft, der meine Absicht war.

Es wird gewiß meine größte Belohnung seyn, wenn ich erfahre, daß recht viele von euch dadurch mehr Belehrung zum Leben, mehr Abscheu vor dem Bösen, mehr Befestigung im Guten, mehr Ermunterung, Trost und Beruhigung im Leiden, mehr wahren Frohsinn im Glück bekommen haben, und daß mancher dadurch hier und da besser und glücklicher geworden ist.

Von Gott.

Wir schauen hin auf die Flur, wo eben der Sämann die Körner in die Furchen geworfen hat; die Erde scheint todt, der Saame scheint gestorben zu seyn. Aber das Körnchen keimt und lebt auf, das schöne liebliche Blatt dringt hervor; das Blatt wächst und wird zum Stock; der Stock breitet sich aus und treibt Stengel; jeder Stengel schoßt empor zur Aehre. Die ganze weite Flur der Saat bewegt sich in Wogen und duftet Wohlgerüche. Das Körnchen, das gestorben schien, giebt sich selbst hundertfach ins Leben zurück.

Es müssen sehr unglückliche Menschen seyn, die keinen Gott glauben. Wir möchten über sie weinen.

Dort fällt eine Eichel herab; der Wind bedeckt sie mit Erde. Der nächste Frühling bringt ihre Blättchen hervor; die Blättchen werden zur Pflanze, die Pflanze zum Bäumchen, das Bäumchen zum Stamm, der Stamm zum hohen majestätischen Baum, der sich Jahrhunderte empor thürmt, und mit seiner Wurzel rundum die Tiefe faßt. Ein Volk von Vögeln lebt und nistet in seinen Ästen Jahrhunderte, und singt dem Schöpfer Lob; und unten an seinem tausendjährigen Stamme, den kaum der Blitz zerschmettern kann, sitzen Menschen und freveln, und wollen vernünfteln, ob und was Gott sey.

Sie müssen sehr unglücklich seyn. Wir möchten über sie weinen.

Sie laben sich an der Blumen Geruch, und zweifeln an

dem Schöpfer der Blumen. Sie sehen in den Blitz und staunen in die Donnerwolke, und verkennen den, der den Donner sendet und den Blitz leitet. Sie hören die Stürme brausen, und wollen den nicht sehen, der sie im Zügel hält, daß sie nicht den Felsen herab stürzen, an dessen Fuß die Sünder sitzen.

Sie müssen sehr unglücklich seyn.

Gott, unser Schöpfer, wir wollen niederfallen und anbeten vor dem Gedanken deiner Herrlichkeit und Größe. Wir können dich nicht begreifen, denn wir sind Staub und Asche, und du hast die Morgensterne gemacht. Aus deiner Hand sind die Sonnen wie Funken geronnen. Die Blinden am Geist sehen dich nicht; die Tauben am Herzen hören dich nicht. Du wogst die Welten, und maßest ihnen ihre Laufbahn, die sie wandeln sollten. Das Meer ist vor dir wie ein Tropfen; du hast die Berge aus der Erde gehaucht, und von deinem Hauche sinken sie zurück. Gott, unser Erhalter, wir wollen hingehen zu deinen Altären und danken. Der Boden ist bestreut mit deinen Gütern; du krönest jedes Jahr mit neuem Wuchs. Wir werden gesättiget aus deiner Hand und sind froh. Du öffnest den Schooß der Erde, daß sie uns giebt einen Vorrath nach dem andern. Millionen nähren sich täglich von deinen Gaben und sammeln Reichthum. Gott, unser Vater, wir wollen uns werfen in deine Arme mit kindlicher Liebe. Jeder Tag ist ein neuer Beweis deiner Güte und Vaterhuld. Könnte auch eine Mutter ihres Säuglings vergessen, daß sie sich nicht erbarmte über den Sohn, den sie geboren hat, so willst du doch unser nicht vergessen, Vater. Die Sonne gehet auf und unter, um uns Segen zu bereiten, die Jahrszeiten wechseln mit deinen Geschenken, um uns zu erhalten und zu erfreuen. Dein Regen tränkt die Furchen, damit unser Fleiß gedeihe. Wohin wir sehen, ist alles voll von deiner Liebe und Sorgfalt für uns, deine Kinder.

Wie kann der Mensch, der ein Wurm ist, sich erkühnen, dein Wesen ergründen zu wollen! Wie kann er so blind, so gefühllos seyn, deine wohlthätige Allgegenwart nicht zu sehen, nicht zu empfinden! Seine stolze Kunst kann keinen Halm hervorbringen, wie er zu seinen Füßen liegt; und er wagt es über Gott zu richten. Wie will der Endliche den Unendlichen messen? Die Weisen werden Thoren, wenn sie in die Tiefen der Unendlichkeit dringen wollen. Ehrfurcht und Anbetung vor dem Ewigen, dessen Daseyn in jedem Blatte redet, dessen Wohlthätigkeit aus jeder Pflanze spricht, dessen Herrlichkeit der kleinste Wurm im Staube verkündiget. Sterne gehen wie Lichtstaub aus seiner Hand, und werden Welten: ewiges Licht ist sein Gewand, das kein sterbliches Auge durchschauen kann. Wir sollten es wagen, Gott kennen zu wollen, wie Gott ist! Wir können nicht unverwandt in unsere Sonne sehen, die ein Pünktchen ist in seinen Schöpfungen, deren Feuer vielleicht Eis ist gegen das Feuer der Sonnen um seinen Thron; deren Glanz Dämmerung ist gegen den Glanz des ewigen Lichts, in welchem er wohnet.

Ein Blick um uns her und sodann in unser Herz ist der tiefste Beweis von Gott. Wer diesen nicht fühlt, für den spricht die Weisheit umsonst. Die Thoren sprechen in ihren Herzen: es ist kein Gott; aber sie werden dafür gestraft durch ihr eigenes Herz, welches traurig und trostlos in der Welt umher irrt, und sich an nichts mit Vertrauen wenden kann. Wer auf Gott nicht hoffen kann, wie will der auf irgend etwas in dieser Welt hoffen, wie will er von sich selbst etwas hoffen können?

Gott, gieb daß wir uns nie verirren;
Laß in Betrug und falschen Wahn
Nie unsre Herzen sich verwirren,
Und zeig uns stets die rechte Bahn.
Bei dir nur, Vater, finden wir
Beruhigung und Heil, bei dir.

Wenn Frevler von den frechen Rotten
In ihres Stolzes Unverstand
Der Ehre deines Namens spotten,
Weil dich noch nie ihr Herz empfand,
So sey uns deines Namens Licht
Erleuchtung, Trost und Zuversicht.

Du hast uns aus dem Nichts gerufen,
Mit jeder Wohlthat uns erfreut,
Und führst von Stufen uns zu Stufen
In eine höh're Seligkeit.
Bei dir ist, wenn Vernichtung droht,
Ein neues Leben in dem Tod.

Von der Religion.

Die Religion ist die beste Führerin durch das Leben, die beste Leiterin in frohen Tagen, die beste Trösterin im Unglück. Unter der Religion verstehen wir diejenige Beschaffenheit des Verstandes und des Herzens, wo wir nach den wahren Gründen beständig geneigt sind, alle unsre Pflichten mit Vergnügen zu erfüllen. Diese wahren Gründe liegen in dem Glauben und dem beständigen Andenken an Gott, unsern Schöpfer und Vater, an seine unendliche Weisheit, Gerechtigkeit und Heiligkeit, seine unumschränkte Güte, seine ewige Ordnung durch die ganze Natur, seine väterlichen Absichten zu unserer Glückseligkeit. Der Grund aller Religion ist also allein feste unerschütterliche Überzeugung von dem Daseyn Gottes, von seiner Vorsehung, von dem hohen alles überwiegenden Werth der Tugend, von der Unsterblichkeit unsers Wesens und der Vergeltung nach dem Tode für unser Leben hier auf der Erde. Der Böse kann nichts Gutes erwarten, und den Guten wird das Böse nicht immer quälen. Alles hat seine gemessene Folge. Gott belohnt den Frommen und Rechtschaffenen; aber der Böse bestraft sich selbst, weil er das Glück

der Tugend von sich wirft. Wenn es hier dem Verächter alles Guten zuweilen durch das ganze Leben sehr wohl geht, und der Verehrer und Befolger der wahren Tugend beständig unglücklich zu seyn scheint, so ist dieses ein starker Beweis mehr, daß dort nach diesem Leben erst eine ganz richtige Austheilung seyn wird. Es ist nothwendig, daß der Boshafte, der Unterdrücker, der Grausame, der Ungerechte, der Verführer und Spötter der Unschuld und Tugend einst den Lohn seiner Thaten habe; denn Gott ist heilig und gerecht: es ist nothwendig, daß der Fromme, der Dulder, der Sanftmüthige, der Verkannte, der Unterdrückte, den hier die Bosheit peinigte, der Edle, der Christ im wahren Sinne, einst den sichern Genuß seiner Tugenden habe; denn Gott ist heilig und gerecht. Himmel nennen wir den seligen Zustand unserer Vollendung, wo wir mit höhern Kenntnissen geschmückt, mit größeren Kräften ausgerüstet, zu festerer Tugend bewährt, in Verbindung mit uns ähnlichen Frommen, von Gott mehr schauen, ihn mehr preißen und glücklicher seyn werden, als wir uns hier denken können. Es hat es kein Auge gesehen, kein Ohr gehöret, und es ist in keines Menschen Herz gekommen, was Gott bereitet hat denen, die ihn lieben. Hölle nennen wir den Zustand der Qual, wo die Bösen in böser Gesellschaft zu ihrer desto größeren Marter die Folgen ihrer Thorheit und Verkehrtheit empfinden werden. Ihre Erkenntniß wird nur das Schreckliche ihrer Verdammniß vermehren, und ihre steigenden Kräfte werden nur zur Last ihrer unaussprechlichen Leiden beitragen, die sie sich hier durch Verachtung aller Warnungen der Vernunft und der göttlichen Lehre zugezogen haben. Wenn hier schon mancher Bösewicht nach dem Verbrechen mit Angst und Verzweiflung fürchterlich ringt, welche Qual muß dort einen Verdammten fassen, der ein ganzes Leben ruchlos verschwendet hat, und keine Hoffnung einer Rettung siehet!

Gott hat uns nur zu Menschen geschaffen. Wir sind oft

noch schwach von Natur und manchen Gebrechen unterworfen. Auch der Beste, der Aufmerksamste, der Frömmste ist nicht frei von Irrthümern; wir fehlen alle mannigfaltig. Gott wird uns unsere Fehler verzeihen; denn er ist gütig, er ist unser Vater: aber er wird unsere Verbrechen strafen; denn er ist heilig, er ist unser Richter. Seyd heilig, wie euer Vater im Himmel heilig ist, sagte Christus, der göttliche Lehrer der Religion. Aber nur Gott ist vollkommen heilig; wir können nur aus unendlicher Ferne uns eifrig bemühen, als sein Ebenbild ihm ähnlich zu werden. Gleich wird ihm kein Mensch und kein Engel; denn er allein ist unendlich.

Wir wollen nicht diejenigen verachten oder gar hassen, welche vielleicht über manche Punkte der Religion andere Begriffe haben, oder von einer andern Kirche sind, als wir. Sie sind alle unsere Brüder und haben mit uns einen Vater, und mit uns eine Hoffnung; denn wir sind alle Kinder eines Stammes. Gott allein siehet ihr Herz, beurtheilet ihren Verstand, und wird mit ihnen handeln nach seiner Güte. Wer den Herrn fürchtet und recht thut aus allerlei Volk, der ist ihm angenehm. Wer irret, verdient Mitleiden, und wo es möglich ist, Belehrung. Verachtung ist das Zeichen eines hoffärtigen stolzen Herzens; und den Haß kann nur eine boshafte Seele in sich nähren. Liebet Gott über alles, und liebet euern Nächsten wie euch selbst, sagt der göttliche Stifter unserer heiligen Religion; in diesen beiden Geboten liegt das ganze Gesetz. Dieses Gesetz ist ja jetzt gewiß die Grundlage aller Religionspartheien um uns her: denn es ist das Gesetz Gottes, das er selbst jedem Vernünftigen, und auch den Heiden, ins Herz geschrieben hat. Wir wollen also alle lieben wie unsere Brüder. Nur der Atheist oder der offenbare Gottesleugner kann keine Religion haben; denn ohne Gott ist keine Religion: aber wir wollen auch ihn lieben und ihn bedauern; er ist unser unglücklicher verirrter Bruder. Gott, den er nicht kennet, mag sich seiner erbarmen.

Mach unser Herz zu deinem Thron,
Und laß uns nichts den selgen Glauben,
Womit du uns beglückest, rauben,
O göttliche Religion!

Du zeigest uns den ebnen Pfad;
Erhöhest dieser Erde Freuden,
Verminderst dieser Erde Leiden,
Und reichst uns immer Trost und Rath.

Du giebst, wenn nach dem Pilgerlauf
Wir müde werden, Ruh den Müden,
Und trägst dann wiederum in Frieden
Den Geist zu seinem Schöpfer auf.

Vom Gottesdienst.

Die wahre Religion besteht freilich nicht in äußerlichen Gebräuchen, sondern wohnt in der festen Überzeugung des Verstandes und in der tugendhaften Neigung des Herzens. Ein Mensch ohne Religion ist ein unglücklicher Mensch für sich selbst, und gefährlich für andere. Wir dürfen aber nicht gleich so lieblos urtheilen, wenn ein Mensch nicht durchaus wie wir denkt, er habe darum wirklich keine Religion. Sein Leben ist die beste Probe, ob er Religion hat oder nicht; denn der Glaube, der sich nicht durch Werke zeigt, ist todt, und so gut als kein Glaube.

Wenn aber das Wesen der Religion selbst gleich nicht in Gebräuchen bestehet, so wird doch der Mann, welcher wirklich Religion besitzt, diese äußern Gebräuche, welche immer mit ihr in Verbindung stehen, nie vernachläßigen. Wir nennen alle diese Gebräuche zusammen Gottesdienst, aber nur auf menschliche Weise, wie wir fast immer von Gott sprechen. Gott gewinnt durch unsern Dienst, durch unsere Verehrung nichts; er wird dadurch nicht größer, herrlicher und seliger, als er seiner ewigen

unendlichen Natur nach ist. Der Vortheil ist allein für uns. Wir erheben durch den Gedanken an ihn unsere Seele, wir stärken unsere Entschlüsse zum Guten, wir befestigen unsere Überzeugung in der Wahrheit, wir erhöhen unsern Muth zu allen Pflichten, unsere Standhaftigkeit zu unvermeidlichen Widerwärtigkeiten; wir gewinnen herzliches Vertrauen zu Gott, als unserm Vater und unermüdeten Wohlthäter. Sind dieses nicht sehr wesentliche Vortheile, die wir alle auch mit aus der äußern Religionsübung erhalten können und erhalten sollen?

Diese Gebräuche sind, die Besuchung der öffentlichen Versammlungen, wo Andacht, Gebet, Dank und Untrrricht in unsern Pflichten die große wichtige Absicht ist. Nicht jeder, der die Kirchen mit der größten Regelmäßigkeit und mit ängstlichem Schein der Gewissenhaftigkeit besucht, ist deßwegen auch ein guter Christ; das Christenthum erfordert mehr als Gebetsformeln, Gesangsweise und Pharisäerwesen: aber ein guter Christ wird doch diese löblichen Wege und Mittel zur Erbauung und der ferneren Belehrung nicht versäumen. Der Zweck ist wahre Tugend und Glückseligkeit; die Mittel dazu sind gründlicher Unterricht und fester Vorsatz den Weg zu gehen, den wir als den richtigen erkennen. Die wohlthätigen Einrichtungen sind bei uns seit vielen Jahrhunderten so, daß jeder über seine Pflichten, so wie über Recht und Unrecht, über Tugend und Laster überhaupt, öffentliche Unterweisung haben kann; und wer diese absichtlich und leichtsinnig vernachläßiget, zeigt sich als einen Verächter der Ordnung Gottes. Gott selbst hat diese Ordnung geboten, und die Obrigkeit hat und übt die Pflicht, zu unserm eigenen und dem allgemeinen Glücke darüber zu wachen. Wer über den öffentlichen Gottesdienst spottet, ist gewiß ein Bösewicht. Die Lehrer der Religion müssen für uns immer Männer von Würde seyn. Sie haben ein heiliges Amt: und ihre Verantwortung vor Gott wird doppelt schwer seyn, wenn sie das Amt

der Tugendlehre nicht durch ihr Leben ehren, und nicht durch Unterricht und Beispiel das Gute bewirken, das sie bewirken sollen.

Die Heiden feierten die Feste ihrer falschen Götter mit glühendem Eifer; und wir sollten nicht die unendliche Größe der wahren einzigen Gottheit an bestimmten Tagen dankbar andächtig bewundern? Wir sind Menschen, die jeden Tag neuen Schwachheiten ausgesetzt sind, und brauchen also beständig Wiederholung der Wahrheiten, die uns nöthige Bestärkung in den Pflichten, welche uns heilig seyn müssen. Unser eigenes Glück erfordert dieses: wer könnte gleichgültig gegen etwas seyn, das sein und seiner Brüder Glück betrifft? Die Sonntagsfeier ist also auf alle Weise Pflicht für uns alle. Der Tag ist ein Tag der Ruhe, ist ein Tag der Sammlung neuer Kräfte, ein Tag der Überlegung, der Betrachtung; der stillen Freude, wenn wir glücklich sind, des heilenden Trostes, wenn wir unglücklich sind. Du sollst den Feiertag heiligen. Aber unser Schöpfer kann nicht wollen, daß wir über den Entschlüssen zum Guten das Gute selbst, über der Ermunterung zu unsern Pflichten die Pflichten selbst vergessen sollen. Wir dürfen also wohl das Wichtigere dem weniger Wichtigen vorziehen. Wer in die Kirche geht, wenn er seinen kranken Bruder pflegen und ihm Arznei reichen soll, thut nicht seine Pflicht. Wer den Abendsegen betet und mit seinem Nachbar grollt, wie kann der dem Schöpfer ein angenehmes Opfer bringen? Das Beten wäre Sünde, wenn man darüber seine Arbeit vergessen wollte: und der Mann wäre ein Thor oder ein gottloser Heuchler, der beten und nicht arbeiten wollte, wenn seine hungernde Familie um Brot schreiet. Dem Arbeitsamsten bleiben immer noch einige Minuten Zeit zur Andacht übrig: und die wenigen herzlichen Worte eines Mannes, der seine Pflichten erfüllet hat, sind gewiß vor Gott mehr, als sonst lange Gebete. Der Faule, welcher betet, spottet. Das Gebet des Gottlosen, des Menschenhassers, des Unversöhnlichen, des

Peinigers seiner Brüder, ist Lästerung. Der Himmel erhört nur das Gebet des Tugendhaften; und tugendhaft ist nur, wer seine Pflicht thut. Werke der christlichen Liebe und der Noth sind an jedem Sonntage erlaubt; nicht allein erlaubt, sie sind geboten. Wer einem Freunde Trost und Hülfe bringen kann, darf mit gutem Gewissen die Betstunde versäumen: er betet durch ein gutes Werk, welches dem Himmel angenehm ist; und das wird dem Vollbringer Freude und Belohnung geben. Wer seine Ernte retten kann, darf sie ohne Bedenken unter der Kirchenzeit retten; er rettet seine Familie vom Mangel. Gott will es, und die Obrigkeit will es; denn er kann von der künftigen Ernte seinem dürftigen Bruder geben. Wer aber den Tag, welcher der heiligen Ruhe und der Betrachtung und Andacht bestimmt ist, mit gewöhnlichen ununterbrochenen Geschäften, mit bloßem sinnlichen üppigen Vergnügen verbringt und nicht den Versammlungen der christlichen Gemeine beiwohnt, wenn er wohl könnte, ist ein Leichtsinniger, vielleicht ein Verächter. Wenn man daselbst auch nicht immer etwas neues hört, so muß es doch für unser Herz allezeit eine wahre Erquickung seyn, mit unsern Brüdern vereint, Gott, unserm Vater und Wohlthäter, zu danken, seine unendliche Macht, Güte und Weisheit, womit er uns täglich beglückt, zu preisen, unser Herz zu ihm zu erheben und ihm alle Angelegenheiten unserer Seele, unsers Herzens und unsers häuslichen Lebens kindlich zu empfehlen.

Es ist zwar kein Beweis, daß der Mann, welcher beständig viel und ununterbrochen betet, ein guter frommer Mann ist; denn es giebt der Heuchler und Mundchristen viele: aber derjenige ist gewiß kein guter Mann, welcher gar nicht betet. Er zeigt durch ein solches sorgloses unbesonnenes Betragen, daß sein Verstand ohne wahre Erkenntniß und sein Herz ohne wahres Gefühl ist. Wie will derjenige seine Pflicht gegen seinen Mitbruder erfüllen, der nicht Dankbarkeit gegen seinen Schöpfer und größ=

ten Wohlthäter empfindet? Wie will der seinen Bruder lieben, welcher nicht zeigt, daß er seinen Vater liebt? Und kann der seinen Vater lieben, der sich beständig von ihm entfernt, sich ihm nie zu nahen sucht, seine Wohlthaten mit Kälte und Murrsinn empfängt und verzehret? Nein, wir wollen keine christlichen Gebräuche, weder öffentlich noch zu Hause, vernachläßigen. Sie dienen alle dazu, uns mit Gott immer mehr zu beschäftigen, ihn und unsere Mitmenschen mehr lieben zu lernen, und unsere Pflichten immer wichtiger und doch angenehmer und leichter zu machen, unsere wahren Freuden zu berichtigen, zu läutern und zu sichern, und uns in unserm Unglück Beruhigung, Trost und ermunternde Stärkung zu verschaffen.

Von den Pflichten gegen uns selbst überhaupt.

Gott hat uns alle zur Glückseligkeit geschaffen; denn er ist der Allgütige. Diese Glückseligkeit können wir nur durch Gehorsam gegen ihn und wahre Tugend erreichen; denn er ist der Allweise und Heilige. Alle Mittel diesen Zweck, unsere Glückseligkeit zu erreichen, sind uns Pflicht: denn der Zweck, den Gott, der Allerhöchste und unser Schöpfer und Vater und Wohlthäter will, ist Gesetz. Und es ist kein höheres Gesetz als dieses; denn es ist kein höherer Gesetzgeber als Gott. Jedes Gesetz, das die Menschen elend und unglücklich machen wollte, wäre ein Widerspruch, wäre eine Lästerung gegen Gott und seine Weisheit und Güte, eine schreiende Ungerechtigkeit. Diese Erde soll für uns kein bloßes Jammerthal und unser Leben darauf nicht Elend seyn. Die Menschen thun sehr übel, wenn sie es dazu machen; sie handeln wider den Willen Gottes und gegen ihr eigenes Glück, gegen ihre Vernunft. Die nothwendigen Übel in der Welt sind

geringe gegen das unendliche Gute, das uns der Himmel täglich und von allen Seiten genießen läßt. Vollkommen können wir nicht seyn, denn wir sind Menschen: also auch nicht vollkommen glückselig. Gott allein ist die Vollkommenheit und die höchste Seligkeit. Wir selbst sollen hier so vollkommen, so zufrieden und glücklich werden, als es unsere Natur erlaubt. Dort werden wir höher steigen, wenn wir hier auf unserer Stelle gut waren. Jeder Mensch ist zwar frei, und könnte vielleicht sagen: wenn ich andern nichts zu Leide thue, so kann ich mit mir selbst machen, was ich will; denn über mich bin ich Herr. Er ist zwar Herr über sich selbst; aber diese Herrschaft darf er nicht gegen den Zweck und die Absicht seines Schöpfers, nicht gegen die Vernunft, er darf die Herrschaft über sich selbst nicht wider sich selbst brauchen. Denn das hieße, ich will nicht vernünftig, ich will kein Mensch seyn, wozu ihn doch Gott geschaffen hat. Jeder Mensch hat also Pflichten gegen sich selber; er soll seine Natur so gut und vollkommen und sich selbst so glücklich zu machen suchen, als möglich ist. Das ist der Wille Gottes; das zeigt ihm seine eigene Vernunft. Aber Gott ist der Schöpfer und Vater nicht allein jedes einzelnen Menschen, einer besondern Menschenklasse, eines besondern Volks: er ist der Schöpfer und Erhalter von allem was ist. Er will also nach seiner Güte, daß alles, was er geschaffen hat, auch in dem Zustande, zu welchen er es geschaffen hat, gut und glücklich sey. Wir sollen also nicht allein nur für uns glücklich seyn; sondern alle sollen glücklich, alles soll glücklich seyn, weil es Gott geschaffen hat; denn Gott schafft nichts umsonst und zwecklos. Das ist der Wille Gottes, und auch dieses zeigt uns unsere Vernunft. Daraus entstehen unsere Pflichten gegen andere; wie wir unten im Folgenden sehen werden. Der allgütige, allweise Regierer der ganzen Welt hat es so eingerichtet, daß immer das Glück des Einen das Glück des Andern nach sich ziehet, daß sich bei dem Wohlbefinden des Einen auch der Andere mit wohl be-

findet, und bei den Leiden des einen Theils der Gesellschaft auch die übrigen leiden. Wenn ein Land glücklich ist, so sind es alle Einwohner; und wenn es elend ist, so leiden alle. Nichts kann uns deutlicher zeigen als diese wohlthätige Einrichtung der Gottheit, wie sehr wir uns alle als Brüder, als eine Familie unsers allgemeinen Vaters lieben, uns wohl wollen und gegenseitig unterstützen sollen. Wenn jeder Mensch, ohne andere zu bevortheilen, so viel als möglich ist, für seinen eigenen Vortheil Sorge trägt, sich selbst so gut, so froh, so glücklich als möglich zu machen sucht; so wird er es nicht allein für sich selbst, sondern auch andere um und neben ihm werden es mit ihm. Seine Familie genießt mit ihm, andere genießen mit ihm durch Verwandtschaft, Freundschaft oder andere Verbindungen; die übrigen suchen ihm nachzueifern und alle um ihn her befinden sich besser. Der gütige Schöpfer hat die Natur des Menschen so eingerichtet, daß er sich nie gern allein freuet, daß er Freuden und Leiden gern mit seinen Nebenmenschen theilt; dadurch gewinnen alle. Die Freuden werden größer, das Unglück wird kleiner.

Ein Mensch, der die Pflichten gegen sich selbst nicht erfüllt, die ihm Gott, der ihn zum Menschen schuf und ihm Vernunft gab, auflegt, wie will der die Pflichten gegen andere als Vater, als Gatte, als Hausherr, als Mitglied der Gemeinde, als Freund, als Unterthan erfüllen? Zuvor müssen wir gute Menschen seyn, ehe wir in irgend einer andern Lage etwas anders gut seyn können. Und ein guter Mensch ist man nicht, wenn man nicht das ganz und vollkommen ist, wozu uns der Schöpfer unserer Natur nach bestimmt und gemacht hat. Ist es nicht ein großer Vorwurf für einen Menschen, wenn man mit Recht von ihm sagen muß: er ist ein thörichter unvernünftiger Mensch? das heißt, er beträgt sich gegen sich selbst nicht so, wie er als ein Mensch, der Verstand und Überlegung besitzt, sich betragen sollte. Wenn er andere beleidiget und ihnen Unrecht und Schaden thut und sie elend macht,

so ist er noch mehr als dieses; er ist böse und lasterhaft. Aber jenes ist oft der Anfang und Übergang zu diesem.

Von der Übung unsers Verstandes.

Der Mensch ist auf dem ganzen Erdboden das einzige Geschöpf, das Vernunft hat: dadurch erhebt er sich und herrscht über alle übrige Kreaturen nach der Einrichtung Gottes. Und wir sollten nicht dieses ausschließliche unschätzbare Geschenk der Gottheit, unsere Vernunft, heilig halten, ausbilden und zu erhöhen suchen? Nur durch Vernunft erkennen wir Gott und seine Ordnung und seine Gesetze; nur durch Vernunft überzeugen wir uns von unsern Pflichten und ihrer Nothwendigkeit und Unverbrüchlichkeit; nur durch Vernunft sehen wir den Weg zu unserer wahren Glückseligkeit. Verstand und Vernunft hat noch überall den größten Werth; auch dann, wenn man oft keinen Gebrauch davon macht. Wenn man im gemeinen Leben sagt, er ist ein reicher Mann, ein vornehmer Mann, ein mächtiger Mann; so sind wir dabei ziemlich gleichgültig oder wir fürchten uns, weil wir nicht wissen, was noch folgen wird. Wenn man aber sagt, er ist ein verständiger vernünftiger Mann, so haben wir gleich Achtung und Zutrauen; denn wir schließen mit Recht, ein vernünftiger Mann könne nicht schlimm seyn. Nur Verstand und Vernunft macht den Menschen wahrhaftig zum Menschen: alles andere ist Zufall und hat dagegen keinen großen Werth. Halten wir nicht mit Wahrheit diejenigen für die Allerelendesten und Unglücklichsten, die ihre Vernunft verloren haben? Und wenn ein Mensch in der Würde sitzt, sagt der Sittenlehrer Sirach sehr nachdrücklich, und hat keinen Verstand, so ist er wie ein Vieh. Es ist desto trauriger, wenn ein Mann, der eine Würde hat, nicht verständig ist, da er es vorzüglich seyn soll, da er mit für andere den=

ken und rathen und ihnen helfen soll. Sirach spricht also nicht umsonst so stark. Wir sollen demnach unsern Verstand so viel wir können zu bilden suchen; durch Unterricht, durch Nachdenken, durch Aufmerksamkeit auf alles, durch Umgang, durch gute Bücher, wenn wir Gelegenheit haben. Wir sollen unserer Vernunft folgen in unsern Urtheilen; denn Gott hat jedem Menschen Vernunft gegeben, die er gebrauchen soll. Wir sollen die Vernunft anderer anhören, sie prüfen, vergleichen, und unsere darnach berichtigen, wenn wir noch nicht ganz gewiß waren, oder die unsrige befestigen, wenn wir Recht hatten. Die Vernunft dürfen wir überall brauchen; denn wir sollen überall Menschen, das heißt vernünftige Geschöpfe seyn. Wenn unsere Vernunft noch manches nicht begreifen und einsehen kann, so sollen wir uns dabei beruhigen; denn wir sind jetzt nur Menschen, die unmöglich alles bis auf den letzten Grund erforschen können. Auch die Weisen wissen nicht alles, und zanken sich oft über Dinge, die uns sehr unnütz und sonderbar scheinen. So viel wir für unsern Stand und für unser Leben brauchen, können wir ohne Mühe fassen. Über unsere Vernunft ist manches, und das ist nicht für uns; aber wider unsere Vernunft darf uns niemand etwas aufbürden. Wer seinen Verstand nicht aufgehellet gebildet hat, der ist zu keinem Geschäfte des Lebens vorzüglich geschickt und in Gefahr sich beständig zu verirren. Er weiß nie recht bestimmt und gewiß, was seine Pflicht ist in diesem oder in jenem Falle, welches in diesem oder in jenem Falle die beste Weise zu handeln sey. Er thut entweder zu viel oder zu wenig, thut sich oder andern Schaden. Er kann über keinen Vorfall, wo es oft wichtig und nöthig ist, schnell und richtig urtheilen; und muß sich dann auf andere verlassen, die es vielleicht eben so wenig können, oder die wohl gar Absicht haben ihn zu hintergehen. Wer seinen Verstand nicht gebildet hat und sich nicht eine Kenntniß der gewöhnlichen Dinge und Erscheinungen in der Welt erworben hat, der ist in Gefahr eine

Menge abergläubische Meinungen zu behalten oder anzunehmen, die entweder seine Ruhe stören, ihn ängstlich machen, von dem Wesentlichen der Religion und der Lebenspflichten abziehen, oder gar ihm und seinem Nächsten durch seine Unwissenheit und Thorheit empfindlich schade. Die leeren Einbildungen von Teufelswirkungen, Hexerei, Gespenstern, Kobolden und Zaubereien aller Art setzen den Leichtgläubigen in manche Furcht, über die der Vernünftige nur lächelt. Die Bosheit und List mancher Menschen bedient sich dann der Einfalt anderer, um ihre schändlichen Absichten durch Betrug zu erreichen. Die Erscheinungen der Natur selbst setzen manchen, der keine richtigen Begriffe und keine Belehrung darüber hat, in das größte Schrecken. Der wohlthätige Donner ist ihm ein furchtbares Strafgericht, der Blitz eine Zornflamme, da doch der allgütige Gott diese Erschütterungen der Luft und der Erde zur größten Wohlthat geordnet hat. Mit Verstand und Vernunft hat man überall die nöthige Gegenwart des Geistes, und siehet sogleich die wahre Ursache, woher etwas entstehet, oder muthmaßet sie doch ziemlich richtig, und keine Furcht kann sich unserer bemächtigen.

Ob wir gleich in unserm Stande und bei unserer Lebensweise weder gelehrt werden können noch sollen, so müssen wir uns doch die nöthigen Begriffe zu sammeln suchen, um über alles, was um uns her und bei und unter uns vorgehet, ordentlich, genau und treffend zu urtheilen, weil davon sehr oft unser und unserer Nebenmenschen Glück abhängt. Gelehrsamkeit ist nicht immer Verstand; aber Verstand ist dem Menschen in jeder Lage unentbehrlich: und jemehr einer hat und ihn braucht, desto besser wird es um ihn stehen und mit allen, die mit ihm zu thun haben.

Von der Ruhe der Seele.

Sowie der Friede im Lande das unschätzbarste Glück für das ganze Land ist, so ist Friede und Ruhe in dem Gemüthe eines jeden einzelnen Menschen das größte Glück für ihn. Diesen Frieden, diese Ruhe sollen wir zu erlangen und zu erhalten suchen. Wir können dieses, wenn wir es sollen; denn wir sollen nichts, was wir nicht können. Dem einen wird es freilich in seiner Lage schwerer als dem andern; aber keinem ist es unmöglich. Das beste Mittel dazu ist das allgemeine Mittel zur Glückseligkeit überhaupt: nämlich fester Glaube an Gott und Vorsehung, an Tugend und Unsterblichkeit, treuer Eifer in Erfüllung aller unserer Pflichten. Wie sollte der nicht ruhig seyn, welcher fest überzeugt ist, Gott ist mein Vater, der mein Glück will und veranstaltet und befördert, der alle Haare auf meinem Haupte gezählt hat, und ohne dessen Willen und weise Leitung mir nichts widerfahren kann! Voll Vertrauen spricht ein solcher mit dem frommen Dichter:

> Kein Sperling fällt,
> Herr, ohne deinen Willen;
> Sollt' ich mein Herz nicht mit dem Troste stillen,
> Daß deine Hand mein Leben hält?

Aber nur derjenige kann ohne Furcht und mit stiller tröstlicher Ruhe an Gott und seine Vatergüte denken, der ihrer als ein gutes Kind würdig ist. Nur derjenige ist ihrer als ein gutes Kind würdig, der auf die Gebote Gottes, die er ihm durch die Vernunft und sein Wort giebt, mit kindlicher Ehrfurcht hört, sie zu verstehen sich bemüht und sie alle zu erfüllen sich eifrig bestrebt. Nur die Guten haben Frieden im Herzen. Die Bösen sollen keinen Frieden haben, weder hier noch dort; das ist ihre Strafe. Es ist die Natur der Bosheit und der Sünde, daß sie quält und foltert, auch wenn sie glücklich zu seyn scheint. Das ist weise und gerechte Ordnung des Schöpfers; damit je-

dermann sich vor der Bosheit hüte, wie vor einer Schlange und ihr nicht zu nahe komme.

Die Ruhe der Seele ist die Belohnung des Guten und wieder eine Quelle vieles Guten. So entspringt ein Gutes aus dem andern, so wie oft ein Böses aus dem andern entspringt. Der Ruhige im Geist genießt die Geschenke des Himmels mit doppelter Heiterkeit, und der Friede seiner Seele verbreitet sich über sein Gesicht und durch sein ganzes Wesen. Seine Mienen, seine Reden, sein Gang, alle seine Bewegungen zeigen, daß er glücklich ist, und daß er glücklich zu seyn verdient. Sein Leben ist froher, seine Arbeit ist leichter und besser; und alle Menschen, selbst die Mißmüthigen und Unzufriedenen, schließen sich gern an ihn an. Wie sollte der nicht innern Frieden haben, der alle seine Pflichten mit Vergnügen und Eifer erfüllt, und überzeugt ist, daß der Himmel bei solchen Gesinnungen und solchen Bemühungen ihn nicht verlassen werde?

Wenn ihn auch Leiden und Widerwärtigkeiten treffen, so denkt er, daß er ein Mensch ist, der ohne Leiden nicht leben wird; daß er vielleicht manche Unannehmlichkeiten durch Fehler und Vergehungen sich selbst zugezogen hat: und das macht ihn aufmerksam und vorsichtig auf die Zukunft. Keine Verbrechen beschweren sein Gewissen; und für seine Unvollkommenheiten, Fehler der Übereilung und Schwachheiten hofft er Verzeihung von Gott, wie ein gutes Kind Verzeihung von seinem Vater hofft, das sich immer noch bessern will. Tugend und ein reines Herz sind der sicherste Grund zur Ruhe des Lebens. Es ist ein Spiegel seiner Seele, wenn der gute, fromme, vortreffliche Gellert sagt:

Besitz ich nur
Ein ruhiges Gewissen,
So ist für mich, wenn andre zagen müssen,
Nichts Schreckliches in der Natur.

Wenn er auch dulden muß, so duldet er als Christ mit Gelassenheit und Standhaftigkeit. Wer seine Freuden und sein Glück

liebt, der bewahre seine Tugend; denn mit der Tugend schwindet alle wahre Freude dahin. Er muß etwas auf der Seele haben, sagt das Sprichwort von einem Menschen, der unruhig, ängstlich, heimlich verschlossen sich herum treibt; und selten irrt das Sprichwort. Wie in der Welt der Krieg schneller und leichter ausbricht, als der Friede hergestellt wird; so geht in dem Menschen die Ruhe schneller verloren, als sie wieder gewonnen wird.

Aber auch Erziehung und Gewohnheit wirken oft sehr viel, die beständige Ruhe und Gleichmüthigkeit behaupten zu helfen. Man giebt so vieles der Natur und dem Temperamente Schuld, welches doch meistens theils unsere eigene oder wohl auch die Schuld unserer Erzieher ist. Wer nicht von Jugend auf seine Begierden, seine Leidenschaften, und besonders seine Heftigkeit und Hitze hat zähmen lernen, der ist hernach sein ganzes Leben in einer beständigen oft sehr quälenden Bewegung. Manche Kleinigkeit setzt ihn außer sich und verderbt ihm Freude und Genuß auf viele Tage. Manche Unannehmlichkeit, die er mit etwas mehr Überlegung und Besinnung leicht hätte heben können, ängstiget ihn so, als ob es das ganze Glück seines Lebens beträfe. Er hat ein unruhiges Temperament, sagt man oft mit Recht; aber dieses Temperament ist oft nur Vernachläßigung der Erziehung und Folge des eigenen Leichtsinns. Es ist also auch in dieser Betrachtung heilige Pflicht für Eltern und Erzieher, das Gemüth junger Leute durch Sanftmuth, Klugheit, Beharrlichkeit und vor allen durch eigenes gutes Beispiel vor allen heftigen Leidenschaften zu bewahren, die in der Folge der Ruhe des Lebens so gefährlich werden. Und jeder, der schon selbst hinlängliche Besinnung hat und die Dinge in der Welt mit etwas Ernst betrachten und beurtheilen kann, muß an sich selbst arbeiten, sich eine beständige Gelassenheit und Überlegsamkeit zu erwerben, die ihm in so manchen bedenklichen Fällen

des Lebens den größten Nutzen bringen und über sein ganzes Wesen eine stille Ruhe des Innern und heitere Zufriedenheit verbreiten.

Von der Sorge für unsere Gesundheit und zeitliche Wohlfahrt.

Wir haben Seele und Körper; und beide sollen sich wohl befinden, eins mit dem andern und durch das andere. Wenn die Seele leidet, leidet gewöhnlich der Körper mit; und die Seele empfindet ebenfalls die Schmerzen des Körpers. Er ist an Leib und Seele gesund, pflegt man von einem Menschen zu sagen, dem es durchaus recht wohl geht. Es ist also unsere Pflicht, für dieses Wohlbefinden zu sorgen, und alles zu verhüten, was dasselbe stören kann. Wir auf dem Lande sind in dieser Rücksicht weit glücklicher, als die Städter. Der Himmel um uns ist freier, die Luft reiner und heiterer; alles athmet mehr Leben und Gesundheit. Die Bewegung, eine nothwendige Bedingung zum Wohlbefinden, liegt nothwendig in unserer Lebensart. Daher sind auch im Allgemeinen die Landleute immer noch gesünder, munterer, stärker und fester, als die Bewohner der Städte. Aber auch bei uns auf dem Lande ist man oft sorglos genug und schadet sich zuweilen durch Unbesonnenheit auf einmal mehr, als das eingesperrte Stadtleben gewöhnlich in vielen Jahren schaden kann. Wir glauben oft, unsere Gesundheit sey unverwüstbar, von Stahl und Eisen, wie man sich ausdrückt, und stürmen ohne Gedanken fort, bis ununterbrochene Unbesonnenheit oder irgend ein Zufall, den wir hätten vermeiden können, uns niederwirft. Dann sind wir desto schlimmer daran, da wir gewöhn=

lich die Hülfe eines geschickten Arztes nicht sogleich in der Nähe haben und die Verzögerung oft sehr gefährlich ist. Je unschätzbarer uns also in unserm Stande unsere Gesundheit ist, desto aufmerksamer sollten wir sie zu bewahren, zu stärken und zu befestigen suchen. Unsere Erziehung ist von Jugend auf freier und härter, und macht uns also stärker und dauerhafter. Aber auch diese Stärke und diese Dauerhaftigkeit braucht Schonung und Aufmerksamkeit. Wir sind den übeln Folgen der Witterung nicht so sehr unterworfen als die Weichlinge der Städte; aber wir sind ihnen doch auch ausgesetzt. Unser Knochenbau ist zwar fester, aber er ist doch nicht unzerstörbar. Daß wir uns nicht durch Mangel der Bewegung und Arbeit schaden, dafür ist durch unsere Beschäftigung gesorgt. Aber mancher schadet sich dagegen auf sein ganzes Leben durch übertriebene Anstrengung. Wie oft haben bei uns Personen, sowohl Männer als Weiber, dadurch, daß sie auf einmal mehr arbeiten wollten, als ihre Kräfte erlaubten, ihre Gesundheit auf immer zerstört? Der menschliche Körper ist bei aller seiner Stärke doch so fein gebaut, daß nur inwendig eine Haut reißen, ein kleiner Knochen aus der Fuge treten, eine Ader springen darf, und das Ganze liegt da, und kann nur mit vieler Mühe und unter großen Schmerzen, oder vielleicht nie wieder in Thätigkeit gesetzt werden. Auch dürfen wir nicht glauben, daß die Witterung uns durchaus gar nicht schaden werde, und daß wir ohne Unterschied uns jeder Veränderung derselben ohne Gefahr aussetzen können. Ein fester abgehärteter Körper trotzt ihr zwar länger; aber die gehörigen Vorsichtigkeitsregeln müssen doch die Gesündesten nicht unterlassen. Man muß nie zu schnell aus der Hitze in die Kälte, aus der Kälte in die Hitze, aus der Ruhe in die Bewegung, aus der Bewegung in die Ruhe kommen. Die Natur macht keinen Sprung; sie steigt hinauf und herab; zwischen Som-

mer und Winter liegen Frühling und Herbst. Die Kleidung darf weder zu leicht noch zu schwer, weder zu luftig noch erstickend warm seyn. Allerlei Essen und Trinken ist unserm Magen zwar nicht so gefährlich, als den Verzärtelten; aber es giebt doch manche Speisen, die durch ihre Natur einander so entgegen sind, daß sie auch dem Stärksten empfindliche Folgen verursachen. Jeder muß sie also kennen lernen, um nicht nach und nach durch Leichtsinn dieser Art seine gute Verdauung zu Grunde zu richten. Gesundheit ist ein Geschenk des Himmels, dessen Werth, wie den Werth alles übrigen, wir dann erst recht schätzen lernen, wenn wir in Gefahr sind sie zu verlieren. Ein jeder prüfe, was seinem Leibe gesund ist, sagt Paulus, der in seinen Briefen manche goldne Regel für Seele und Leib mittheilt, weil er selbst ein Mann war, der das menschliche Leben sehr wohl kannte. Gesundheit ist die Fähigkeit zu genießen; und wenn man dem Kranken alle Herrlichkeiten der Erde brächte, er würde nur doppelt elend seyn, weil er nichts davon genießen könnte. Arbeit und Mäßigkeit ist allein die goldne Regel und das sicherste Mittel, an Leib und Seele gesund zu werden und es immer zu bleiben.

Der Himmel hat jedem den Trieb eingepflanzt, für sein Fortkommen zu sorgen. Die Sorge für seine Gesundheit ist der erste und wichtigste Schritt dazu. Dem Kranken hilft nicht seine Kunst und seine Wissenschaft, nicht sein Fleiß und seine Geschicklichkeit. Aber es ist sodann auch unsere Pflicht, so viel uns in unserer Lage möglich ist, etwas zu lernen, das uns in der Zukunft Nahrung und Unterhalt verschaffen kann. Er hat in der Jugend nichts gelernt, ist ein Vorwurf, den man oft gegen einen Menschen machen hört, und der, wenn er gegründet ist, sehr traurig und drückend seyn muß. Jeder soll also irgend etwas gemeinnütziges in seiner Jugend zu lernen suchen; irgend ein Handwerk, irgend eine Kunst, irgend

eine Fertigkeit in einer Art von Arbeit, wodurch er sich und andern zu nützen hoffen kann. Ein Handwerk hat einen goldenen Boden, pflegt man zu sagen, und sagt recht. Denn die Hauptbedürfnisse in dem menschlichen Leben bleiben immer die nämlichen; und Handwerker, welche diese Bedürfnisse durch ihre Arbeit befriedigen, sind immer die unentbehrlichsten, die schätzbarsten und also die sichersten. Der Ackerbau, so einfach er scheint, erfordert eine Menge Dinge, deren aufmerksame Erlernung und zweckmäßige Übung den Verstand und die Überlegung beschäftigen können. Alle diese Dinge, so geringe sie vielleicht einzeln seyn mögen, sind uns in unserm Stande höchst wichtig. Zwischen Pflügen und Pflügen ist ein Unterschied, sagt das Sprichwort, und nicht jeder ist ein guter, geschweige denn ein vollkommener Landwirth, der eine gerade Furche ziehen und eine Wiese mähen kann.

So wie jeder Handwerker seine Geräthschaften ganz kennen, ihre Tüchtigkeit beurtheilen und sie alle zweckmäßig zu gebrauchen wissen muß; so muß auch jeder Landmann seine mannigfaltigen Werkzeuge zu beurtheilen und fertig zu gebrauchen verstehen. Der Ackerbau ist immer die sicherste unfehlbarste Stütze des menschlichen Lebens; und wer ihn mit gehöriger Aufmerksamkeit und Gehörigem Fleiß und gründlich treibt, wird am wenigsten in Gefahr kommen Mangel zu leiden. Das ist mein Acker und Pflug, pflegt der Gelehrte von seinen Büchern, der Kaufmann von seinem Handel, der Künstler von seiner Kunst und jeder ordentliche Mann von der Beschäftigung zu sagen, auf die er sich am besten verlassen zu können glaubt; ein Beweis, daß Acker und Pflug, wenn sie gleich nicht immer reich machen, doch ihre Arbeiter am wenigsten verlassen. Also vorzüglich durch Erlernung alles dessen, was zum glücklichen Fortkommen in irgend einem Fache gehört, sey es Kunst, oder Handwerk, oder Ackerbau, sorgen wir am wesentlichsten für unsere irdische Wohlfahrt. Alles

übrige, Geld, Güter, Häuser, Hausgeräthe, können wir durch irgend einen Unglücksfall verlieren, aber unsere Einsichten, durch die wir uns wieder helfen können, bleiben; unsern Fleiß, unsere Standhaftigkeit, unsern Muth uns gegen das Unglück zu stemmen, kann uns niemand nehmen. Diese schätzenswerthen Eigenschaften werden im Gegentheil im Unglück oft noch stärker und nützlicher. Wer ein ehrlicher Mann ist und das seinige gelernt hat, ist die gute schlichte Redensart, kommt überall fort. Den Geschickten hält man werth; den Ungeschickten niemand begehrt. Wir können freilich nicht dafür stehen, daß es uns immer glücklich gehen werde. Aber eben deswegen sollen wir durch Fleiß, Gewöhnung und Erlernung alles Nützlichen, was wir je brauchen können, dafür sorgen, daß uns Unglücksfälle des Lebens, wenn sie eintreten, nicht niederschlagen.

Von der Ordnung.

Ordnung ist das halbe Leben, heißt es; und wenn man das Glück des Ordentlichen und die traurige Lage manches Unordentlichen ansieht, so dürfte man wohl sagen, Ordnung ist das ganze Leben. Das höchste Muster aller Ordnung und der herrlichsten Uebereinstimmung ist Gott in seiner Weltregierung. Millionen Sterne gehen ihre gemessene Laufbahn; die Sonne geht auf und unter; der Mond wächst und nimmt ab; die Jahrszeiten kommen und gehen; und alles nach den weisesten und festesten Regeln. Alles ist, und bleibt, und gedeihet, wie es soll; alles ist zum Glück der Geschöpfe eingerichtet. Wenn ein Reich in allen seinen Theilen glücklich ist, wenn alle Stände, vom Throne bis zur geringsten Stroh-

hütte, ihre Pflicht thun und einander mit Eifer wechselseitig unterstützen, so sagen wir: es ist Ordnung im Lande. Und wenn wir sagen, es ist keine Ordnung im Lande, so ist das der schärfste Tadel, den wir über die Verwaltung der öffentlichen Geschäfte ergehen lassen. Eben so ist es in der Stadt und in der Gemeine; und eben so ist es in der einzelnen Haushaltung und mit jedem einzelnen Menschen. Er ist ein ordentlicher Mann, sie ist eine ordentliche Frau, ist ein allgemeines vielbedeutendes Lob, wenn es von einem Menschen gesagt wird. Mit Ordnung wird jedes Geschäft leichter, jede Arbeit angenehmer, jede Beschwerlichkeit eher überstiegen, jede Unannehmlichkeit vermieden oder bald beigelegt. Selbst Gefahr und Unglück werden durch ununterbrochene Ordnung am besten vorher gesehen und abgewandt. Es ist nichts mit ihm anzufangen, er ist ein unordentlicher Mensch, hört man von einem Menschen, den man wohl zuweilen noch härter einen Taugenichts nennt. Hat irgend jemand Ordnung nöthig, so ist es der Landmann, da sein ganzes Leben in einer Verkettung von Dingen besteht, die oft einzeln von keiner Wichtigkeit zu seyn scheinen, die aber im Ganzen die Seele der Landwirthschaft und des ländlichen Wohlstandes ausmachen. Wenn man durch einen Ort reiset, fällt man nicht gleich von dem äußern Anschein ein ziemlich richtiges Urtheil, hier wohnen gute, oder hier wohnen schlechte Wirthe? Wo die Dächer löcherig, die Thore verfallen sind; wo das Vieh über alle Zäune und Mauern springt; wo in den Gärten die Bäume dünne und zerbrochen stehen; wo der Schmutz in allen Höfen bis an die Kniee geht; wo das Vieh aussieht, wie die theure Zeit in Ägypten; da kann man sicher schließen, daß es um die Haushaltungen und um die Gemeine schlecht bestellt ist. Wo aber rund um das Dorf die Baumpflanzungen blühen, wo die Gärten voll Obstbäume stehen, die Wege und Fußsteige gangbar

und reinlich sind, wo die Thiere mit den Menschen sich wohl befinden, da darf man sicher auf gute Ordnung im Orte rechnen. Es ist ein Vergnügen, wenn man zuweilen vor einem Hofe vorbeigeht und sieht, wie alles vom Wohnhause bis zum Hühnerstalle so gut und nett und reinlich und bequem ist. Hier wohnt ein sehr ordentlicher Wirth, sagt der Fremde, und betrachtet die Pflanzung und den Bau einigemal mit Zufriedenheit, ehe er weiter geht. Traurig und niederschlagend ist es hingegen, ganze wichtige Wirthschaften in dem kümmerlichsten Verfall zu sehen, wo man schon am durchlöcherten und zerbrochenen Thorwege die wahre Beschaffenheit des Inwendigen befürchtet und ziemlich richtig muthmaßet. Freilich ist es nicht allemal der Fall, daß der Besitzer eines solchen Hauses durch seine Nachlässigkeit und Unordnung Schuld des traurigen Anblicks ist. Häusliche oder öffentliche Unglücksfälle können Ursache seines Unvermögens seyn, und ihn hindern so viel wieder herzustellen und auszubessern als nöthig wäre und er wohl wünschet. Aber dieses ist doch der seltnere Fall.

Es ist eine böse sündliche Vernachlässigung, nichts mehr thun zu wollen, als wir zur Noth für uns zu brauchen glauben. Wenn unsere Vorfahren eben so gedacht hätten, wie würde es jetzt auf der Erde aussehen? Wenn sie keine guten Häuser gebaut, kein Holz, keine Bäume angepflanzt hätten, wie traurig würde es um uns und unsere Zeitgenossen stehen? Gott gab uns die Erde mit dem Befehl, sie zu bauen. Es ist also nicht allein Vernachläßigung unsers eigenen Glücks, es ist Verachtung des göttlichen Gebots, wenn wir es nicht thun, oder nicht so gut thun, als wir können. Wir können von einer Gegend zu ihrem Lobe und zur Empfehlung ihrer Bewohner kaum etwas besseres sagen, als, die Gegend ist herrlich bebaut; man findet keinen Fuß breit Landes unbenutzt; es ist alles, wie ein schöner Garten. Und wir können kaum etwas schlimmeres von einem

Lande und von seinen Einwohnern sagen, als wenn man spricht: es ist alles verfallen, wüste und leer, als ob gar keine Menschen dort wohnten. Es ist uns so wohl, wir sind so glücklich, wenn wir unter einem Baume sitzen, seinen Schatten genießen oder von seinen Früchten zehren, und wenn dann die Alten sagen: diesen Baum hat mein Großvater gesetzt, er war der Lieblingsbaum meines Vaters; so lange und so viel hat er schon getragen, und so lange verspricht er noch zu leben und so viel noch zu tragen. Wir genießen schon seit Jahrhunderten das Glück, daß wir freie Leute sind. Keine Gewalt, keine Willkühr kann uns aus dem rechtlichen Besitze unserer väterlichen Güter vertreiben. Gesetze und Gerechtigkeit schützen uns vor allen Eingriffen und niemand schränkt uns ungebührlich in unsern Eigenthumsrechten ein. Unsere Kinder und Enkel sind gewisse Erben alles dessen, was wir von unsern Vätern bekamen und durch unsern Fleiß erwerben. Sollten wir nicht für sie pflanzen und bauen, so viel wir können, damit sie uns einst eben so danken, wie wir jetzt unsern Vorfahren? Sollte nicht jeder gute menschenfreundliche Wirth bei der Pflanzung eines Baumes, wenn er auch vielleicht nicht mehr hoffen kann seine Früchte zu essen, bei sich selbst mit innigem Vergnügen denken, meine Enkel und Urenkel werden einst hier sitzen und glücklich seyn und mich segnen. Das ist gut und edel gedacht und gehandelt; und solche Gedanken und Handlungen belohnen sich schon durch sich selbst. Der Gute findet Vergnügen im Gutes thun.

Die Ordnung und ihr Vortheil zeigt sich überall, im Kleinsten wie im Größten. Schon Kleidung und Betragen zeichnen den ordentlichen Menschen aus; jeder hat sogleich ein gutes Zutrauen zu ihm: so wie man gegen einen Unordentlichen, den seine Unordnung auch meistens schon im äußern Aufzuge sichtbar macht, sogleich Mißtrauen hat; und mit Recht. Denn wer will einem Menschen fremde Sachen sicher anvertrauen, der

seine eigenen nicht in Acht nimmt? Der Ordentliche hat alle seine Sachen an der rechten Stelle und alle in der Beschaffenheit, wie sie seyn sollten. Reinlichkeit und Nettigkeit herrscht überall, wo es nur möglich ist. Zu jedem Gebrauch kann er jedes Werkzeug sogleich finden: jedes ist im Stande, so daß auf keine Weise ein Aufenthalt entsteht. Von dem Pfluge und dem Wagen, als den Hauptinstrumenten des Landmanns, bis zu der Dreschflegelkappe und dem kleinsten Nagel an der Tennewand ist alles, wie es seyn soll. Da geht alles wie und wenn es gehen soll. Die Äcker sind bestellt zur rechten Zeit; die Gräben sind gezogen, ehe der Regen einbricht; das Heu wird gemacht, ehe es das Wasser verderben kann; die Ernte ist vollendet, wenn der Pastor das Fest halten will, und der Schnee kommt nicht, ehe die Wintersaat besorgt ist. Der Dünger liegt nicht Monate lang auf dem Felde ehe er eingepflügt wird, die Maulwurfshügel machen die Wiese nicht unsichtbar und die Sense muß nicht erst aus der Stadt geholt werden, wenn die Nachbarn schon Heu einfahren. Es kann zwar Einmal der Marder die Hühner im Stalle würgen, und die Sperlinge und Älstern können Einmal die Käse aus dem Korbe verzehren; aber wenn es oft geschieht, so verdient der Hausherr, daß die Marder seine Hühner würgen und die Sperlinge und Älstern seine Käse verzehren. Nichts geht in der Welt über die Ordnung; und wie weit man in der Welt mit Wenigem und Ordnung kommen kann, zeigen hier und da Beispiele, welche aufmunternd seyn sollten. Eine ziemlich arme Gemeinde besetzte auf Anrathen und Vorstellung einiger vernünftigen Mitglieder etliche leere sonst unbrauchbare Plätze an den Bergen mit Obstbäumen: in zehn Jahren verkauften sie schon das Obst jährlich für eine beträchtliche Summe, und konnten in kurzer Zeit aus dem daraus gelösten Gelde, nach Besorgung einiger andern geringern Nothwendigkeiten, sich eine Spritze und ein Haus dazu bauen

lassen und die übrigen Feuergeräthschaften in bessern Zustand setzen. Durch die Pflanzung wurden also sonst ungebrauchte Stellen benutzt, die Gegend schöner und anmuthiger gemacht, und einem wesentlichen Bedürfniß abgeholfen, das, wenn es hätte sollen durch baaren Geldbeitrag besorgt werden, gewiß würde schwer geworden oder vielleicht noch lange aufgeschoben worden seyn. So kann man durch Aufmerksamkeit und Ordnung manches zu großem Vortheil benutzen.

Von der Mäßigkeit und Sparsamkeit.

Diese beiden häuslichen Tugenden sind der Grundpfeiler der häuslichen Glückseligkeit. Den meisten unter uns sind sie durchaus nöthig, wenn wir nicht bald zu Grunde gehen wollen; und selbst den Reichern an Gütern sind sie unentbehrlich. Sie folgen aus der Ordnung, oder sie sind vielmehr die Ordnung selbst im Genuß mit Vorsicht und Hinsicht auf die Zukunft. Der Mäßige hält ein im Genusse, um desto länger genießen zu können: der Sparsame geht haushälterisch um mit den Mitteln des Genusses, damit sie ihm nicht fehlen zur Zeit, wenn es am nöthigsten ist. Der Mäßige erreicht mehrere wohlthätige Zwecke durch seine Mäßigkeit. Er verlängert den Genuß und sichert ihn für die Zukunft; und ihm ist doppelt wohl bei dem Gegenwärtigen. Er ist froh, aber nicht ausgelassen; er genießt, aber er schwelgt nicht. Er nimmt zum Bedürfniß und zur Sättigung, aber nicht zur Völlerei; um Kräfte zu sammeln, nicht um sich zu mästen. Seine Seele herrscht über seinen Körper, und er läßt sie nicht in der Unthätigkeit des Körpers einschlummern. Mäßige Mahlzeiten geben frohe Tage und ruhige Nächte. Der gesättigte Mensch ist leicht und heiter und lebendig an Leib und Seele; der überfüllte ist träg und schleicht

wie die Schlafsucht. Den Unmäßigen beschweret bald hier bald da eine Übelkeit, und der Arzt und Apotheker haben zu arbeiten, um wieder gut zu machen, was er verdorben hat. Keines Dinges zu viel, ist ein goldenes Sprüchelchen überall. Mancher zerstört seine Gesundheit durch übermäßiges Arbeiten; aber mehrere vielleicht zerstören sie durch Übermaaß in Speise und Trank. Beides ist sehr schlimm; aber das letzte ist schändlich. Durch Ausschweifung entehrt der Mensch seine Vernunft, indem er sein Glück verwüstet. Er sinkt fast tiefer, als die unvernünftigen Geschöpfe, welche selten über ihr Maaß verzehren. Ein Landmann, der den Pflug regiert und den Wagen treibt und den ganzen Tag sich in der freien Luft bewegt, verlangt freilich billig mehr zu einer Mahlzeit, als ein Stubensitzer, der selten vom Stuhle aufsteht. Der Landmann arbeitet mehr mit dem Körper; sein Körper muß also mehr Nahrung haben. Er ist stärker; deßwegen verzehrt er mehr. Mäßigkeit ist eine Sache, die bei verschiedenen Personen verschiedenes ist. Was für den einen zu viel wäre, ist für den andern noch zu wenig, und umgekehrt. Der sicherste Beweis, daß jeder sein richtiges Maas beobachtet, ist, wenn er beständig gesund, leicht, munter und froh ist, wenn alle seine Arbeit fördert, wenn er nicht ungewöhnlich ermüdet; wenn er nach der guten Mahlzeit gut schläft, ohne viel und ängstlich zu träumen, wenn ihn sein Blut nicht peitscht, wenn er an Doktor und Barbier um Purganz und Aderlaß in zehn Jahren nicht denkt und die Apotheke den Leuten in der Stadt läßt. Uns gewöhnlichen Landleuten wird die Mäßigkeit weit leichter, als den Reichen in der Stadt; die dann nicht einmal Gelegenheit haben ihre Überfüllungen durch nöthige starke Bewegungen einigermaßen wieder in Ordnung zu bringen. Daher sind in der Stadt Schocke von Krankheiten, die wir in unserer glücklichen Unwissenheit gar nicht kennen. Den Reichen ist also bei ihrem Überfluß vorzüglich die Mäßig-

keit zu empfehlen; den Armen empfiehlt sie oder gebietet sie sich mit ihrer Begleiterin, der Sparsamkeit, von selbst. Den Reichen ist sie höchst nützlich und nöthig; den Armen ist sie durchaus unentbehrlich. Sparsamkeit gehört durchaus zur Sorge für unser Glück, vorzüglich auf dem Lande. Wer bürgt uns, daß die künftige Ernte so reichlich seyn werde, wie die von diesem Jahr? Der Winter ist lang. Wenn das Obst alle frisch verzehrt oder verkauft, und nichts getrocknet oder gebacken worden ist, so wird der Mangel dieser herrlichen gesunden Kost bald empfindlich gespürt. Werden die Bäume das künftige Jahr wieder so reichlich tragen? Vorrath im Keller und auf dem Boden ist die Pflicht des Hausvaters und der Hausmutter. So wie jeder vernünftige einzelne Mann auf sein Alter denkt, so denkt der Hausvater an die Zukunft für seine Kinder. Es ist Pflicht, den Kindern so viel als möglich das Erbe ihrer Vorfahren zu erhalten. Es ist etwas ehrwürdiges, einen Hof von Vätern auf Söhne in einer langen Reihe Jahrhunderte herab beständig im Erbe und immer im Wohlstand zu sehen; eben so ehrwürdig als die Besitzungen der Vornehmen von Ahnen zu Ahnen herab. Nur Häuslichkeit, Ordnung und Sparsamkeit kann dieses bewirken. Es ist höchst wehmüthig, wenn man von einem Manne sagt, er hat Haus und Hof verlassen müssen: und höchst quaalvoll muß es für ihn seyn, wenn ihm sein eigenes Gefühl sagt, er selbst sey Schuld daran. Diese Sparsamkeit wird desto nothwendiger, je mehr man jetzt von allen Seiten die Bedürfnisse des Lebens vermehrt. Wir haben jetzo in unsern Haushaltungen Dinge, die wir für unentbehrlich halten, von denen man vor hundert Jahren noch gar nichts wußte, und sich, ohne sie, doch eben so wohl oder besser befand. Der Tabak und der Kaffe verzehrt auch unter dem Landvolke große Summen, ohne daß er den geringsten Vortheil brächte. Verständige Ärzte behaupten und beweisen die Schädlichkeit von beiden; und doch nimmt der

Gebrauch immer mehr überhand. Es ist ein großer Vortheil, wenn man alle oder doch seine meisten Nothwendigkeiten aus seiner eigenen Wirthschaft nehmen kann, welches mit diesen beiden überflüssigen und doch kostspieligen Bedürfnissen durchaus unmöglich ist. Jeder für sich und alle für alle sollten nach und nach diesem Unheil zu steuern suchen, das schon manchen Magen und manche Geldbörse verdorben hat. Wenn man jemand, der es nicht gewohnt wäre, zur Strafe zwänge, Tabak zu rauchen oder zu schnupfen, so würde diese Strafe sehr grausam scheinen, so ekelhaft und widerlich ist diese berauschende giftartige Pflanze der Natur. Jetzt hat die verderbliche Gewohnheit auch fast die Natur verkehrt; so viel Gewalt hat eine Anfangs unsinnige Mode, wenn sie einmal durch Allgemeinheit das Lächerliche verloren hat.

Von der Arbeitsamkeit.

Arbeit erhält das Leben: der Mensch ist zur Arbeit geboren, wie der Vogel zum Fliegen. Wenn er nichts zu arbeiten hat, so sucht er sich wenigstens zum Ersatz Beschäftigungen, und thut oft, da er nichts Gutes zu thun weiß, etwas Böses. Das ist der Fall oft mit den Reichen, die in der Üppigkeit des Überflusses an wahre Arbeit nicht denken. Daher das alte Sprichwort: Müßiggang der Laster Anfang. Das erste wahre Geschenk, das also Ältern ihren Kindern machen können, sie mögen arm oder reich, geringe oder vornehm seyn, ist, daß sie dieselben zur Arbeit gewöhnen. Er will nicht arbeiten, sagt man im gemeinen Leben von einem Menschen, der ganz unbrauchbar ist, und den man seine ganze Verachtung fühlen lassen will. Arbeit ist das erste Mittel an Leib und Seele gesund zu seyn. Arbeit würzt die Mahlzeit, und dem Arbeitsamen schmeckt

schwarzes Brot und eine Wassersuppe besser und wird ihm wohlthätiger, als dem faulen Schwelger fremde Weine und Wildpasteten.

Wie geht es, Nachbar? fragt man. Wir arbeiten brav, ist die Antwort; da schmeckt das Essen und da sind wir gesund. Arbeit und Mäßigkeit und Frohsinn sind die besten Ärzte. Der letzte begleitet gewöhnlich die beiden ersten. Der gute Arbeiter, welcher mäßige Mahlzeiten hält, klagt selten über Magendrücken, Schwindel, Kopfschmerzen und Bauchgrimmen: der Doktor ist für ihn ein Mann, für den er in seinem Ausgabebuche höchst selten etwas anschreibt.

Die Arbeit ist das einzige sichere Mittel zum Wohlstande. So wohlthätig hat es durchaus der Himmel geordnet, daß immer ein Segen aus dem andern fließet. Der Arbeitsame erhält seine Gesundheit und gewinnt Vorrath für künftige Vorfälle des Lebens. So jemand nicht will arbeiten, der soll auch nicht essen, sagt der biblische Sittenlehrer. Die Wahrheit des Spruchs zeigt sich bald an dem Übertreter der Ordnung. Wer nicht arbeitet, verdient nichts, hat bald nichts und kann also nichts verzehren. Mangel und Dürftigkeit folgen dem Faulen auf dem Fuße nach. Schon die Faulheit selbst ist eine Krankheit; und wer ihr nicht bei Zeiten zu steuern sucht, fällt aus einem Übel in das andere. Der Faule ist langsam, träge, verdrossen, mürrisch; und wird sodann furchtsam, blödsinnig, dumm. Selbst der Genuß des Lebens ist für ihn beschwerlich. Er ist zu faul zum Essen, sagt man, die faulste Faulheit auszudrücken; und sehr passend von einem solchen völlig unthätigen Geschöpf. Nur die größte Unbequemlichkeit und der schärfste Reitz des Hungers treibt ihn zur Schüssel; und er glaubt eine Arbeit gethan zu haben, wenn er den Magen zur gemächlichen Verdauung angefüllt hat. Träge Thiere sind zu nichts gut als zur Mast; aber die Mast des faulen Menschen ist der

Gesellschaft eine doppelte Last, da er doch nun einmal Mensch ist. Die Faulen gehören zur Strafe der Erde; zu den Geschöpfen, von welchen man sagt, daß sie nur da sind, die Früchte des Landes zu verzehren. Nichts Verächtlichers kann man von einem Menschen sagen, als dieses: es ist nur in der Natur des Ungeziefers, alles zu verzehren, und nichts zu erwerben. Die ganze Schöpfung ist thätig und regsam; alles arbeitet auf der Erde: alles hat den Trieb, die Sorgfalt für sich und seine Brut. Manche Thiere können dem Menschen Muster des Fleißes, der Arbeitsamkeit und der Sparsamkeit seyn.

Wie ämsig im Grund sich die Ameise regt,
Und Körnchen bei Körnchen zum Vorrathe trägt;
Sie schafft in dem Sommer, damit es ihr nicht
Im Froste des Winters an Brote gebricht.

Dort sammelt die Biene mit künstlichem Sinn
Von Blume zu Blume den süßen Gewinn;
Das wirthliche Völkchen fliegt ein und fliegt aus.
Und füllet mit Honig das zierliche Haus.

Geh, siehe das kleine, das fleißige Thier,
Du müßiger Fauler, und lerne von ihr;
Geh, sammle wie Bienen, es eilet die Zeit;
Bald sind mit Gestöber die Fluren beschneit.

Durch Arbeit erwirbt man nicht allein, sondern man lernt auch Mäßigkeit und Ordnung. Wer es weiß, wie sauer manches zu erwerben ist, der lernt den Werth desselben schätzen, der denkt nach, wie viel mit dem Erworbenen gethan werden kann, und rechnet aus und setzt sich vor, so viel als möglich damit zu thun. Wer arbeitet, thut nichts Böses: denn nur dasjenige ist Arbeit, wodurch etwas Gutes und Nützliches für uns und andere bewirkt wird, Wenn der Boshafte, der Menschenfeind den Untergang und das Verderben eines andern sucht, und man sagt, er arbeitet, andere zu verderben; so ist dieses eine ehrlose schändliche Absicht und die Bemühung verdient nicht

den guten Namen, daß es Arbeit genannt werde. So trachtet ein böser Geist Unglück zu stiften. Arbeit ist eine dauernde Beschäftigung zu einem nützlichen und löblichen Zwecke. Und wenn wir für uns und unsere Haushaltung sorgen, ohne daß wir andern schaden, wenn wir unserm Nächsten helfen, ohne daß wir uns und unsere Familie ganz vernachlässigen, so können wir in dem besten Sinne sagen, wir arbeiten: kein Zweck kann nützlicher und löblicher seyn.

Von der Klugheit und Bedachtsamkeit im Reden.

Zwischen Weisheit und Klugheit ist ein großer Unterschied. Der Weise ist immer klug; aber der Kluge ist nicht immer weise. Weisheit ist Tugend, verbunden mit Klugheit: Klugheit ist oft ohne Tugend. Wir sagen oft, er ist ein kluger Mann! von einem Menschen, der nur seine Geschäfte mit vieler Feinheit macht und sich zuweilen über einen Betrug, den man ihm nicht beweisen kann, kein großes Gewissen macht. Das ist eine sehr boshafte Klugheit. Aber wir sollen doch auch klug seyn; das heißt: wenn wir gut und tugendhaft sind, so sollen wir uns auch bemühen, so zu scheinen, daß man uns nicht für schlimm halte, daß wir durch Unachtsamkeit, Leichtsinn und Unbesonnenheit nicht uns selbst und vielleicht auch andern schaden. Was hilft es manchmal einem Manne viel in der Welt, wenn er auch wirklich der ehrlichste Mann ist, und doch jedermann das Gegentheil von ihm glaubt, und deswegen durchaus kein Zutrauen zu ihm hat? Ist nicht ein wirklich ehrliches Mädchen eben auch unglücklich, wenn man ihre Ehre und Tugend überall bezweifelt, und ihr keine Sittsamkeit mehr zutraut? Der Schein thut viel in der Welt. Wir sollten also auch auf den guten Schein halten. Sehr

schlimm ist es, wenn viele Menschen auf mehr nichts als auf den Schein halten. Diese nennt man mit Recht, wenn sie fromm scheinen wollen, Frömmler und Scheinheilige, und wenn sie für ehrliche Leute gelten wollen, Gleißner und Duckmäuser, Wir dürfen nur erst wirklich gut seyn, so wird uns der Schein nicht schwer werden. Der Schein ist meistens nur wegen der Schlimmen, welche so gern immer Arges von ihrem Nächsten denken, weil sie selbst arg sind. Wir sollen also Klugheit mit der Tugend verbinden; aber nicht durch den Schein der Klugheit den völligen Mangel der Tugend verbergen. Seyd klug, steht in der Schrift, aber seyd ohne Falsch. Wir sollen also nicht allein nichts Böses thun, sondern wir sollen auch etwas Gleichgültiges unterlassen, wenn es durch die Umstände uns in den Verdacht des Schlimmen bringen kann. Ich spreche nur vom Gleichgültigen, das an sich selbst weder gut noch böse ist. Denn etwas wirklich Gutes dürfen wir auch des Verdachtes wegen nicht unterlassen. Zum Beispiel, es geht jemand oft des Nachts einen gewissen Weg, wo man glaubt, daß er keine gute Absicht habe; so soll er ihn nicht gehen, wenn seine Absicht nicht wirklich sehr gut und wichtig, sondern vielleicht nur gleichgültig ist: denn er muß den Verdacht vermeiden. Es kann ihm selbst und vielleicht auch andern schaden. Das verwickelt oft in gefährliche Weitläufigkeiten, und man kann zuweilen dabei den guten Namen verlieren, ohne wirklich etwas Böses gethan zu haben. Und nach einem guten Gewissen ist ein guter Name für jeden Ehrliebenden das größte Glück in der Welt. Wer oft mit schlechten Leuten zusammen ist, den wird man bald für ihren Gesellen halten; und wenn er auch wirklich mit ihnen weiter keine Gemeinschaft hat. Sage mir, mit wem du umgehst, heißt das Sprüchwort, und ich will dir sagen, wer du bist. Vor Gott ist es genug, reines Herzens zu seyn; denn Gott siehet das Herz an. Aber die Welt kann

nicht die Herzen prüfen, und muß oft nur nach dem äußern Schein urtheilen. Wer also den Schein gar zu sehr vernachlässiget, handelt nicht klug, handelt auch nicht gut und weise. Denn da wir mit Menschen umgehen müssen, sollen wir wissentlich den Menschen auch nicht die entfernteste Gelegenheit geben Böses von uns denken zu können.

Eben so große Behutsamkeit ist im Reden nöthig. Die Zunge ist ein kleines Glied, aber sie richtet viel Unheil an. Gedanken sind zollfrei, sagt man; das heißt: der Mensch darf über alle Dinge nach seiner Überzeugung, so wie er die Wahrheit zu erkennen glaubt, bei sich urtheilen; aber sein Urtheil und das Gedachte zu sagen und unbedachtsam ohne Unterschied darüber zu sprechen, kann große oft sehr schädliche Folgen haben. Wir haben vielleicht selbst noch nicht die Sache recht eingesehen, und setzen sodann durch unsere Voreiligkeit und Ungeschicktheit andere in Verwirrung, aus der wir weder sie noch uns wieder herausbringen können. Wir glauben, etwas sey wahr, welches doch vielleicht nicht wahr oder nur halb wahr ist. Wir glauben etwas sey recht, welches doch nur unter gewissen sehr wenigen Umständen recht ist. Wir sind vielleicht gar nicht im Stande über alle Umstände zu urtheilen, und wagen es doch über die Sache selbst zu sprechen, als ob wir sie so gewiß und fest entscheiden könnten, wie zwei mal zwei vier ist. Dadurch hat mancher große Verwirrung angerichtet und sich in große Gefahr gestürzt. Bedenke doch, was du sprichst! ist ein so gewöhnlicher Zuruf, eine so gewöhnliche Regel, daß man sie täglich vielmal hört; die aber desto öfter vergessen und vernachläßiget wird, je öfter man sie hört. Ein unbesonnenes Wort hat manchen ins größte Unglück gebracht. Er kann seine Zunge nicht im Zaume halten, ist ein Vorwurf, den man einem Menschen mit Recht macht, welcher sich durch seine Heftigkeit oder Unbesonnenheit verleiten läßt, Dinge zu sagen, die er nicht

beweisen kann, oder die in seiner Lage doch ihm nur schaden, ohne sonst jemanden zu nutzen. Was deines Amts nicht ist, da laß deinen Vorwitz, sagt der alte biblische Klugheitslehrer. Das erstreckt sich aber nicht so weit, daß wir zahm und furchtsam schweigen sollten, wo Recht und Ordnung will, daß wir sprechen. Ein Mann, der mit Muth, Standhaftigkeit, Klugheit und Mäßigung für sich und die Gemeine spricht, verdient den Dank und die Achtung aller seiner Mitbrüder, auch wenn er seinen guten, gerechten Zweck nicht erreichen und vielleicht für seine Offenherzigkeit leiden sollte. Gegen Unterdrückung und Ungerechtigkeit dürfen wir nicht allein, sondern wir sollen sprechen. Die höhere Obrigkeit wird und will uns schützen: es ist ihre Pflicht, so wie es unsere Pflicht ist ihr zu gehorchen und uns mit Ehrerbietung gegen sie zu betragen. Aber Gerechtigkeit und Ordnung, Mäßigung, und Klugheit müssen überall unsere Führerinnen seyn. Unnütze Worte verderben die Sache. Wir beleidigen oft durch ein übereiltes Wort bitter und ziehen uns unnöthig Feindschaften zu, die wir mit vieler Mühe kaum wieder aussöhnen können. Überhaupt ist das Vielreden selten ein Zeichen der guten Rede. Wenig reden und viel denken ist allezeit besser, als viel reden und wenig denken, wie das oft der Fall ist. Wo viel Worte sind, da geht es ohne Sünde nicht ab, da werden gewöhnlich manche Fehler gemacht. Daher ist ein Großsprecher nie in dem Ansehen, daß er viel Verstand und Muth habe.

Auch in unsern häuslichen Angelegenheiten und in Gesellschaften ist die äußerste Behutsamkeit der Zunge nöthig, damit wir uns nicht schaden oder durch Übereilung und Unachtsamkeit Böses stiften. Ein Wort giebt das andere, sagt man im Guten; aber eben so oft giebt ein Wort das andere im Schlimmen. Aus einer Freiheit wird oft Ausgelassenheit, aus der Ausgelassenheit wilder Muthwille, aus diesem Bitterkeit, aus dieser Beleidigung,

aus der Beleidigung heftiger Zorn und großes Unglück. Der Sittenlehrer der Schrift kann nicht oft genug wiederholen: bewahre deine Zunge. Auch wird oft durch Leichtsinn im Reden, wenn auch nicht sogleich Unheil daraus entstehet, doch viel Schaden gestiftet. Viele ärgern sich vielleicht über unsittliche und unanständige Ausdrücke, die ein anderer im ungezogenen Muthwillen redet. Hier kann oft Unbesonnenheit so viel Böses anrichten, als die Bosheit selbst. Wehe dem Menschen durch welchen Ärgerniß kommt; steht im Testamente. Vorzüglich ist es unverantwortlich, wenn viele so äußerst leichtsinnig sind, in dem Beiseyn von jungen unschuldigen Leuten oder Kindern ohne Schaam und Gefühl für Sittsamkeit Unanständigkeiten zu sprechen. Das Unglück, das daraus entsteht, ist oft nicht zu zählen. Ein Zotenreißer ist ein verächtlicher Mensch, der jeder gesitteten Gesellschaft Schande macht. Wer sich aber nicht vor Kindern schämt, der ist die Unverschämtheit selbst. Auch die Heiden gaben dieses Gebot, man solle Ehrfurcht vor den Kindern haben; das heißt, man solle in ihrer Gegenwart durchaus nichts thun und reden, was auf irgend eine Weise ihre jungen Seelen verderben könnte. Mancher sucht eine Ehre darin, daß eine Gesellschaft eben nicht gezogener Leute seinen schmutzigen Witz belacht: er sollte aber dabei bedenken, daß Vernünftige ihn verachten, und daß vielleicht selbst seine übeln Gesellen nur deswegen froh sind, daß sie selbst noch nicht so unverschämt sind, als er sich durch seine Ungezogenheiten zeigt.

Von der Freude.

Freude, Gottes schöne Gabe,
Schmücket rund umher die Flur;
Von der Wiege bis zum Grabe
Lächelt Freude der Natur.

Zu des Schöpfers Heiligthume
Macht die Freude Wald und Au;
Freude blüht in jeder Blume,
Perlt in jedem Tropfen Thau.

Freundlich sinkt die Sonne nieder;
Freude strahlt ihr letzter Blick;
Majestätisch kommt sie wieder,
Bringt die Freude neu zurück.

Freude hauchen warme Düfte
Mit dem Frühling durch das Blut;
Freude wehen kühle Lüfte
In des Sommers hoher Glut.

Freude ruft nach dem Gewitter
Alles durch das weite Feld;
Freude scherzet um den Schnitter,
Der die schwere Garbe hält.

Freude wirbelt durch die Lauben
Aller Vögel Lustgesang;
Freude blicken Purpurtrauben
An des Hügels Rebengang.

Freude nickt mit vollen Aesten
Uns der Obstbaum freundlich nach;
Freude säuselt in den Westen,
Murmelt in dem Kieselbach,

Freude blitzet nach dem Sturme
Selbst des Winters Angesicht.
Wenn die Dole von dem Thurme
Traulich mit der Aelster spricht.

Freude jagt den Schwarm der Knaben
Auf dem Teich im raschen Lauf;
Und als Freunde ziehn die Raben
Ernst zum Fest mit ab und auf.

Freude treibt das muntre Mädchen,
Wenn der Sand im Glase sinkt,
Von der Nadel und dem Rädchen
Zu der Freundin, die ihr winkt.

Freude hallet von der Tenne,
Wenn der Schnee im Hofe flockt,
Und die Wirthin Hahn und Henne
Vor der Thür zum Futter lockt.

Freudig hüpft der Wiegenknabe
In dem Arm der Wärterin;
Freudig sieht der Greis am Stabe
Auf die kleinen Enkel hin.

Freude macht den guten Alten,
Wenn die Schwätzer seine Knie
Ungestüm umschlungen halten,
Selber wieder jung wie sie.

Freude, Gottes schöne Gabe,
Schmücket rund umher die Flur;
Von der Wiege bis zum Grabe
Lächelt Freude der Natur.

Alles durch die ganze Natur zeigt uns, daß der Mensch zur Glückseligkeit, zur Freude geschaffen ist. Die Sinne fühlen es, die Vernunft ruft es in uns und die Religion bestätiget es mit ihrem heiligen Ausspruch. Alles was ist, soll glücklich seyn, soll Freude haben so viel es genießen kann. Gott ist unser Vater, der Vater will seinen Kindern nur Wohlthaten geben. Gott ist die Liebe; die Liebe theilt nur Freuden aus. Die reinsten, unschuldigsten, wohlthätigsten und dauerhaftesten Freuden sind die Freuden der Natur. Diese können wir auf dem Lande vorzüglich reichlich genießen. Jede Jahrszeit wechselt mit eigenen Geschenken; jede bietet ihren eigenen Genuß dar. Im Frühling ist die Erde ein Blumenteppich und die Luft ein Balsamhauch; alles wacht und lebt und wirkt von neuem. Wer sich da nicht freuen kann, muß sehr unglücklich seyn. Der Sommer giebt mit dem Heu und Getreide allerlei herrliche erfrischende Früchte, und seine Arbeiten sind mit tausend Annehmlichkeiten durchwebt für alle, die sie genießen können. Der Herbst ist ein Segensbringer an Obst und Wein, reichlicher oder sparsamer, und oft in solchem Überfluß, daß wir aus Leichtsinn den Reichthum nicht mehr achten. Jeder Ort und jede Gegend giebt ihre eigenen Schätze, wenn der Fleiß der Menschen sie nur bauen und sammeln will. Die Hügel geben

Trauben, die Thäler Obst und Erdfrüchte aller Art. Der Winter ist die Ruhe des Jahres, aber dennoch reich an Freuden für jeden, der die übrigen Jahrszeiten that, was er thun sollte und des Winters nicht vergaß. Der Winter belebt die ganze Natur von neuem; er giebt Stärke und Kraft und Munterkeit und Thätigkeit zum kommenden Jahre. Wäre das Jahr ein beständiges Einerlei, so würden uns bald Überdruß und vielleicht Ekel im Genusse stören. Aber der gütige Vater der Natur hat in seinen Geschenken die wohlthätigste Abwechselung. Alles kommt und geht und kommt wieder in seiner Reihe, mit immer neuer Verschönerung durch die wohlthätige Wirkung des Himmels und unsern eigenen Fleiß. Zur Freude ruft uns also alles was wir hören; winkt uns alles, was wir sehen. Der wäre höchst undankbar gegen den Himmel, der sein Herz der Freude verschließen wollte. So wie ein froher glücklicher Vater nichts lieber sieht, als wenn seine ganze Familie um ihn her versammelt sich freuet, so blickt Gott gewiß mit dem größten Wohlgefallen auf alle seine Geschöpfe herab, wenn alle mit froher dankbarer Seele das Glück genießen, zu welchem er sie geschaffen hat. Aber unsere Freude muß menschlich, muß vernünftig und mäßig seyn. Wer nur die Sättigung und den Rausch der Sinne kennet und darin seinen ganzen Genuß setzet, ist noch nicht der hohen Vorzüge werth, die ihm der Himmel gegeben hat. Die Sinne dürfen die Freude mit genießen; denn der Himmel hat sie uns auch gegeben, indem er uns zu Menschen schuf: aber die vernünftige Seele muß beständig am Ruder sitzen, um alles zu ordnen und zu sichern, damit die Sinnlichkeit nicht den Meister spiele und allen Genuß für Gegenwart und Zukunft verderbe, anstatt ihn zu erhöhen. Die Freude wird wohl zuweilen laut, bricht wohl in ihrem Strome des Frohsinns in Gesang aus. Niemand darf und wird das tadeln, wenn er auch nicht selbst

immer mit einstimmen kann. Aber wenn die Lust zu ausgelassener Wildheit, der fröhliche Gesang zum widerlichen übertosenden Lärm wird, so verschwindet das schöne Geschenk des Himmels, die Freude, und es tritt oft Verdruß an ihre Stelle. Wer in seinem Genusse Sittsamkeit, Mäßigkeit und vernünftige Besinnung vergißt, ist jeder ordentlichen Gesellschaft eine Schande; und man schämt sich seiner mit Recht und sucht ihn zu vermeiden, wenn man ihn nicht bessern kann. Ein muthwilliger Freudestörer ist nie ein guter Mensch; und derjenige muß gewiß sehr unglücklich oder sehr böse seyn, dem eine unschuldig frohe Gesellschaft nicht Theilnahme an ihrem Vergnügen einflößt. Wer frohen Sinn hat, suche diesen frohen Sinn zu erhalten. Mit Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit, Fleiß und Erfüllung aller seiner Pflichten ist man beständig zufrieden, und die Heiterkeit verläßt nie ganz. Jede Lebenszeit so wie jede Jahrszeit hat ihre eigenen Freuden. Das Kind, der Knabe, der Jüngling, der Mann, der Greis haben sie; und wohl dem Alten, der noch mit grauem Haupte Antheil an den Freuden der Jugend nehmen und sie durch ernste Zurechtweisung ordnen und befördern kann. Der wahren reinen Natur darf sich niemand schämen. Wer den Geschmack daran verloren hat, der ist schon fast für die Welt, für seine Freunde und für sich selbst verloren. Wenn man einen recht unglücklichen Mann nennen will, so sagt man wohl, er hat alle Freude verloren. Möchte unter unsern guten Bekannten kein einziger solcher seyn: und wenn je einer ist, so wollen wir mit brüderlicher Theilnahme durch jedes Mittel ihn zu erheitern suchen. Er lernt sich wieder freuen, sprechen wir, wenn wir die sichere schöne Hoffnung der Genesung von einem Kranken geben wollen, er leide an der Seele oder am Körper. Der Himmel mag denen verzeihen, welchen es ein Vergnügen ist, die Freuden der Menschen zu zerstören; wir wollen sie bedauern.

Von der Traurigkeit und dem Leiden.

So viel Freude und Genuß uns auch der Himmel giebt und bereitet, so ist doch das Leben nicht ohne Leiden. Der Kelch des Lebens ist nie ohne Mischung von Bitterkeit; selbst der Glücklichste kostet das Loos der Menschlichkeit. Der Mensch ist ein unvollkommenes Geschöpf: Unvollkommenheit erzeugt Schwachheit; Schwachheit Fehler; Fehler bringen Beschwerlichkeiten; eine Beschwerlichkeit wird Ursache von andern: und endlich wird zuweilen das Leben, verschuldet oder unverschuldet, eine Kette von Ungemach, deren ersten Grund wir kaum finden können. Und wenn wir die Klugheit der Engel und ihre Tugend hätten, würden wir doch nicht ganz ohne Leiden seyn; denn auch Engel sind nicht unendlich. Nur der Unerschaffene allein ist rein und von sich selbst und durch sich selbst ewig vollkommen und ewig nothwendig selig. Als Menschen müssen wir also Leiden erwarten, uns als Christen darauf vorbereiten mit Muth und Stärke und Geduld, sie annehmen mit Gelassenheit und tragen mit Standhaftigkeit. Haben wir sie verschuldet, so lernen wir daraus Weisheit uud Vorsichtigkeit, um sie inskünftige zu vermeiden: sind wir uns keiner Schuld bewußt, so unterwerfen wir uns mit Ruhe der allgemeinen Fügung des Himmels und glauben, daß wir als Menschen nicht ganz ohne Leiden seyn können, und daß doch endlich Gottes Güte noch alles zu unserm Besten führen werde. Obgleich dieses Leben kein Jammerthal ist noch seyn soll, so kann es doch, unserer endlichen Natur nach und als eine Vorbereitung auf einen künftigen weit vollkommenern Zustand, nicht ohne manches Übel seyn. Aber alles Übel wird sich zum Guten lösen: und es hängt von uns ab, dadurch nach der Absicht Gottes weiser und stärker und besser und hier schon vollkommener zu werden. Wir dürfen also nicht glauben, daß Unglücksfälle und

ungewöhnliches Elend willkührliche grausame Strafen Gottes sind. Gott straft kein Geschöpf, um es elend zu machen: er ist kein Mensch mit Zorn und Leidenschaft. Wenn wir sagen, Gott zürnt, so ist das sehr menschlich gesprochen, und heißt nur: Gott will die Menschen durch nothwendige natürliche Folgen ihrer Vergehungen und Laster, wie ein Vater durch heilsame Züchtigung, zur bessern Einsicht bringen, damit sie nicht ferner den Weg der Tugend verlassen und für sich und andere in der Welt Unglück stiften. Manche Leiden sind schon so nothwendig mit der menschlichen Natur verbunden, daß wir sie als ein Loos unserer Sterblichkeit nehmen müssen. Eben deßwegen sind wir hier nur Menschen, das heißt Geschöpfe, die eben diese Naturen, eben diese Fähigkeiten, eben diese Freuden und Leiden haben und haben sollen. Gottes Rathschluß ist der beste; und kein Sterblicher hat ihn ganz durchschaut.

Wir mögen so aufmerksam über unsere Gesundheit wachen, als wir nur können, irgend ein Zufall kann uns eine mehr oder weniger gefährliche Krankheit zuziehen, die mit mehr oder weniger Schmerzen verbunden ist. Es ist menschlich; das ist allerdings ein gründlicher Trost. Wer ist so kühn und vermessen, eine Ausnahme von dem allgemeinen Loose nothwendig machen zu wollen. Unsere Väter sterben, wie ihre Väter gestorben sind; und wir selbst werden sterben, wie unsere Väter. Der ist gefühllos, der dann dem Loose der Menschlichkeit keine Thräne der Rührung und Wehmuth zollen kann. Aber dieses Loos ist menschlich, und die Thräne ist es auch. Trauern dürfen wir; denn es liegt in der Natur. Der Himmel selbst führt Zufälle herbei, wo die Wehmuth unwillkührlich in unser Herz dringt und die Thräne unbemerkt in unser Auge tritt. Trauern führt zum Ernst, Ernst zum Nachdenken, Nachdenken zur Weisheit und Weisheit zur Glückseligkeit. Wir sollen aber nicht die Traurigkeit bei uns so herrschend werden

lassen, daß wir dadurch unser Leben verseufzen, die Kräfte unserer Seele und unsers Körpers schwächen, unsere Pflichten vergessen und uns und unsere Familie und Freunde mit uns unglücklicher machen, als wir sonst wären. Wir sollen durch Unglück Muth sammeln, aber uns nicht niederschlagen lassen. Unglück bildet den Menschen oft zur Tugend, den das Glück fast verzogen hatte. Alles was der Himmel uns schickt, sollen wir zu unserer Besserung und Befestigung im Guten nützen. Der Mensch, der sich in Glück und Unglück nicht mäßiget und sich nicht gleich bleibt, sieht das Leben und Dinge des Lebens noch nicht mit rechten Augen an. Wir sollen nicht hart und unempfindlich seyn; aber der Schmerz soll uns nicht völlig niederschlagen, daß wir nicht uns selbst und unsere Freunde und alle, denen wir Pflichten schuldig sind, darüber vergessen. So wie die Freude größer wird durch Theilnahme, so wird der Schmerz kleiner. Es ist also Menschlichkeit und Christenpflicht den leidenden trauernden Bruder durch Freundschaft aufzurichten, seinen Kummer zu theilen und ihn zu zerstreuen; alles aufzusuchen, was ihm seine Leiden erleichtern und vergessen machen kann, mit Rath und That ihm beizustehen, damit der Gram nicht in seiner Seele herrschend werde. Tröstet einer den andern, sagt Paulus, der tief aus dem Herzen des Menschen heraus und deswegen wieder tief in das Herz des Menschen spricht. Wer des Traurenden spottet, dessen Seele ist hart wie ein Kiesel, und nicht werth, daß der Himmel ihm Freude gebe. Es giebt Unglücksfälle, wo sich Vernunft und männliche christliche Tugend bald faßt. Den Verlust des Vermögens vermindert der Gute durch innere Zufriedenheit, durch neuangestrengten Fleiß und Mäßigkeit. Über eine geringe Ernte tröstet die Hoffnung der künftigen. Gegen Bosheit und Verleumdung schützt ein gutes Gewissen und die Freundschaft der Rechtschaffenen; gegen Ungerechtigkeit die frohe Überzeugung, daß es

besser sey, Unrecht zu dulden als zu thun, und daß wir nicht so böse handeln würden. Aber es giebt Schläge des Schicksals im Leben, die das Herz tiefer verwunden, und desto tiefer verwunden, je besser und gefühlvoller es ist. Die gewöhnlichen traurigen Begebenheiten des Lebens, der Tod geliebter Ältern und Gatten, hoffnungsvoller freudeversprechender Kinder, an denen jetzt schon die ganze Zärtlichkeit des Vaters und der Mutter hing, rühren die Seele auf lange Zeit mit unüberwindlicher Wehmuth, und jeder Gedanke, jede Erinnerung ist ein neues trauriges Gefühl. Untreue der Freunde, für deren Rechtschaffenheit wir fast mit unserer eigenen gebürgt hätten, und Betrug von Personen, die wir so innig liebten, so hoch schätzten; dieses alles sind Erfahrungen, die das Herz der edelsten Menschen mit Traurigkeit und zuweilen mit vieler Bitterkeit füllen. Diese Erfahrungen sind auch der Probestein unserer Vernunft und unseres Glaubens an Tugend und Vorsehung. Es ist freilich höchst traurig und niederschlagend, wenn wir Menschen, die wir sehr lange Zeit und fest für gut und redlich hielten, auf einmal sehr schlimm finden; wenn wir sehen, daß diejenigen, die wir für gerecht hielten, höchst ungerecht, die wir für leutselig hielten, höchst grausam, die wir wohlthätig glaubten, höchst eigennützig sind: und es ist schwer, nicht in den Glauben zu verfallen, alle Menschen seyen nichts werth, da uns diejenigen betrogen, die wir für die besten hielten. Aber wir dürfen in unserm Schmerz, in unserm Unmuth nicht selbst ungerecht werden. Wie klein und eingeschränkt ist unsere Bekanntschaft. Es giebt der guten Menschen gewiß noch recht viele; und selbst unter den Schlimmen ist selten einer so schlimm, als man von ihm glaubt. Wir wollen unsern Schmerz und unsere Unzufriedenheit also auch in dieser Rücksicht zu mäßigen suchen. Jeder mag seine Gesinnungen und seine Handlungen verantworten. Der Himmel kennt

das Herz eines jeden, und wird ihm endlich geben, was er verdient.

Wir wollen die Betrübniß und die Traurigkeit so viel wir können zu vermindern uns bemühen. Jeder Unglückliche soll bei uns Zuflucht, jeder Leidende bei uns Theilnahme, jeder Trostbedürftige aufmunternde Zusprache finden. Leiden sind nicht die Absicht des Himmels, aber oft heilsame Mittel, die Menschen so gut, so vollkommen und endlich so glücklich zu machen, als sie werden können. Keiner unserer Freunde soll in trüber schwermüthiger Einsamkeit seinem Schmerze nachhängen; wir wollen ihn zu erheitern und ihn für die Freude empfänglich zu machen suchen. Und wo der Schmerz eines Unglücklichen unheilbar ist, so wollen wir eine Thräne des Mitleidens mit ihm weinen, und ihm wenigstens so viel Trost und Linderung verschaffen, als er in seinem Zustande haben kann.

Wer seinen Bruder leiden sieht
Und, kalt bei seinem Leiden,
Sich ihm zu helfen nicht bemüht,
Verdienet keine Freuden:
Wer nicht ein Mensch mit Menschen ist,
Ist noch viel weniger ein Christ.

Wir wollen nie vor Gram und Schmerz
Des Nächsten uns verschließen,
Und, wo wir können, in sein Herz
Trost, Muth und Labung gießen:
Denn glücklich, glücklich ist der Mann,
Der Kummervolle trösten kann.

Wer in ein Haus, wo Trauern war,
Die Freude wieder bringet,
Den segnet dort der Sel'gen Schaar,
Die schon am Throne singet,
Wenn von des Leidenden Gesicht
Nun nur des Dankes Thräne spricht.

Vom Muthe.

In allen Lagen des Lebens ist Entschlossenheit und Muth oft nöthig, manchmal unentbehrlich, und immer höchst nützlich. Muth ist eine ausgezeichnete Gabe des Mannes, die man bei ihm voraussetzt und verlangt. Ein Mann, der keinen Muth besitzt, gilt kaum für einen Mann; und selbst die Weiber können ihm ihre Geringschätzung kaum verbergen. Muth braucht nicht allein der Kriegsmann, der Reisende, der Handwerker in gefährlichen Arbeiten; jeder Mensch braucht Muth bei vielen Vorfällen des Lebens. Wir können die Gefahren nicht voraussehen, in welche wir gerathen werden. Nur Muth rettet in Gefahr; entfernt oder überwindet sie. Wo mehr Stärke ist, da setzt man auch mehr Muth voraus. Der Muth ist Vertrauen auf seine Kräfte, Seelenkräfte oder Kräfte des Körpers. Man fordert also von dem Manne mehr Muth als von dem Weibe, weil er der stärkere ist: und wenn die Frau mehr Muth hat, so ist es ein Beweis, daß sie die stärkere ist; wenigstens an Geist. Meistens thut Geistesstärke mehr als Körperkraft. Der Mann soll nicht allein seines Weibes, sondern seiner ganzen Familie Schutz und Vertheidiger seyn: ohne Entschlossenheit und Muth wird er diese Pflicht sehr schlecht erfüllen. Den Muthlosen schlägt die kleinste Gefahr nieder, und er sieht oft die nächsten leichtesten Mittel zur Rettung nicht. Er hat den Muth verloren, sagt man von einem Menschen, der sich gar nicht mehr dem Unglück entgegen stemmen kann und der also alle Aussichten auf Glück durch eigene Kleinmüthigkeit aufgegeben hat. Ein solcher Mensch hat die Würde des Menschen verloren. Mensch seyn, heißt mit Vernunft und Kraft arbeiten und wirken, und durch sein Wirken etwas Gutes zu erreichen hoffen und den Ausgang der wohlgemeinten Arbeit dem Lenker des Schicksals überlassen. Wer nicht mehr wirkt und arbeitet und

hofft, ist fast zur Maschine geworden. Beklagenswerth sind die Menschen, die durch widrige Schicksale sogleich kleinmüthig werden, die sodann in Traurigkeit, Furcht und Unthätigkeit versinken: und es ist unsere Pflicht, die wir nicht so schwach sind, sie so viel als möglich durch unsere Standhaftigkeit mit aufrecht zu halten.

Muth ist zwar ein Geschenk der Natur; und wem die Natur dasselbe versagt hat, der wird es sich nie in einem hohen Grade erwerben: aber wir können doch durch Vernunft und Übung, durch Anstrengung und Abhärtung, durch Bekanntmachung mit Gefahren und glücklicher Überwindung derselben, nach und nach uns eine Festigkeit verschaffen, die dem natürlichen Muthe oft nichts nachgiebt. Noth bricht Eisen, sagt man, und Gefahr giebt Muth. Es ist aber immer ein mißliches Unternehmen sich durch wirklich große Gefahren erst Muth erwerben zu wollen, in welche wir schon Muth mitbringen sollen. Jeder Mensch hat natürlichen Muth; nur wird er bei manchen in der Jugend genährt und ausgebildet, und bei manchen gedämpft und erstickt. In der Jugend muß dem Knaben Muth eingeflößt werden, der ihn als Mann einst zeigen soll. Wenn das Kind und der Knabe mit übertriebener Ängstlichkeit vor jedem raschen Schritte gewarnt werden, wenn die Mutter ihn nicht von der Hand und dem Gängelbande lassen will, wenn man ihn mit Ammenmährchen, Gespenstergeschichten und allen Albernheiten des Aberglaubens überall einzuschränken sucht, und dadurch seine junge empfängliche Einbildungskraft auf sein ganzes Leben krank macht; wenn jeder Fall, jedes Stolpern, jeder wunde Finger und jede blutige Nase kläglich betrauert und mit furchtbaren Beispielen aller Art begleitet wird, so wächst die Furcht mit den Jahren, wie der Muth gewachsen wäre; und es ist dann zu spät, wenn man endlich dem Jüngling die mädchenhafte Bangigkeit durch Vernunftgründe

benehmen will. Der Knabe soll Muth haben und ihn nähren und wachsen lassen. Es ist ein muthiger Knabe, sagt man mit Vergnügen von einem Kleinen, der in seinen Kinderspielen schon zeigt, daß er einst ein fester, ernster, entschlossener Mann seyn werde. Die Natur wird schon selbst warnen, und zu rechter Zeit gegebene Vorstellungen und Zurechtweisungen werden die jugendliche Hitze schon mäßigen. Es ist immer besser, man hat einst den Zügel nöthig, als den Sporn: man kann das Feuer eher dämpfen als anfachen; den Muthigen eher zurückhalten als den Furchtsamen vorwärts bringen.

Daß die Weiber nicht den Muth der Männer haben, liegt in der Natur, und es ist weise Absicht der Natur. Ihr Bau ist feiner und zärter; ihre Geschäfte sind mehr häuslich und wirthlich: sie sind nicht zu großen Unternehmungen bestimmt. Ein Weib kann des Muthes eher entbehren, als ein Mann: er würde ihr oft nicht einmal zur Ehre gereichen. Wir wollen gewiß keine Frau loben, wenn wir von ihr sagen: sie ist ein wahrer Dragoner von einem Weibe. Schüchternheit, Besorglichkeit und etwas Furchtsamkeit liegen in dem Wesen der Weiber; und der Himmel hat dieses sehr weise eingerichtet; denn diese Schwachheiten sind sehr genau mit den weiblichen Tugenden der Sittsamkeit, der Schaamhaftigkeit und Sanftmuth verbunden. Aber wenn diese Furchtsamkeit in erschütternde Ängstlichkeit ausartet, so ist sie auch dem Weibe schädlich und selbst bei dem Weibe lächerlich: und das Weib muß sodann sich durch vernünftiges Nachdenken davon los machen und etwas Entschlossenheit und Unerschrockenheit zu erhalten suchen. Dieß ist nöthig, zumal bei uns auf dem Lande, wo die meisten Arbeiten immer etwas beschwerlich sind, und es manche Gelegenheit giebt, wo auch Frauen durch ihre Kleinmüthigkeit und Bangigkeit zu ihren Pflichten ungeschickt werden. Muth ist zu allen Dingen gut; aber der Muth des

Weibes bestehet mehr in stiller Ruhe und Gelassenheit, und williger Folgsamkeit, wo die Nothwendigkeit irgend etwas gefährliches herbeiführt, das überstanden werden muß. Der Mann soll durch seine stärkere Vernunft und durch seinen höheren Muth den Muth des Weibes unterstützen; und wenn die Frau in seinen Gründen und seiner festen Entschlossenheit Beruhigung findet, so ist das alles, was man von ihr erwarten kann.

Von der Zufriedenheit mit unserm Zustande.

Es ist eine allgemeine Bemerkung durch alle Stände der Welt, daß fast niemand mit seinem eigenen Zustande durchaus ganz zufrieden ist. Wenn dieses blos eine regsame innerliche Unruhe ist, daß wir uns in unserer Lage noch besser befinden könnten und also besser seyn sollten; wenn wir uns also bestreben immer besser zu werden, um uns immer besser zu befinden, so verdient dieses keinen Tadel. Es ist dieser Wunsch und dieses Bestreben vielmehr ein Geschenk des Himmels, und soll immer fortdauern, um uns zu beständiger Thätigkeit anzutreiben und zu weitern Fortschritten anzuspornen. Wenn aber daraus ein peinliches Mißvergnügen entstehet, wenn wir dadurch verdrossen zu unsern Pflichten werden; wenn wir das nicht froh genießen, was wir haben, weil wir ängstlich nach dem geitzen, was wir nicht haben und auch vielleicht nicht erhalten können; so ist dieses eine thörichte Selbstplage, Vergiftung unserer besten Freuden und die Quelle vieles Unglücks für uns und andere.

Der Himmel hat das Ganze geordnet und jedem seine Stelle angewiesen, auf welcher er stehet. Wer seine Lage in der Welt selbst gewählt hat, der hat seine Freiheit gebraucht

und hat dadurch über sich selbst bestimmt. Ist es nun nich Kurzsinn und Kleinmuth, Mißvergnügen darüber zu haben, was man doch mit freier Willkühr sich selbst ausgesucht hat? Wer die eigene Wahl nicht hatte, muß glauben, der Himmel habe für ihn gewählt; und der Himmel sorgt für alle seine Kinder gut, wenn nur jedes die Mittel brauchen will, die ihm der Himmel zu seinem Glück in seiner Lage angewiesen hat. Wer mit seinem eigenen Willen unzufrieden ist, ist ein Thor; wer aber wider den Willen und die Weisheit des Himmels murret, ist ein Ruchloser. Vernunft, Tugend, Arbeit, Mäßigkeit, Vertrauen auf Gott, der unser Vater und allgemeiner Versorger ist, sind in jeder Lage Mittel, ein ruhiges und zufriedenes Herz zu bekommen und zu erhalten.

Kein Stand in der Welt ist ganz ohne Unannehmlichkeiten; wir sind überall Menschen und haben überall mit Menschen zu thun. Es kann durchaus nicht alles nach unserm Willen gehen. Das allgemeine Loos der Menschheit ist eine Mischung von Freuden und Leiden, Anmuth und Bitterkeit: wenn der Mensch verständig ist, so wird immer der Freuden und der Anmuth mehr seyn, als der Leiden und der Bitterkeit. Die meisten Unannehmlichkeiten in der Welt sind doch unser eigenes Werk. Wir sollen also darauf denken, sie zu entfernen, und nicht deswegen über das Schicksal murren. Es ist eine allgemeine Seelenkrankheit der Menschen, andere für glücklicher zu halten, als sich selbst. Schon dieser Gedanke zeigt von Schwachheit; und in so fern ist man freilich nicht glücklich, weil man so schwach ist zu glauben, daß man es nicht ist. Aber wer daraus Veranlassung und Ursache zum Trübsinn, zum mürrischen Wesen, zur herrschenden Unzufriedenheit nimmt, der verräth bei seiner Schwachheit noch Bösartigkeit. Wir sollten uns freuen, wenn andere glücklicher wären, als wir selbst sind. Aber das ist doch meistens nicht

der Fall. Das Glück eines jeden liegt in seinem Gefühl, in seiner Überzeugung. Und dieses Gefühl, diese vermeintliche Überzeugung ist bei den meisten Menschen, die wir wegen ihres Glücks vielleicht beneiden, weit peinigender und quälender als bei uns selbst. Wir pflegen oft die Reichen und Vornehmen zu beneiden, und haben wahrlich gar nicht Ursache. Der Reichthum könnte zwar viel zur Vermehrung des irdischen Glücks beitragen; aber er trägt selten viel dazu bei. Mit ihm kommen Sorge, Furcht, Mißtrauen, oft Langeweile und Grillen; oft wohl gar Hartherzigkeit und Geitz. Alle diese Thorheiten bringen keinem Menschen Gutes, und machen dem Besitzer am meisten das Leben schwer. Mancher, der Geld und Gut die Menge hat, weiß vor Angst nicht, was er mit seiner Zeit anfangen soll, verfällt aus einer Thorheit in die andere und verschwendet endlich Zeit und Geld ohne Sinn, und hat dafür nichts, als bittere Reue. Den Vornehmen quälen seine Geschäfte, seine Feinde, deren er immer mehr hat, als ein Geringer, seine Plane, sein Ehrgeitz; und quälen ihn desto mehr, je empfindlicher er gegen alles ist. Daher findet man nirgends mehr mißvergnügte und unzufriedene Leute aller Art, als unter den Reichen und Vornehmen: denn es hat niemand mehr Zeit und Gelegenheit, so viel Grillen zu sammeln, die Einbildung so zu beschäftigen, so viele unnütze Dinge anzufangen und mit so vielen Thorheiten sich zu beschäftigen, Es ist daher sehr gewöhnlich, daß man diese Reichen und Vornehmen eben in dem Mißmuth und dem Gefühl ihres erträumten Unglücks und ihrer selbstgeschaffenen Leiden sagen hört, es sey doch niemand so glücklich, als der Bauer und der Landmann. Ihr Wunsch ist eben so übereilt und unüberlegt, als wenn der Landmann sie beneidet. Die Thorheit ist auf beiden Seiten gleich groß. Jeder könnte und sollte sich in seiner Lage sehr wohl befinden, ohne eine gehässige Vergleichung an-

zustellen. Der Vernünftige steht an jeder Stelle gut, wo er sich selbst oder wo ihn die Vorsehung hingesetzt hat. Der Unzufriedene sucht die Zufriedenheit überall vergebens. Der Vernünftige hat nicht mehr Bedürfnisse, als er Mittel hat sie zu befriedigen; und der Unverständige fände in dem Besitze aller Schätze der Welt nicht Mittel genug allen seinen Thorheiten und Gelüsten Genüge zu thun. Wir Landleute haben in unserer Lebensart schon das beste Mittel gegen das Mißvergnügen. Arbeit und Anstrengung den ganzen Tag läßt keine Grillen aufsteigen, würzt eine einfache mäßige Mahlzeit und bringt einen ordentlichen gesunden Schlaf. In der Stadt ist es keine bloße Höflichkeit, wenn man sich beständig gegenseitig fragt, ob man wohl geschlafen habe, weil wirklich dort viele aus mancherlei Ursachen oft sehr übel schlafen. Es ist daher den Städtern meistens eine wahre Wohlthat, uns auf dem Lande oder vielmehr nur das Land besuchen zu können, weil da die schöne herrliche Natur ihnen doch einige Bewegung abnöthiget und sie also zwingt, sich etwas besser zu befinden. Der weiche Pfühl des Reichen ist oft mit mehr Angst und Kummer und Sorge bestreut, als das harte Lager des Tagelöhners, der die Augen schon zum sanften Schlafe schließt, wenn er sich kaum hingestreckt hat. Gesetzt auch unsere Lage hat manche Beschwerlichkeiten, wie es denn nicht anders möglich ist, so machen wir durch Mißmuth und Ärgerniß nichts besser, aber wohl vieles, ja fast alles schlimmer. Unser Herz wird ganz verstimmt; es ist uns kein Genuß mehr Genuß; Verdrossenheit und Trägheit setzt sich in unserm ganzen Wesen fest: die Hoffnung fühlen wir nur mit ihrer ängstlichen Marter und nicht mit ihrer lindernden Stärkung; und wenn sie fehl schlägt, so ergreift uns verzweifelnde Kleinmüthigkeit, aus der uns kaum alle Kraft der Vernunft und Religion herausheben kann. Mit Heiterkeit haben wir schon in dem Gegen-

wärtigen, sey es noch so klein und geringe, unendlich viel frohen Genuß für uns und die Unsrigen. Die Zukunft wird helle, weil unsere Seele ein heller Spiegel ist. Soll etwas irgendwo geändert und gebessert werden, so bessert man es immer nur mit Muth und frohem Sinn. Weisheit und Tugend ist in jeder Lage, in welche uns die Vorsehung setzt, der sicherste Weg, unser Glück und unsere Zufriedenheit zu finden. Daß in dem Umfange des Landlebens auch wirklich mehr wahrer Genuß und wahre Freude herrscht, beweiset, bei aller unserer Einfalt des Lebens, schon der erste Anblick des Volks. Es ist bei uns im Ganzen mehr Gesundheit, mehr Munterkeit, mehr Kraft, mehr Thätigkeit: warum sollte nicht auch mehr Zufriedenheit seyn? Mürrisches Mißvergnügen ist Versündigung an unserer Vernunft und an dem Schöpfer, der uns diese Vernunft und so viele herrliche Geschenke gegeben hat, täglich bereitet und immer zu geben verheißet.

Genieße, was dir Gott beschieden;
Entbehre froh, was du nicht hast:
Ein jeder Stand hat seinen Frieden;
Ein jeder Stand hat seine Last.

Von den Pflichten gegen andere überhaupt.

In der Schöpfung Gottes ist überall Ordnung und Schönheit; überall deutliche Absicht, daß er nur das Glück aller seiner Geschöpfe will. Wer diese Ordnung störet, diese Schönheit entstellt, der ist der Verderber seines eigenen Wohls, der Beleidiger der Majestät Gottes. Wir fühlen alle und beständig in uns das Bedürfniß und den Wunsch, daß es uns immer wohl gehe; wir wenden dazu jedes Mittel an, das uns unser Verstand zeigt. Wir verlangen, daß uns niemand in der Erreichung unserer Absichten stören soll; und wir verlangen

das mit Recht. Gott hat uns zu vernünftigen und glücklichen Geschöpfen geschaffen; und das wollen wir seyn. Aber Gott hat auch alle übrigen Menschen, die uns in allen ähnlich sind, zu vernünftigen und glücklichen Geschöpfen geschaffen; und sie wollen das auch seyn. So wie sie uns also in der Erreichung unserer erlaubten Absichten nicht stören dürfen, so dürfen wir sie auch in der Erreichung der ihrigen nicht stören. Sie haben die nämlichen Bedürfnisse, die nämlichen Fähigkeiten, die nämlichen Gedanken; sie sind uns gleich; sie sind Geschöpfe des nämlichen Gottes; sie haben das nämliche Recht. Jedermann fühlt die Verbindlichkeit der Pflichten, die ihn gegen andere binden; aber jedermann kann sie auch leicht sehen und begreifen, wenn er nur mit etwas Aufmerksamkeit nachdenken will. Was du nicht willst, daß dir die Leute thun sollen, das sollst du ihnen auch nicht thun: das ist ein alter, goldener, ewig wahrer Ausspruch, den die Weisen und Sittenlehrer aller Zeiten und aller Völker auf mancherlei Weise aber immer mit dem nämlichen Sinn ausgedrückt haben. Er enthält den ganzen Grund unserer Pflichten gegen andere, wie wir sie uns nur denken können. Gott will, es soll alles Ordnung und Wohlstand seyn: beides kann nicht bestehen, wenn jeder den andern in seiner Ordnung und in seinem Wohlstande beeinträchtigen wollte. Gott ist die unendliche Vollkommenheit und allerhöchste reine Ordnung; wir sollen ihm so viel, als in unsern Kräften stehet, nacheifern: denn wir sind nach seinem Bilde geschaffen; er hat uns Vernunft und Liebe und Mitempfindung gegen alle unsere Mitgeschöpfe gegeben. Kein Stern hemmt den andern in seiner Laufbahn; Millionen große Weltkörper gehen neben und zwischen einander mit der schönsten Eintracht, und bilden Jahrtausende und Jahrtausende das große, herrliche, glänzende, uns unbegreifliche Weltgebäude. So soll es auch auf der Erde gehen; wie im Großen, so im Kleinen: und so kann es gehen.

Das Ganze ist gleichsam ein schönes wohlgeordnetes Gebäude, wo jeder Theil in seiner Art gut und schön ist, aber es nicht bloß für sich allein ist, sondern auch die übrigen zweckmäßig mit unterstützet und sie wenigstens auf keine Weise hindert. Alles ist mit Weisheit und Kunst in einander gefügt; alles ist zu einer allgemeinen Absicht abgemessen; alles thut seinen Dienst, nichts ist überflüssig oder unnütz. So soll es unter den Menschen seyn; und so könnte es seyn, wenn jeder in seiner Lage alle seine Pflichten treu erfüllen wollte. Wer die Verbindlichkeit seiner Pflichten läugnen wollte, der gäbe durch diesen ruchlosen Unsinn auch allen Übrigen die Freiheit, sich gleichfalls von den ihrigen los zu machen. Und was entstände daraus? Alle Ordnung verschwände, alle Bande zerrissen, alle Sicherheit wäre verloren: Gewaltthätigkeit, Verwüstung und Greuel würden herrschen, wie wir zuweilen in Ländern sehen, wo dir Gesetze auf eine Zeit gar keine Kraft haben. Unsere Pflichten entspringen aus der ewigen Einrichtung der Natur und unseres Wesens; sie sind die einzigen Stützen unserer Sicherheit und unserer irdischen Wohlfahrt. Wer sich von seinen Pflichten los sagen wollte, sagte sich von seiner Vernunft los, sagte sich los von allen Ansprüchen auf die Rechte, welche er als Mensch hat. Die Pflichten sind für alle, binden alle; aber sie sichern auch alle, schützen alle. Die Pflichten, die uns gegen andere obliegen, liegen auch andern ob gegen uns. Sie sind Menschen wie wir. Wir können in der Hauptsache auf die nämliche Weise und durch die nämlichen Mittel glücklich werden, durch gegenseitige Tugenden. Pflichten sind keine Lasten; denn ohne sie wären wir elend. Es giebt vielleicht Fälle, wo sie Beschwerden zu seyn scheinen; aber meistens liegt die Beschwerde nur in unserer Kurzsichtigkeit. Eine kleine Mühe, mit welcher wir uns vor unendlichen unabsehbaren Übeln in Sicherheit setzen, ist eine sehr wohlthätige Mühe. Unsere Ver-

nunft gebietet alle Pflichten, und die Religion heiliget sie. Wir wollen also als vernünftige Geschöpfe alle unsere Pflichten und alles, was denselben zuwider ist, kennen lernen, um nie etwas nur in Gedanken zu unternehmen, was das Glück unserer Mitbrüder stören könnte, und dadurch nothwendig unser eigenes in Gefahr setzen müßte.

Von der Gerechtigkeit.

Die erste, größte, vorzüglichste Haupttugend, welche alle übrigen in sich begreift, ist die Gerechtigkeit. Ein Mann, der nicht gerecht ist, kann keine der andern Tugenden nur in einigem Grade besitzen. Die ganze Pflichtenlehre könnte man in die beiden Gebote fassen: sey gerecht gegen dich selbst, und gegen andere. Wer gerecht ist, ist es gegen alle; gegen andere, wie gegen sich selbst. Es ist niemand gegen sich selbst gerecht, der es nicht gegen andere ist. Die Wage der Gerechtigkeit ist durchaus richtig, unbestechlich gleich. Laß jedem das Seine; nimm ihm nichts auf irgend eine Weise; weder durch Dieberei, noch durch gewöhnlichen Betrug, noch durch List, noch mit dem Schein des Rechts. Die große allgemeine Wichtigkeit dieser Pflicht erhellet aus der einmüthigen Übereinstimmung aller Nationen des Erdbodens, der alten und der neuen, der rohen und der gesitteten. Die Verwaltung und Aufsicht über öffentliche Gerechtigkeit machte bei allen den ersten Artikel ihrer bürgerlichen Einrichtungen aus. Alle übrigen Pflichten überließ man mehr der Weisheit und Klugheit der Familienväter und der Gewissenhaftigkeit eines jeden Einzelnen: die Gerechtigkeit, ohne welche durchaus gar keine Gesellschaft bestehen kann, war überall eine Sache des gemeinen Wesens. Alle Gebote in der Gesetzgebung Moses, nachdem er das Grundgesetz der Religion, die Verehrung des ein-

zigen wahren Gottes befohlen hatte, handeln von der Gerechtigkeit. Vom vierten bis zum zehnten Gebote sind alle lauter nähere Bestimmungen dieses großen heiligen Gebots. Der weise Führer des Volks glaubte, wer die Pflichten gegen andere nach diesen Vorschriften erfüllte, werde die Pflichten gegen sich selbst nicht unterlassen; und berührte sie nicht in seinen Tafeln. Gerechtigkeit ist der ewig feste Grund jeder Verbindung. Jeder Staat bestellte Richter und Obrigkeiten unter allerlei Namen und Würden, das Recht zu erhalten, ohne welches der Staat selbst bald verloren ist. Wenn man ein recht unglückliches Land nennen will, dessen Fall und gänzliche Zerrüttung man befürchtet, so sagt man: es ist keine Gerechtigkeit mehr im Lande; es herrscht Ränksucht und Unterdrückung; das Recht ist feil und wird den Meistbietenden verkauft. Wo dieses ist, da sieht es sehr schlimm aus: jeder Fremde schlägt ein Kreuz und geht mit Furcht und Abscheu vorüber, und beklaget die Unglücklichen, welche dort wohnen müssen.

Wenn wir von jemand sagen, er ist ein gerechter Mann, so hat wenigstens niemand etwas von ihm zu befürchten, wenn man gleich noch nicht viel von ihm zu hoffen hat: aber wenn wir hören, jemand sey ein ungerechter Mann, so fürchten wir uns billig, ihm zu nahe zu kommen. Ein ungerechter Mann ist der Inbegriff aller Laster und Verbrechen, deren die menschliche Natur zu ihrer Schande fähig ist. Ein Ungerechter ist hart, ist grausam, unbarmherzig, gewissenlos, lügnerisch, raubsüchtig; ist alles, wozu ihn so eben sein Vortheil verführt: und wenn er das alles nicht zugleich ist, so kommt es blos daher, weil es wider seinen Vortheil wäre. Dem Ungerechten ist nichts heilig; wo er Gewalt hat, spottet er hohnlachend der Gesetze, spottet alles theilnehmenden Menschengefühls, höhnt die Tugend mit frechem Witze, und ist das Schrecken aller, die um ihn her und neben und unter ihm sind. Hat er nicht Gewalt,

wird er durch Höhere im Zaum gehalten, so sind keine Ränke zu schlangenartig, keine Betrügereien zu niederträchtig, keine Schmeicheleien zu weggeworfen, keine Verdrehungen zu hämisch, die er nicht ersönne und brauchte. Den Verstand braucht er als eine Schlinge, den Unbefangenen und Einfältigen zu bestricken; Tugend zur Gleißnerei, sich das Ansehen eines sehr rechtlichen Mannes zu geben. Daher kommt eine große Anzahl von feinen, tückischen, versteckten Bösewichtern, die alle Augenblicke die Worte Recht und Rechtschaffenheit auf der Zunge haben, und bei jeder Gelegenheit, wo sie sicher können, auf die schmutzigste Weise nach dem kleinsten Vortheil haschen. Daher kommt eine große Anzahl von Zungendreschern und Rechtsverdrehern, die jedes Schlupfloch ausgattern, wo sie den Gesetzen entwischen und die unbesorgte Sicherheit übervortheilen können. Ein ungerechter Mann ist ein sehr böser Mann.

Wenn Staaten ungerecht gegen einander sind, so entstehen Kriege, welche die Geißel der Länder sind: wenn einzelne Bürger gegen einander ungerecht sind, so entstehen blutsaugende Prozesse, die für die Familien oft noch verderblicher sind als die Kriege für die Länder. In den Kriegen würgt man auf einmal, und der Kranke stirbt gleichsam am Schlagfluß: in den Rechtshändeln martert man nach und nach und langsam, und der Kranke stirbt an der Schwindsucht. Wer Prozesse in eine Familie oder in eine Gemeine bringt, ist ein eben so ruchloser Unglücksstifter, als wer Krieg und Blutvergießen in einem Reiche verursacht. Doch dürfen wir nicht vor jeder rechtlichen Streitigkeit sogleich erschrecken. Es giebt manchmal Fälle, wo wir unser Recht gegen die Angriffe anderer vertheidigen müssen, wenn wir nicht ungerecht gegen uns selbst und die Unsrigen handeln und die Bosheit noch kühner und verwegener machen wollen. Dafür sind Obrigkeiten, dafür sind Gerichte, daß sie die Gerechtsamen aller mit gleich unpartheiischer Wage un-

tersuchen und bestimmen und schützen sollen. Es ist ihre Pflicht Gerechtigkeit zu verwalten, und die Vernachlässigung derselben zieht ihnen schwere Verantwortung und oft große Gefahr zu. Sein Recht kann und darf und soll man fordern; das will das Gesetz: es ist ein Vorzug eines jeden Menschen, daß ihm sein Recht werden muß. Aber wir müssen auch selbst richtig einsehen und begreifen lernen, was unser Recht ist, damit wir nicht durch Anmaßungen die Rechte der andern antasten. Die Obrigkeit thut uns sodann mit Recht durch einen strengen Ausspruch wehe; und uns geschieht nicht Unrecht, weil wir unbesonnener oder boshafter Weise die Befugnisse unsers Nächsten schmälern wollten. Bei der Obrigkeit soll kein Ansehen der Person gelten, wie bei Gott kein Ansehen der Person gilt; und wir sind verbunden uns ruhig ihren Aussprüchen zu unterwerfen, die sie nach den Gesetzen thut. Jedermann, der von guter Natur ist, hat zwar ein angebornes tiefes Gerechtigkeitsgefühl, das ihn in jedem Falle nach allgemeinen Regeln ziemlich richtig leiten wird: wer aber Besitzer und Eigenthümer in einem Lande und einer Gemeine ist, der soll doch nach der Klugheit sich mit den Einrichtungen und Gesetzen des Landes bekannt machen, die in manchen Fällen nach verschiedenen Lagen und Absichten immer verschieden seyn können: damit er nicht vielleicht durch Unwissenheit und Vernachlässigung ein Recht verliere oder sich das Recht eines andern anmaße und zu seinem Schaden belehrt werde. Dann läuft er außer dem Schaden vielleicht noch Gefahr, für einen ungerechten Menschen gehalten zu werden, welches er doch nicht ist. Jeder Landmann sollte also die Hauptgesetze seines Vaterlandes, die ihn zunächst angehen, kennen lernen: zum Beispiel, die Gesetze von den Testamenten, von Kauf und Verkauf, von der Erbfolge, von den Verjährungen, die gewöhnlichen Strafgesetze über Verbrechen und andere, welche im ge-

meinen Leben sehr oft vorkommen: damit ihn nicht gewinnsüchtige Praktikanten zu seinem empfindlichen Verlust in die Lehre nehmen, und ihm für sehr vieles und gutes Geld sehr wenigen und schlechten Unterricht geben.

Wer in dem täglichen Leben immer mit Behutsamkeit, immer mit Billigkeit gegen alle seine Bekannten zu Werke geht, wer alle ohne Ausnahme auf die nämliche Weise behandelt, wie er von ihnen in gleichen Fällen behandelt zu seyn wünscht, der wird selten in die Verlegenheit kommen, rechtliche Hülfe suchen zu müssen, und noch seltner, daß sie gegen ihn gesucht werde.

Aber es ist nicht genug, daß man allenfalls so gerecht sey, daß man gesetzlich nicht belangt, gezwungen und gestraft werden kann. Der wahrhaft gerechte Mann ist gewissenhaft gerecht durchaus, im Kleinen wie im Großen, vom Thaler bis zum Heller; gegen den Vornehmsten im Lande und gegen den geringsten in der Gemeine: nicht allein da, wo man Klage haben könnte, sondern auch da, wo keine Klage wäre; nicht allein da, wo die Gesetze bestimmt und ernstlich sprechen, sondern auch da, wo sie schweigen, weil die Gesetzgeber nicht allwissend waren, alle unendlich kleine Fälle vorherzusehen und zu bestimmen. Gerechtigkeit ist ihm eine Sache des Herzens und des Gewissens; sie ist ihm die erste aller Pflichten, ohne die wir den Menschen als Menschen kaum denken können: aber er trennt sie weder in seinen Gedanken noch in seinem Leben von den übrigen Tugenden. Er ist gerecht, nicht weil es der Richter will; sondern weil er selbst diese große Pflicht einsieht und fühlt, weil Ungerechtigkeit ein Widerspruch gegen seine Vernunft, ein qualvolles Gefühl für sein Herz wäre. Er würde auch ohne Richter gerecht seyn, weil er sich selbst bei jeder Gesinnung und Handlung Richter ist. Der Gedanke, was würdest du in dem ähnlichen Falle er-

warten, verläßt ihn nie; er denkt ihn entweder hell, oder die Empfindung ist dunkel in seiner Seele und eben so wirksam. Dieser Gedanke leitet ihn nicht allein zur Gerechtigkeit, sondern auch noch weiter zur Güte und Wohlthätigkeit. Er ist gerecht gegen den Fürsten; er weiß, der Fürst braucht die Abgaben zu den Bedürfnissen des Landes, wovon jeder vom Ersten bis zum Letzten die Wohlthaten genießt, und wozu also jeder beitragen muß; er ist gerecht gegen Vorgesetzte, gegen Nachbarn, gegen Freunde und Feinde, gegen Hausgenossen und Gesinde, gegen alle; dafür erwartet und fordert er Gerechtigkeit von allen. Alle Pflichten sind gegenseitig: es ist kein Recht ohne Pflicht; es ist keine Pflicht ohne Rechte. Habe ich Pflichten, so habe ich Rechte; und wäre ein Mensch so unglücklich, gar keine Rechte zu haben, so hätte er auch keine Pflichten mehr.

Aber dem Himmel sey Dank, wir haben alle unsere sichern, großen und heiligen Rechte: das Recht der Freiheit, des Besitzes, des Schutzes, der allgemeinen Versorge: wir haben also auch die Pflichten der Ordnung, des Gehorsams, des Beitrags zu den allgemeinen Bedürfnissen. Wenn alle Menschen gerecht wären, so lebten alle in Sicherheit; das Mißtrauen und die ängstliche besorgliche Furcht verschwände; man liehe ohne Pfänder und Handschriften und bezahlte ohne Klage und Gerichtsspruch. Ein gelegter Stein wäre so gut, als eine hohe feste Mauer; ein Wort so sicher, als eine gerichtliche Urkunde. Die Obrigkeit hätte nur das Amt, die Ordnung niederzuschreiben, und nicht alle Augenblicke Zwiste zu schlichten: und eine Menge Menschen könnten etwas besseres und gemeinnützigeres thun, als sich von der Thorheit und dem Zank der Übrigen zu nähren. Aber wir dürfen wohl nicht hoffen, daß alle Menschen gerecht und gut werden. Wir sprechen immer mit warmem Lobe von den alten Zeiten unserer Vor-

fahren, wo, wie wir glauben, Redlichkeit und Treue allgemeiner herrschten, wo man sagte, ein Wort ein Mann! und wo man nicht so viel schrieb und mehr that. Gesetzt auch, diese alten Zeiten waren nicht so gut, als wir uns vorstellen, und die unsrigen sind nicht so schlimm, als viele klagen, so geben wir doch in diesen Klagen selbst schon die Mittel an wie es besser seyn könnte. Wir dürften nämlich alle und jede nur beständig redlich, bieder, rechtschaffen und brav seyn, so würde manche Plage, manche Unruhe verschwinden und sich in Glück und Segen verwandeln.

Von der Güte.

Der Mann, welcher nur strenge gerecht ist, ist uns zwar auf keine Weise gefährlich; aber es fehlt ihm doch noch viel zu einem vollkommenen Menschenfreund. Er schadet uns zwar auf keine Weise; aber er wird uns auch wenig thätig helfen, wenn er nichts, als bloß gerecht ist. Er sündiget nicht wider Gesetz und Gewissen; aber er ist doch vielleicht kalt und unempfindlich gegen alles feinere Gefühl, welches Menschen an Menschen wie Brüder an Brüder bindet. Er soll mehr seyn als gerecht; er soll auch gütig seyn, wo er kann und so viel er kann. Liebe deinen Nächsten, wie dich selbst; befiehlt die Religion des göttlichen Lehrers Jesu. Man kann nicht sagen, daß ein Mann seinen Nächsten liebt, der weiter nichts, als gerecht ist: er haßt ihn bloß nicht. Aber wer ihn wirklich liebt, der ist gütig gegen ihn und freundschaftlich und hülfreich; nimmt sich brüderlich seiner an, sucht ihm Vortheil, Erleichterung und Vergnügen zu verschaffen, wo er kann, und freut sich herzlich, wenn es jedermann um ihn her wohl geht, und er dazu recht viel beitragen kann. Es ist ein sehr kleines Lob,

wenn man von einem Menschen sagt: er thut niemand etwas zu Leide. Das soll er nicht; er wäre sehr böse, wenn er das thäte; dafür sind Gesetze und Obrigkeit. Aber er soll nicht nur nicht böse, er soll auch gut seyn; er soll jedermann recht wohl wollen, und dieses Wohlwollen bei jeder Gelegenheit beweisen. Ohne öffentliche Ordnung, ohne Gerechtigkeit können die Menschen gar nicht leben, kann ihre Gesellschaft durchaus nicht bestehen; ohne Güte und gegenseitiges Wohlwollen können sie nicht glücklich zusammen leben. Gerechtigkeit ist der Boden, und Liebe und Freundschaft ist das Gebäude darauf.

Stellet euch einen Menschen vor, der zwar jedem bezahlt, was er schuldig ist, der niemanden um einen Heller betrügt, aber auch keinen Schritt weiter geht. Bei jeder Gelegenheit, wo er aufgefordert wird, zu irgend einer wohlthätigen Anstalt etwas beizutragen, sagt er: was geht das mich an? ich bin nichts schuldig; ein jeder mag sehen, wie er für sich durchkommt; ich habe für mich zu sorgen. Jede kleine Gefälligkeit, um die ihn der Nachbar bittet, und die dieser ihm immer wieder zu erzeigen bereit ist, schlägt er trotzig ab. Er dankt mürrisch kaum, wenn man ihm guten Morgen wünscht; läßt das Vieh ganz ruhig im Getraide fressen, das er auf seinem Wege mit zehen Schritten und einem Zuruf heraus jagen könnte, und geht keinen Takt schneller, wenn er hört, sein Nachbar sey ins Wasser gefallen. Möchtet ihr wohl mit einem solchen Manne gern leben, oder nur neben ihm wohnen? Freilich ist er noch besser, als ein Dieb, ein Zanksüchtiger, ein Händelmacher, ein Verleumder; er thut niemanden etwas zu Leide: aber er ist doch immer schon schlimm genug, er thut auch niemanden etwas Gutes. Nehmet dagegen einen Mann, der alle, mit denen er zu thun hat, mit Freundlichkeit behandelt, sich mit seinem Nachbar herzlich freut, wenn dieser froh ist; sich mit ihm betrübt, und ihn tröstet, wenn

ihn ein Unglück trifft; der überall, wo er kann, ihm Gefälligkeiten erzeigt, ihm immer beisteht mit Rath und That; der über den Vortheil seines Nachbars mit wacht, wie er wünscht, daß dieser auch über den seinigen mit wachen möchte; bei dem alle Hülfe finden, so weit seine Kräfte reichen und die Vorsorge für seine Familie es erlaubt: muß es nicht ein wahres gelobtes Land seyn, neben und zwischen solchen Nachbarn zu wohnen, die einander auf alle Weise das Leben erleichtern und angenehm machen? So will es Gott, der uns als Menschen zusammen hier auf die Erde gesetzt hat; so will es unsere Vernunft, die dieses einsieht; so will es jedes gute Herz, das die wohlthätigen Gefühle der wahren reinen Natur empfindet; so will es die Religion, die Christus, der große Lehrer und das große Vorbild der Menschenliebe, gelehrt hat. Auch sind diese Gesinnungen und dieses Betragen durchaus unser eigener Vortheil. Es gehört nicht viel Nachdenken dazu, um einzusehen, daß Menschen, welche brüderlich gesinnt, freundschaftlich, wohlwollend, thätig zu ihrem gegenseitigen Glück bemüht beisammen leben, sich unendlich besser befinden, daß sie jeden frohen Tag angenehmer genießen und jede Unannehmlichkeit leichter ertragen und sie eher vermeiden, als Menschen, welche kalt und sorglos, mürrisch und störrig, mißtrauisch und argwöhnisch zusammen sind, wo jeder den andern als seinen Glücksstörer ansieht, der ihm seinen Genuß und seine Freuden verkümmert, oder wenigstens zum besten seines Nächsten keinen Fuß vor den andern setzt.

Alle Völker stimmen darin überein, das gute freundschaftliche Herz und die wohlthätigen Bemühungen eines edlen Menschenfreundes höher zu achten, als alle zufälligen Güter des äußerlichen Glücks. Niemand hält es je für ein Lob, wenn man sagt, der Reiche, der Mächtige, der Vornehme: aber alle ehren und lieben sogleich den Mann, den die Geschichte seiner

Zeit den Guten, den Edlen, den Milden, den Wohlthätigen nennt. Die Reichen und Mächtigen haben bloß dieses vor den andern voraus, das sie das letzte leichter seyn können als die Übrigen. Desto schlimmer für sie, wenn sie es nicht sind. Sie thun das Gute nicht, daß sie thun könnten und sollten; und entbehren vieles Glück, das sie dadurch genießen könnten. Es ist eins der vorzüglichsten Gebote der christlichen Lehre: liebet einander! haltet euch für Kinder eines Vaters, für Brüder einer Familie! Jeder freue sich über das Wohl seines Bruders, wie über sein eigenes; und helfe ihm in seiner Noth, als wollte er sich selbst helfen. Das ist auch wirklich der Fall; jeder gewinnt selbst durch Liebe gegen seinen Nächsten. Liebe erzeugt Gegenliebe. Wer als thätiger Theilnehmer sich das Glück seines Freundes, seines Bekannten zu Herzen gehen läßt und dafür sorgt und dazu mitarbeitet; gegen den wird und muß sein Freund und sein Bekannter wieder brüderlich denken, empfinden und handeln, wenn er nicht alles Menschengefühl verloren hat. Jeder achtet und liebt einen solchen Mann; jeder verläßt sich auf ihn, wie auf seinen besten Freund, wie auf seinen Bruder und Vater: und er hat durchaus das Lob in der Gemeine und der ganzen Gegend, er sey das Muster für die Übrigen.

Vorzüglich äußert sich diese Wohlthätigkeit, diese wirksame Bruderliebe, wie sie das Christenthum so sehr empfiehlt, gegen Arme und Dürftige. Es ist nicht bloß die Pflicht des Reichern und Wohlhabenden, mitzutheilen und wohlzuthun: auch derjenige, welchem der Himmel nur ein gemächliches Auskommen gegeben hat, soll es nicht vergessen. Die Reichen können mehr geben; aber sie können schwerlich so herzlich, so innig geben, als Mitbrüder, die von ihrem kleinen Vorrathe darreichen, was sie entbehren können. Der Reiche giebt nur; der Arme theilt mit. Eine spärliche Mahlzeit, ein Trunk und

ein warmes Nachtlager in einem freundlichen Hause ist oft dem Empfänger weit mehr werth, als ein großes Stück Geld aus der Hand eines Vornehmen, welcher gleichgültig von seinem Überfluß nimmt und ohne Theilnahme weggiebt. Nicht die Größe der Gabe bestimmt den Werth derselben, sondern das Herz des Gebers, seine Gesinnungen, seine Theilnahme, sein guter Wille und sein warmer Eifer für das Wohl aller Menschen. Viele Reiche legten viel ein, steht dort im Evangelio; aber das Scherflein der Wittwe war mehr, als alle ihre Opfer. Wir sollen nicht hartherzig erst strenge untersuchen, durch welche Fehler und Vernachlässigungen der Arme in Armuth gerathen ist: sein Zustand und seine Reue werden ihn vielleicht schon überdieß bitter quälen. Es ist die Sache der Obrigkeit, dieses zu rügen: wo wir lindern können, sollen wir es mit Mitleid und Schonung thun, und eine gute Ermahnung, die wir etwa geben, nicht durch Vorwürfe und Unbarmherzigkeit unwirksam machen. Personen, die sich unserer Wohlthätigkeit, durch ihr wiederholtes schlechtes Betragen, durch unverbesserliche Laster und unüberwindliche Faulheit ganz unwürdig machen, sind leicht zu kennen und auszuzeichnen. Jedes Land und jeder Ort sorgt zwar dafür, daß er seine Armen verpflege; aber wer kann alles Unglück verhüten? alle Unbesonnenen bedachtsam und alle Schlimmen gut machen? Wer nach dem Beispiel Jesu die Dürftigen in Menge speisen kann, dessen Herz ist sehr zu bedauern, wenn es ihm dieses Vergnügen nicht oft macht. Jeder schafft nach seinem Vermögen so viel Gutes, als möglich ist: aber wer nach seinen Kräften einem der Ärmsten auch nur ein Stück von seinem Brote und einen Trunk zur Labung reicht, der sammelt schon großen Lohn bei Gott. Wahrlich, ich sage euch, spricht der göttliche Lehrer, was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan; ich selbst bin

durstig gewesen, und ihr habt mich getränket. Kann man diese heilige Pflicht der Menschheit dem Menschen näher und rührender ans Herz legen, als es Christus thut! Kann man ein schöneres, würdigeres Beispiel in Erfüllung dieser Pflicht sich denken, als er selbst gegeben hat! Sein ganzes Leben war Wohlthat für die Menschheit; und seine Lehre ist es noch jetzt. Sie ist die Lehre der Wahrheit und Tugend, der reinen Gottesverehrung, des Trostes und der Bruderliebe. Er opferte sein Leben auf, um den Menschen wohlzuthun, um sie dem Irrthum zu entreißen und sie zur bessern Erkenntniß Gottes zu bringen: und wir, die wir seinen Namen führen, seine Lehre bekennen, seine Nachfolger seyn sollen und wollen, sollten gegen diese Menschen, die Gott alle so hoch geschätzt hat, gegen unsere Brüder, kalt und gleichgültig seyn?

Wir Menschen sind ja alle Brüder,
Sind alle eines Hauses Glieder;
Und sollten uns nicht brüderlich,
Wie uns der Vater vorgeschrieben,
Als seine guten Kinder lieben:
Er liebt ja alle väterlich.

Wer Brüder haßt ist Friedensstörer
In Gottes Reich, und ist Empörer,
Der frevelnd seinen Schöpfer höhnt;
Gott stößt ihn aus von seinen Kindern;
Und er hat seinen Lohn bei Sündern,
Wo Schmerz nur ächzt und Angst nur stöhnt.

Wer aber hier mit reiner Güte
Sich eifrig um ihr Heil bemühte,
Und immer Freund und Bruder war,
Den nennt einst Gott, wenn alle Frommen
Dort zum Altare jauchzend kommen,
Mit Namen laut vor dem Altar.

Vom Gehorsam gegen die Gesetze und die Obrigkeit.

Wenn alle gut und gerecht wären, so hätten wir freilich in der Welt nur wenige Gesetze nöthig. Der Gerechte und Gute trägt sein Gesetz in seinem Herzen, und übt es überall, wo er handelt. Aber so lange die Menschen Menschen sind, so lange wird jeder seine Begierden und Leidenschaften, seine eigenen Gedanken und seine eigene Weise haben. Selbst die Guten sind dem Irrthum und manchen Schwachheiten unterworfen. Der Vortheil der Menschen scheint sich alle Augenblicke zu durchkreuzen und zu widerstreiten. Einer will so, der andere will so: jeder glaubt er habe Recht; und niemand hat kalte Überlegung genug, um einzusehen, wer wirklich Recht hat. Oder wenn auch jemand unwidersprechlich bewiese, dieser oder jener habe Recht, so unterwürfe sich doch niemand ihm und seinem Ausspruche. Die Völker haben also seit undenklichen Zeiten Vorkehrungen getroffen, allen Unordnungen vorzubeugen. Sie haben sich Fürsten oder Könige, oder Vorsteher oder Obrigkeiten unter irgend einem Namen gewählt. Sie nahmen dazu die Besten und Weisesten und Angesehensten; und diese werden, nachdem die Einrichtung ist, von neuem bestimmt, oder bleiben festgesetzt erblich, damit keine neuen blutigen Streitigkeiten bei der neuen Wahl entstehen, wie oft der Fall war. Diese Fürsten und Könige und Obrigkeiten, welchen Namen sie auch haben mögen, haben die heilige Pflicht übernommen, für das Wohl des Volks zu wachen, die Gesetze unverbrüchlich zu halten, für Gerechtigkeit und öffentliche Sicherheit zu sorgen und alles zu entfernen, was dem ganzen Staate schaden oder einzelnen Gliedern an ihren Rechten und Befugnissen Eintrag thun könnte. Wenn dieses nun Pflicht der Obrigkeit ist, von dem niedrigsten Aufseher bis zum höchsten Oberhaupte; so ist es im Gegentheil Pflicht eines jeden

Unterthanen sich in diese Ordnung zu fügen, dem gesetzlichen Ansehen der obrigkeitlichen Personen Gehorsam zu leisten, die festgesetzten Beiträge zur Unterhaltung des Staats und zur Bestreitung aller seiner Bedürfnisse an Steuern und Abgaben gewissenhaft zu entrichten, alle gerechte Verordnungen der Obrigkeit aus allen Kräften zu unterstützen; und nichts zu thun und zu unternehmen, was das Ansehen der Gesetze mindern, die Ruhe und Eintracht des Ganzen stören und irgend ein einzelnes Glied in seinen Rechten kränken könnte. Ein jeder verlangt und fordert dieses mit gutem Grunde für sich selbst; also muß er mit eben diesem Grunde eben dasselbe auch andern zugestehen. Seyd unterthan der Obrigkeit, die Gewalt über euch hat, sagt der Apostel. Ehrt die Gesetze des Landes und haltet sie heilig; denn sie sichern euch euer Wohl. Christus selbst zahlte als ein irdischer Unterthan willig was er als solcher schuldig war; wovon die heiligen Bücher einige Beispiele aufgezeichnet haben. Bei den alten Römern, die sich durch Größe und Muth, Ordnung und Vaterlandsliebe vor allen übrigen Nationen auszeichneten, war das Lob ein guter Bürger zu seyn und der Obrigkeit zu gehorchen immer das größte: und unter allen Völkern, die nur einigermaßen Ordnung und Gerechtigkeit unter sich hatten, war es die erste Pflicht, die Gesetze zu ehren und der Obrigkeit gehorsam zu seyn. Sogar die rohen und wilden Nationen unterwerfen sich willig den Richtern, die durch ihre Weisheit, Tapferkeit und Gerechtigkeitsliebe die alten väterlichen Gewohnheiten als Gesetze bewachen.

Man sieht die Wichtigkeit dieser ersten Pflicht eines Menschen in der Gesellschaft erst dann recht lebhaft ein, wenn irgend ein großes Unglück in einem Reiche die Bande der Eintracht zerreißt, das Ansehen der Gesetze stürzt, und Unordnung, Meuterei, Gewaltthätigkeit und jeden Greuel der Verwüstung mit sich bringt. Davon geben die Bücher der Geschichte aus alten

und neuen Zeiten viel traurige Beispiele. Der grausamste blutigste Krieg ist ein kleines Übel gegen ein solches Ungeheuer von Aufruhr Aller gegen Alle. Es ist dann nicht mehr Sicherheit der Person und der Güter. Partheien wüthen gegen Partheien: eine siegt über die andere, und aus Furcht und allgemeinem Mißtrauen mordet immer eine ärger, als die andere. Tod und Blutgericht ist etwas gewöhnliches; es schützt nicht Unschuld, nicht Klugheit. Viele Jahre vergehen in Angst und Schrecken, ehe sich aus den Trümmern der alten Ordnung wieder eine leidliche neue erhebt: und Jahrhunderte werden erfordert, ehe dieses neue wieder ganz feste stehet. Wehe den Menschen, die durch ihre Grausamkeit und Tyrannei, durch ihre Unterdrückung und Habsucht, oder durch ihre Tollkühnheit und Verwegenheit eine solche Zeit des Blutvergießens über ihr Vaterland bringen! An solchen fürchterlichen Beispielen können Obrigkeiten und Unterthanen lernen, welche entsetzliche Folgen es hat, wenn beide ihre Pflichten vernachlässigen. Kein Verbrechen straft sich selbst grausamer, als die Ungerechtigkeit von einer oder der andern Seite. Eine Ungerechtigkeit erzeugt immer eine andere und größere; diese eine neue noch unerhörtere, bis sich in der Angst der Verwirrung, der Erbitterung und des Hasses die Menschheit verliert und die Gerechtigkeit nicht wieder findet.

Wie glücklich sind wir, daß bei uns Gerechtigkeit und Friede herrschen; daß wir unter der Regierung eines guten väterlichen Fürsten alle Wohlthaten einer heilsamen Ordnung genießen, wo jeder sein Recht mit Freiheit bis zur höchsten Person des Landesvaters vertheidigen und behaupten darf; wo man auch gegen den Irrenden gelind ist und selbst gegen Verbrecher nicht grausam. Niemand darf es wagen uns widergesetzlich anzutasten; ein höheres Gericht schafft uns Gerechtigkeit, wenn es ein niederes wagenwollte uns zu bedrücken. Allen Ränken und aller Eigengewalt wird gesteuert;

und bei uns kann jeder, der selbst gerecht und gut ist, ruhig an seinem Weinstocke und unter seinem Obstbaume sitzen. Die Wunden, welche viele Städte und Gemeinen aus alten Kriegen und Landplagen hatten, sind nun geheilt; und überall spürt man die Früchte und den Segen einer dreißigjährigen weise geleiteten und nur selten und kurz unterbrochenen Ruhe.

Möge unser Vaterland durch gute Gesetze, einen guten Fürsten, gute Obrigkeiten und gute Bürger und Einwohner ferner noch lange Allen allgemeine Wohlfahrt gewähren, und den Fremden ein Vergnügen, ein Beispiel und Muster guter und glücklicher Menschen seyn.

Von der Erziehung.

Einer der wichtigsten Punkte für das Vaterland, für Städte und Gemeinden, und für alle Familien insbesondere, ist unstreitig die Erziehung der Jugend. Die Natur hat allen lebendigen Geschöpfen eine unbegrenzte Zärtlichkeit gegen ihre Jungen eingepflanzt. Im vierfüßigen Thiergeschlechte und unter den Vögeln finden wir täglich Beispiele von der Angst und Besorgniß, mit welcher die Mütter ihre kleine Brut vor Mangel und Unfall zu schützen, vor Gefahr und Gewalt zu vertheidigen suchen. Die Henne hebt sträubend ihr Gefieder, die Gans hebt drohend ihren Hals in die Höh, wenn man ihren Kindern zu nahe kommt. Alles fühlt und athmet die Liebe der Natur. Kein Geschöpf verläßt seine Jungen eher als bis sie sich selbst schützen und ernähren können. Der Adler giebt seinen Söhnen Unterricht im Fliegen und im Raube; der Löwe in der Jagd. Alles arbeitet nach dem großen Endzwecke des Schöpfers. Der Mensch, der seine Kinder nicht liebt, nicht für sie sorgt und arbeitet, sie nicht zu guten und glücklichen Ge-

schöpfen erziehen will, verdient nicht, daß ihm der Himmel die Freuden der Familie giebt; und wird oft genug in der Folge durch das Unglück derselben und sein eigenes für seines Herzens Härtigkeit gestraft. Die edleren großen Geschöpfe des Erdbodens brauchen mehr Zeit und Mühe, um zu ihrer Vollkommenheit zu gelangen, als die kleineren und geringeren; der Adler mehr als der Sperling, das Roß mehr als das Schaaf. Der Mensch ist das edelste und erhabenste unter allen, der vernünftige Beherrscher aller übrigen; er braucht die längste Zeit, die mehrste Mühe, den größten Fleiß, die unermüdetste Aufmerksamkeit zu seiner Bildung an Leib und Seele. Deßwegen ist die Verbindung zwischen Mann und Weib gewöhnlich immerdauernd und unzertrennlich, damit die Kinder zu völligen Menschen erzogen werden, damit ihr Körper sich sorgsam ausbilde und stärke, und ihr Geist zu allen Kenntnissen, Fertigkeiten und Vorzügen erhoben werde, welche die große, wesentliche, eigene Würde des Menschen ausmachen. Wie schwer vergehen sich also nicht Ältern gegen Gottes Ordnung, gegen das Vaterland, gegen alle ihre Mitmenschen, und wie sehr handeln sie gegen ihr eigenes Glück, wenn sie die Erziehung ihrer Kinder unverantwortlich vernachläßigen. Die öffentlichen Einrichtungen sind bei uns jetzt überall so, daß die Erziehung von Seiten des Unterrichts in der Religion und in der Sittenlehre erleichtert wird. Es sind überall Schulen und darin angestellte Lehrer, deren Pflicht es ist, auch die Kinder der Ärmsten in den nöthigen Begriffen von Gott und Tugend und ihren Pflichten zu unterweisen. Bei allen gesitteten Völkern war die Sorge für die Jugend, ihre Unterweisung und Übung zu ihrer künftigen Bestimmung eine Hauptsache; und manche Gesetzgeber, die von der Wichtigkeit derselben sehr tief überzeugt waren, machten sie zu einem vorzüglichen Augenmerk ihrer Verordnungen. Aber die öffentliche Erziehung in der Schule ist

bei weitem nicht hinreichend, aus den jungen Geschöpfen wirklich das zu machen, was aus ihnen werden soll. Der beste Erziehungsort ist immer das väterliche Haus; der beste Lehrer der ernstliche Vater, mit seiner herzlichen Leitung und seinem beständig guten Beispiele.

Das erste in der Erziehung ist unstreitig die Sorge für den Körper, daß das kleine Geschöpf mit Sorgfalt in Acht genommen werde; daß für seine Gesundheit, für jedes seiner Glieder wie für das Ganze gewacht werde. Gebrechlichkeit ist überall ein trauriges Loos; aber doppelt traurig ist es unter den Landleuten, deren ganze Beschäftigung vorzüglich Körperkraft und körperliches Wohlseyn erfordert. Welche wehmüthige Empfindung muß es nicht für Ältern seyn, ihre Kinder schon in der ersten Jugend, wo der Mensch eben recht schön aufblühen sollte, als Schwächlinge herumschleichen zu sehen, und sich bewußt zu seyn, daß sie selbst dieselben verwahrloset haben; vielleicht am Gängelbande, oder in den Windeln; vielleicht schon vor der Geburt durch Unbesonnenheit und Leichtsinn. Von solchen Kindern kann man im eigentlichsten Verstande sagen, daß sie die Sünden ihrer Väter tragen. Eine gesunde Seele in einem gesunden Leibe ist das erste größte Glück der Erde. Der Leib ist das Haus, die Seele der Einwohner: es ist vernünftig und nothwendig, daß man das Gebäude gut aufführe und in gutem Zustande zu erhalten suche, wenn sich der Besitzer desselben darin wohl befinden soll. Welche Vortheile haben wir in diesem Punkte nicht vor den Städtern! Bei uns scheint die Gesundheit ihre Behausung aufgeschlagen zu haben; wir dürfen sie nur nicht vertreiben. Wie oft sieht ein halbkranker Stadtmann neidisch und seufzend auf unsere harte, frische, braunbäckige, rasche Dorfjugend hin, wenn er an seine Knaben zu Hause denkt, die nicht gesünder sind und seyn können, als der Vater selbst ist. Manche kommen, um bei uns

Gesundheit zu kaufen; und wir sollten dieses unschätzbare Gut nicht zuerst für uns und unsere Kinder selbst zu sichern suchen?

Nach der Sorgfalt für den Körper tritt mit den Jahren, wo die Seele anfängt sich thätig zu zeigen, der Unterricht in den wesentlichen Kenntnissen des Menschen ein. Unsere Kinder brauchen nicht Gelehrte zu werden, so wenig als wir es sind; denn sie haben keine andere Bestimmung als wir. Es wird ihnen aber doch sehr wohl thun, wenn sie zuweilen etwas mehr lernen, als ihre Väter. Was wir jetzt selbst gern wissen möchten, das sollen wir jetzt füglich unsre Söhne lernen lassen, wenn wir können und Gelegenheit haben. Man soll in der Jugend alles lernen, was man nützliches lernen kann; nur nicht das Unwichtige dem Wichtigen und das bloß Angenehme dem Nöthigen und Unentbehrlichen vorziehen. Lesen und Schreiben und Rechnen hat jedermann nöthig, wenn er auch nicht nöthig hat ein Schönschreiber und Rechenmeister zu seyn. Der Unterricht in der Religion und unsern Pflichten ist das Wichtigste, ohne welches der Mensch kaum ein Mensch genannt zu werden verdient. Wenn wir einige Kenntnisse von der Geschichte und Erdbeschreibung uns erwerben können, so giebt uns das manche Belehrung über nicht unwichtige Dinge, wo wir sonst im Finstern tappen. Wer Lust und Fähigkeit und Gelegenheit hat irgend ein musikalisches Instrument spielen zu lernen, der kann sich und andern in Zukunft damit manches Vergnügen machen. Für alles dieses sollen Väter, nachdem ihre Lage und ihre Mittel es erlauben, Sorge tragen, um sich und ihren Kindern so viel Erwerbungsmittel und so viel Genuß als möglich zu verschaffen. Mancher Vater, der in seiner Jugend nicht viel lernen konnte, lernt noch mit seinem kleinen Sohne weiter, und es bringt ihm Nutzen und Vergnügen; und er braucht sich dessen gar nicht zu schä-

men. Es ist niemals zu spät, etwas Gutes, Nützliches und Angenehmes zu lernen. Jede Lebensart erfordert ihre eigenen Kenntnisse und Fertigkeiten: wir müssen also dafür sorgen, daß unsere Kinder in nichts unwissend bleiben, was ihnen zu hirer künftigen Bestimmung nöthig ist. Es gehört allerdings bei uns zu den nöthigen Dingen, zu wissen, wie ein Wagen und ein Pflug gebauet wird, wie er zusammengesetzt und aus einander genommen wird, damit man nicht inskünftige mit jeder Kleinigkeit, die man selbst besorgen könnte, zu eigenen Handwerkern zu laufen nöthig habe. Der ist wohl kein sonderlich guter und geschickter Wirth, der dem Sattler jeden Riem zu nähen und dem Zimmermann jeden Axtstiel zu machen bringt. Ein junger Bursche auf einem Hofe, der nicht mit Pferden und Wagen, und ein Mädchen, das nicht mit dem Rad, der Nadel und dem Küchengeschirr umzugehen weiß, sind auf alle Fälle in der Erziehung sehr vernachlässiget. Oft will man in Jahren mit der Erziehung erst anfangen, wenn man schon vollendet haben sollte. Die Jugend ist die goldene Zeit zur Erlernung jedes Dinges; mit den Jahren wird alles schwer und manches fast unmöglich.

Das Wichtigste in jeder Erziehung und also auch in der Erziehung unserer Jugend, ist die Bildung zur Rechtschaffenheit und Tugend, zur Sittsamkeit, Sanftmuth und jeder guten Eigenschaft, die dem Besitzer Nutzen und Werthschätzung und der Gesellschaft Vortheil und Vergnügen bringt. Dieses geschieht am besten in dem Hause der Ältern, durch ernste weise Lehren, herrliche Weisung, wiederholte vernünftige eindringliche Vorstellung, und am meisten durch selbsteigenes gutes untadelhaftes Beispiel. Kinder bilden sich meistens nach ihren Ältern. Der Mensch ahmt so gern nach; und wem sollte er eher nachahmen als denjenigen, um welche er täglich ist, von denen er abhängt, die er achten und lieben soll, und in

deren Fußstapfen er von der ersten Kindheit an unmerklich tritt? Daher so viel bekannte Sprichwörter, der Apfel fällt nicht weit vom Stamme; wie die Alten sungen, zwitschern auch die Jungen, und mehrere andere. Wenn also Ältern das Glück ihrer Kinder und ihr eigenes wünschen, wenn ihnen ihre Zufriedenheit und Ruhe im Alter lieb ist; so mögen sie mit aller Aufmerksamkeit von den zartesten Jahren an darauf sehen, daß sie ihre Kinder vor jeder Unart hüten und sie jede Tugend, so viel in ihren Kräften stehet, heilig halten lehren. Eine Tugend erzeugt die andere und alle bringen Glück mit sich: aber auch ein Fehler ist Veranlassung zu einem andern, und alle führen in Unglück und oft endlich gar ins Verderben. Leichtsinn erzeugt Unart, Unart Fehler, Fehler Vergehungen, Vergehungen Laster, Laster Verbrechen; und die Folge von diesen ist immer Elend, wenn wir auch der furchtbaren Strafe entgehen. Wenn es nicht möglich seyn sollte, mit Gelindigkeit und Güte den Endzweck zu erreichen, so sind Ältern bei ihrer Liebe gegen ihre Kinder, bei den Hoffnungen, die sie von ihnen haben, verbunden, Strenge und Schärfe zur Zucht zu brauchen. Wer sein Kind lieb hat, der züchtiget es, der erzieht es mit Aufmerksamkeit und Strenge. Besser es weint jetzt zu seinem Glücke einige Minuten, als daß die Ältern im Alter mit ihm und über dasselbe unaufhörlich umsonst wehklagen. Es ist eine verkehrte Zärtlichkeit, seinen Kindern niemals wehe thun zu wollen, in der Zeit, wo sie auf ihr ganzes Leben vorbereitet werden sollen: so wie es eine vernunftlose tyrannische Härte ist, ohne Schonung und Überlegung jedes Wort immer mit der Zuchtruthe zu begleiten. Die Liebe selbst kann Ältern wohl zwingen, strenge und unerbittlich zu werden; aber sie kann nie zu eigensinniger Härte, zum Murrsinn und zu zuchtmeisterlicher Furchtbarkeit werden. Überlegung und Kenntniß des Herzens müssen den Ältern die sicherste Leitung in der Behand-

lung ihrer Kinder seyn. Die Früchte einer guten Erziehung ernten sie in ihrem Alter, wo ihnen sodann ihre Kinder Ruhe und Freude gewähren, ihre Liebe mit reiner Hochachtung und kindlicher Gegenliebe bezahlen, und die besten Stützen der eintretenden Jahre der Schwachheit am Rande des Grabes sind.

Seht einen guten Vater, der sein ganzes Leben alle seine Pflichten erfüllt hat, an einem festlichen Tage in der Mitte seiner Kinder und Enkel. Alle drängen sich um ihn her und wetteifern, wer ihm die wärmste, zärtlichste Theilnahme bezeigen kann; alle bemühen sich, ihm sein Alter vergessen zu lassen und das frohe Gefühl seiner Jugend zurück zu rufen. Er ist jetzt glücklicher als ehemals, da er als ein rüstiger Jüngling von allen seinen Bekannten beneidet wurde. Ist etwas schöner und rührender, als die gute freundliche Großmutter in dem Kreise ihrer kleinen Enkelinnen! Wie emsig sie sich noch bestrebt, den kleinen Mädchen Unterricht zu geben, wie sie ihn ehemals den Müttern, ihren Töchtern, gab! Es ist ein gerechtes Gefühl der Selbstzufriedenheit, wenn so ein Alter mit Würde spricht: Es hat niemals jemand aus meiner Familie einen schlechten Streich gemacht; und wenn Söhne und Enkel sich fest an ihn drängen mit der wahren feurigen Versicherung: Vater, es soll und wird auch niemand von uns jemals etwas schlechtes thun. Das ist mehr, als wenn manche Vornehme in ihrer Familie so oder so viel Generale und Minister mit Ordensbändern zählten. Wie traurig und verlassen ist aber das Alter eines Mannes, der keine Freude an seinen Kindern erlebt, der vielleicht jetzt wieder dafür leidet, daß er ehemals seinen Ältern auch gar keine Freude machte. Wie niederdrückend und quaalvoll muß es einem Vater seyn, von dessen Söhnen jeder Redliche nur mit Achselzucken spricht. Und wenn er dann fühlt, es sey sein eigenes Werk oder wenigstens die Folge seiner Unaufmerksamkeit, daß sie so und nicht besser geworden

sind! Es ist kein bitterer Schmerz in der Natur als der Gram, den uns Kinder verursachen. Möge niemand von unsern Freunden dieses Herzeleid erleben: und wir wollen dieses Unglück selbst unserm Feinde nicht wünschen. Im Alter können wir uns erst recht lebhaft überzeugen, wie viel auf die Erziehung in der Jugend ankommt. Nur wenn die Menschen durchaus besser werden, können wir mit Grund bessere Zeiten hoffen: und sollen die Menschen besser werden, so muß mit der Jugend der Anfang geschehen. Wer einen eigenen schönen Obstgarten ziehen will, fängt mit der Baumschule an: alte Stämme lassen sich schwer biegen und fast eben so schwer pfropfen.

Von der Dankbarkeit.

Undank ist das größte Laster, sagt das Sprichwort; und das Sprichwort redet die Wahrheit tief aus der menschlichen Natur. Der Undankbare muß ein hartes, empfindungsloses, ganz verwahrlostes Herz haben; oder vielmehr, er muß kein Herz haben: denn ein solches Herz verdient nicht mehr ein Herz genannt zu werden. Das Laster des Undanks ist desto größer, da warme Empfindungen für Güte und Wohlthaten bei jedem Menschen vorausgesetzt werden müssen, der nur Vernunft hat und sein eigenes Glück fühlt und wünscht. Es ist desto größer, da die bürgerlichen Gesetze es nicht durch alle Verhältnisse und Lagen des menschlichen Lebens verfolgen und also nicht bestrafen können. Aber der Abscheu aller Redlichgesinnten verfolgt einen Undankbaren. Ein Undankbarer ist leicht fähig von einer Stufe des Lasters herab zur andern bis zu dem schrecklichsten Verbrechen zu sinken. Leichtsinn und Unempfindsamkeit sind der Grund der Undankbarkeit. Wer erzeigte Wohlthaten nicht erkennt, wie will der im Stande seyn, einst aus Mitempfin-

dung für das Schicksal seiner Brüder lbst Wohlthaten zu erweisen? Dankgefühl ist das erste, was der gute Mensch in der Freude seines Glücks äußert. Unser Dank muß zuerst zu Gott, unserm Schöpfer, Vater, Erhalter, Versorger und unendlichen Wohlthäter empor steigen. Alles unser Gebet muß Dank seyn; denn unser ganzes Leben ist Genuß seiner Liebe und Güte. Die ganze lebendige Schöpfung, und selbst die leblose ist ein lautes Chor zu seinem Lobe: und der Mensch, das herrlichste Geschöpf, das mit Vernunft empfindet, denkt und handelt, sollte nicht mit in dem Chore seyn!

Der kleinste Halm
Ist seiner Weisheit Spiegel;
Und Luft und Meer und Wald und Thal und Hügel
Sind Gottes Loblied und sein Psalm.

Jede Empfindung der Freude durch die Natur ist ein Dank, den die Kreaturen unbewußt ihrem Schöpfer stammeln; und wir, die wir wissen und erkennen, sollten nicht heiß empfinden und laut und deutlich sprechen zu seinem Preise! Die Lerche erhebt ihr Lied in dem Saatfelde, und steigt hoch mit demselben in die Lüfte bis an die Wolken: und der Mensch, für den der Himmel die Saaten segnet, wollte zurückbleiben, und nicht sein Lob durch die Wolken und alle Himmel singen. Dankbarkeit gegen Gott, unsern allgemeinen Wohlthäter, ist der Grund unserer Erkenntlichkeit gegen alle unsere übrigen Wohlthäter auf Erden. Wer nie mit glühender Andacht seinem himmlischen Vater für alle seine tausend Segnungen dankte, wie will der seinem Bruder danken, der im Namen dieses großen Wohlthäters ihm bloß hier und da eine hülfreiche Hand gab? Aber Worte und geschmückte Reden sind kein sicherer Beweis der wahren Dankbarkeit; sind noch kein gültiger Bürge, daß der Sprechende von dem wahren echten Gefühl derselben durchdrungen ist. Mancher macht viel Wortgepränge, und seine Seele ist leer von Empfin-

dungen; und mancher Bescheidene spricht wenig oder nichts; aber wenn gleich sein Mund verstummet, ist doch sein Herz ein lautes Gebet.

Vorzüglich sind wir sodann Dank schuldig unsern Ältern, unsern Lehrern, unsern nähern Wohlthätern, der guten Obrigkeit und allen, die auf irgend eine Weise thätigen Antheil an unserm Schicksal nehmen. Wer den Ältern nicht vergilt durch Liebe und Achtung alle ihre ehemalige Sorgfalt, alle ihre Treue, mit welcher sie ihn erzogen, der verdient auch von Kindern einst keinen Dank für alles, was er für sie thut. Gute Lehrer und gute Obrigkeiten sind nach guten Ältern die größte Wohlthat des Himmels. Wer ihre Mühe und ihre Sorgfalt nicht mit Dankbarkeit und Willfährigkeit erwiedert, der verdient nicht das Glück, das sie ihm verschaffen könnten und das er durch seinen Leichtsinn und seine Halsstarrigkeit verliert. Jede freundschaftliche Theilnahme, jeder gute Rath, jede nützliche Zurechtweisung verdient unsere Erkenntlichkeit. Der dankbare Mensch ist im Grunde gewiß ein guter Mensch, und wenn er auch viele Fehler hätte; und der Undankbare ist gewiß kein guter, und wenn er auch gleißnerisch mit mancher gut scheinenden Eigenschaft prangte. Nichts ist rührender, als eine ganze Gemeine feierlich mit Dank vor Gott zu sehen, als eine Versammlung, die einem väterlichen Wohlthäter ihre kindliche Liebe dankbar bezeigt, als einen Kreis guter Kinder, die sich mit Herzlichkeit um einen Vater drängen, welcher eine zahlreiche Familie zur Tugend und zum Glücke liebreich auferzog. Selbst die Thiere fühlen den Trieb der Dankbarkeit, und die Geschichte erzählt davon Beispiele, die in Erstaunen setzen. Der Hund wacht bei dem Lager des Herrn, der ihn füttert; das Pferd duldet nur seinen Wohlthäter nahe an sich. Sollte sich der Mensch beschämen lassen von Geschöpfen ohne Vernunft, welche nur von einem unwillkührlichen Triebe gezwungen werden. Man kann

sicher unter dem Dache eines Mannes ruhen, welcher dankbar war; aber gegen den Undankbaren herrscht billig ein allgemeines Mißtrauen. Wer Menschen nicht liebt, die ihm Wohlthaten erzeigen, wie will der Menschen lieben, die ihm ganz fremd sind!

Der Undank ist ein schwarzes Laster:
Nichts ist dem Redlichen verhaßter;
Nichts schändet mehr des Menschen Werth,
Als wenn ein Mensch für alle Gaben,
Womit ihn Gott und Menschen laben,
Nicht dankbar auch den Geber ehrt.

Die ohne Sinn die Wohlthat nehmen
Und sich des Herzens Rührung schämen,
Verdienten diese Wohlthat nicht.
Wie soll der Vorwurf uns entehren,
Daß je wir solche Menschen wären:
Erkenntlichkeit ist heil'ge Pflicht.

Von der Friedfertigkeit.

Friede und Eintracht überall ist eine der ersten Grundlagen zur wahren dauerhaften Glückseligkeit, Friede im Staate und in der Gemeine, in dem Hause und in der Seele: wer diesen Frieden muthwillig stört, ist durchaus kein guter Mensch. Hier ist die Rede mehr von der ruhigen, gefälligen, sanftmüthigen Stimmung im Umgange mit Menschen, von der friedlichen Geselligkeit des Lebens, welche durchaus so angenehm und willkommen ist, und deren Mangel sogleich alle Freude verscheuchen kann. Selig sind die Friedfertigen, sagt selbst der große Sittenlehrer Jesus in einer seiner wichtigsten Reden. Wer Frieden bringt, soll Frieden haben. Friede ernährt, Unfriede zerstört, im Hause wie im Reiche. Er ist ein recht friedlicher Mann; man hat nie gehört, daß er mit irgend jemand

eine Zänkerei gehabt habe: spricht man zum Lobe eines Mannes, mit dem man gern umgehet, und dessen Gesellschaft man andern als gut und nützlich und angenehm empfehlen will. Er sucht immer zum Besten, zum Frieden zu reden, spricht man, wenn jemand thätig menschenfreundlichen Antheil an den Geschäften seiner Mitbrüder nimmt, und alle Zwistigkeiten, aus denen Feindschaft und Unglück entstehen könnte, mit Klugheit beizulegen sucht. Jedermann schätzt, und ehrt und liebt einen solchen friedlichen Vermittler, der überall durch seine Mäßigung, seinen Ernst und seine vernünftigen Vorstellungen alle Feindschaften unvermerklich auszusöhnen weiß, Haß und Groll aus dem Herzen auswurzelt, Verträglichkeit und Liebe einpflanzt, und als ein wahrer unermüdeter Wohlthäter im Stillen Gutes stiftet. Mit Segenswünschen erinnern sich seiner noch lange nachher diejenigen, denen er ein Friedensstifter war, und sagen bei der Erwähnung des Vorfalls: wenn dieser nicht gewesen wäre, so hätte uns wohl unsere Hartnäckigkeit und Thorheit in großes Unheil gebracht. Der Friedliebende giebt nach, so viel er kann und darf; er ist aber darum nicht furchtsam. Eben weil er Recht hat, hat er Muth und Mäßigung. Seine Vernunft leitet ihn und nicht seine Leidenschaft. Wo er sprechen muß, wo er aus Pflicht nicht nachgeben darf, da spricht er, da handelt er immer mit fester Bestimmung, mit Überlegung, ohne Bitterkeit und Beleidigung. Alles was Hader anzünden könnte, vermeidet er. Jeden Schritt, jedes Wort, jede Miene, jede Geberde hält er in Obacht, damit er keinem, der vielleicht sehr empfindlich ist, zu nahe trete. Er selbst legt alles zum Besten aus und benimmt sich immer so, daß niemand das, was er thut und sagt, schlimm auslegen kann. Er übersieht Beleidigungen mit Ruhe, wenn er sie auch empfindet. Er denkt, es ist besser vergeben können, als um Verzeihung bitten müssen. Er bittet aber

auch willig um Verzeihung, wo er in der Sache selbst oder in der Art und Weise gefehlt hat. Wenn jemand etwas schlimmes von ihm sagt, so untersucht er, ob man vielleicht wenigstens etwas Recht hat. Ist dieses der Fall, so nimmt er sichs zur Warnung und sucht sich in diesem Punkte zu bessern. Die Feinde sagen in ihrer Bitterkeit oft heilsamere Wahrheiten als die Freunde, welche nicht gern unangenehm werden und beleidigen wollen. Ist das Gesagte nicht wahr, so ist derjenige, der es sagte, ein Irregeführter, ein Thor oder ein Bösewicht: Im ersten Falle verdient er Mitleid und Belehrung; im zweiten wird er durch Verachtung gestraft. Durch stille friedliche Mäßigung wird immer mehr und eher wieder gut gemacht, als durch Hitze, Lärm und Sturm. Die erste besänftiget, wenn sie mit Liebe und Güte verbunden ist: das zweite vermehrt die Erbitterung, bläst das Feuer höher an, giebt zu neuen Fehlern Anlaß, reitzt noch mehr die Galle und legt oft den Grund zu endlosen Feindschaften. Weise Nachgiebigkeit wirkt mehr, als harte unzeitige Unbiegsamkeit. Der Sturmwind zerbricht und zersplittert die Eiche; aber der Halm und das geschmeidige Rohr ist sicher vor seiner Wuth.

Diese äußere Friedfertigkeit, die ein so großes Glück ist für den Besitzer und alle die mit ihm umgehen, ist eine Frucht der innern Seelenruhe, der schönen Eintracht, die in seinem Herzen wohnt. So wahr ist es durchaus, daß wahrhaft gute Menschen auch immer gut und nützlich für die Gesellschaft sind. Wer Ruhe in sich selbst hat, wird von außen keinen Zank suchen: aber oft sucht man durch äußerlichen Lärm die innerliche Angst zu entfernen und zu unterdrücken.

In der heiligen Schrift wird die Einigkeit der Brüder mit unter die schönsten Dinge gezählt: und wir sind ja alle Brüder; Brüder in der Familie, Brüder in der Gemeine, Brüder im Vaterlande, Brüder in der Religion; alle Brüder als

Menschen auf der Erde. Habt Geduld einer mit dem andern; ein jeder hat seine Fehler. Wer die wenigsten hat, ist am billigsten; weil er weiß, wie leicht es doch ist in Fehler zu verfallen, und wie schwer es ist alte angewöhnte Fehler abzulegen. Ihr vertragt gern die Narren, dieweil ihr klug seyd; sagte der große Menschenkenner Paulus. An diesen Spruch sollte man oft denken, ihn aber nicht oft sagen. Denn man macht Thoren durch Vorwürfe nicht weise. Der Eule thun die Augen weh, wenn sie das Licht sieht; so wird der Unverständige wild und unbändig, wenn man ihm ohne Schonung seine Narrheit malt. Der Friedfertige hat also Geduld; aber er verbirgt es so viel als möglich, daß er Geduld haben muß. Er sucht zu belehren mit Theilnahme, zu bessern mit Liebe, zu erinnern mit Sanftmuth, zu ermahnen mit Schonung. Wenn es ihm gelingt, so ist er froh in dem Bewußtseyn, etwas Gutes und Nützliches unternommen und ausgeführt zu haben. Gelingt es ihm nicht, so zieht er sich freilich nicht ohne Unmuth, aber doch ruhig an seinen eigenen Heerd zurück, wo, nach dem Segen der Schrift, Gerechtigkeit und Friede sich küssen. Er hat seine Schuldigkeit gethan, wenn er auch zuweilen die kränkende Erfahrung macht, und mit Verdruß sieht, was der Vers sagt:

Vergebens bleicht man einen Mohren,
Vergebens straft man einen Thoren;
Sie bleiben beide, was sie sind.

Von der Bereitwilligkeit für unser Vaterland zu streiten.

Wenn in der Gemeine alle Mitglieder gut und gerecht wären, so hätten wir keinen Zank und keine Prozesse: wenn in der großen Welt alle Völker und Könige gut und gerecht

wären, so hätten wir keine Kriege. Kriege sind die blutigen Prozesse der Völker, da sie auf der Welt keinen Richter über sich haben. Gott wird zwar einst richten; aber hier giebt er sein Urtheil nur durch unsere Vernunft. Wo man nun Vernunft nicht hört, da ist keine Hoffnung zur gütlichen Gerechtigkeit und Ausgleichung. Man klagt oft mit vieler Bitterkeit über die Kriegssucht der Könige, und hat nicht Unrecht. Die Geschichte stellt viele Fürsten auf, die mit dem Blute ihre Unterthanen umgingen, als wäre es Regenwasser, und mit ihrem Brote, als wären es Kieselsteine. Diese nennt die Geschichte der Wahrheit Unmenschen und Tyrannen, wenn sie auch die Schmeichelei Große, Eroberer und Helden nannte. Aber auch die Nationen, welche keine Könige hatten, die sogenannten Freistaaten der alten und neuen Geschichte, machten es nicht allein nicht besser, sondern oft noch viel schlimmer. Die Händel sind da häufiger, weil die Köpfe unruhiger sind. Die Art des Kriegs ist gewöhnlich viel grausamer, weil die Gemüther erbitterter sind: und es ist in diesen Freistaaten oft viel weniger Freiheit, Gerechtigkeit und Sicherheit, sondern nur desto mehr Unruhe und Ausgelassenheit. Kriege werden wohl nicht aufhören, so lange die Menschen Menschen sind. Wenn sie nur nicht mehr so häufig, nicht mehr so oft wegen Kleinigkeiten entstehen, die der Wohlfahrt der Länder ganz gleichgültig sind; wenn sie nur nicht mehr so verheerend und unmenschlich geführt werden, so ist zum Wohl der Menschheit schon viel gewonnen. Jeder Staat muß sich also auf alle Fälle in Vertheidigung setzen; denn die Ungerechtigkeit ist leider in der Welt so groß, daß einer auf die Freundschaftsversicherungen des andern nicht sehr trauen darf. Dieß war so von Nimrods Zeiten an, und wird wohl schwerlich ganz gebessert werden. Etwas anderes ist nicht immer etwas besseres. Das Vaterland braucht Vertheidiger: wer soll es vertheidigen, als die Kinder des Va=

terlandes, als Bürger und Einwohner? So wie jedermann Sicherheit und Ruhe wünscht und verlangt, so ist er verbunden, erforderlichen Falls für diese Sicherheit und Ruhe auch selbst mit beizutragen, zu arbeiten, zu streiten, sein Leben zu wagen, sein Leben für das Leben des Ganzen und für alle seine Brüder nicht zu achten. Denn alle haben die nämliche Pflicht für ihn, und er hat sie für alle. Nicht Besitzung und Güter und Reichthümer machen von dieser Pflicht los, sondern verbinden desto mehr und fester dazu. Je mehr einer in dem Vaterlande und von dem Vaterlande genießt, desto mehr ist er ihm schuldig. Je mehr einer in dem Vaterlande hat, was ihm werth ist, desto mehr ist ihm das Vaterland selbst werth. Wer also bloß mit Geld die Pflicht das Vaterland zu vertheidigen abzukaufen sucht, handelt auf keine Weise gut gegen das Vaterland. Die Obrigkeiten, welche auf diese Weise Handel zu treiben sich unterstehen, handeln noch schlechter. Die Bürger und Kinder des Vaterlandes sollen die Waffen tragen zu seiner Vertheidigung: es ist ein sehr ehrenvoller Beruf für das Vaterland jede Gefahr zu wagen. Man soll das Heil des Landes nicht in die Hände von gänzlichen Miethlingen geben, denen Glück oder Unglück des Landes gleichgültig ist, die bei dem ersten nichts gewinnen und bei dem zweiten nichts verlieren. Jeder muß etwas haben, wofür er streitet; es muß auch seine eigene Sache seyn, für die er mit Leib und Leben schlägt. Dann hat er erst wirklich Muth und Entschlossenheit und Ehrgefühl. Er weiß, seine Eltern, seine Brüder, seine Schwestern, seine Freunde und Anverwandten werden sein Verhalten erfahren und sich über seine Bravheit und gute Aufführung freuen. Er weiß, seine Schande würde sie mit Herzeleid kränken. Der Arme, der nichts besitzt, findet überall wieder ein Vaterland, in welchem er eben so viel hat, als in dem jetzigen. Aber der Mann, welcher weiß, er ist seines Va-

ters Erbe zu einem guten Hofe, zu fruchtbaren Äckern und Wiesen und Gärten, wie sollte der nicht mit ganzer Seele die Sache des Vaterlandes verfechten? Die öffentliche Sache ist auch seine eigene. Je glücklicher also einer in dem Vaterlande ist, desto heiliger ist die Pflicht, das Vaterland beschützen zu helfen und die Wohlthaten zu erwiedern, die er von dem Vaterlande genießt.

Auch ist es jederzeit bei allen Völkern, die einige Bildung hatten, ein großes, ja das größte Lob gewesen, wenn jemand mit Muth und Unerschrockenheit für sein Vaterland kämpfte, wenn er unverdrossen alle Mühseligkeiten in dem Dienst desselben erduldete, keine Gefahren und keine Aufopferungen scheute und seinen Mitbrüdern in der ehrenvollen Stunde des Kampfs ein ruhmwürdiges Beispiel gab. Eine Wunde daselbst erhalten ist überall ein Ehrenzeichen; und der Tod im Streit für Vaterland und Freiheit wird immer vorzugsweise der Tod der Ehre genannt. Wir wollen den Himmel bitten, daß unser Vaterland nie in so große Gefahr kommen möge. Aber wenn der Fall einträte, so wollen wir alle als Männer, als brave Männer, als gute Söhne des Vaterlandes standhaft und muthig unsere Pflicht erfüllen. Nicht Wildheit und Rohheit, sondern Unerschrockenheit und Ordnung und Muth sollen unsere Krieger auszeichnen; und jeder müsse für sich dazu beitragen, diese Ehre zu behaupten. Wir selbst sind Landleute und wissen, wie wohl eine gute Begegnung thut; es müsse also nie eine gegründete Klage über unser Betragen, sey es wo es wolle, erhoben werden. Menschlichkeit geziemt dem Krieger vorzüglich, mehr als irgend einem andern Stande; da in dem Stande des Kriegers Menschlichkeit so werth und so theuer ist. Nur der Mann, der gegen uns Waffen trägt, ist thätig unser Feind; und nur so lange er Waffen trägt. Gegen alle übrigen sollen wir freundschaftlich seyn und die Pla-

gen des Kriegs, so viel wir können, erleichtern. Selbst unser Feind hat Anspruch, hat ein gegründetes Recht auf Schonung und Milde, sobald er nicht mehr die Waffen gegen uns hebt. Es ist eine Schande, einen Gefangenen zu mißhandeln; fast mehr, als es Schande ist, dem bewehrten eindringenden Feinde den Rücken zu kehren, wenn man noch widerstehen kann. Ein alter Krieger verdient stets unsere Achtung; und desto mehr Achtung, je weniger er oft Belohnung findet. Es ist etwas sehr wehmüthiges, wenn ein alter Mann in dem Lande, für welches er seine Kräfte aufgeopfert, für welches er seinen Körper mit Narben bezeichnet trägt, in seinen schwachen Jahren kümmerlich sein Brot suchen muß. Wenn der Staat nicht alle seine entkräfteten Kriegsleute ernähren kann, so wollen wir, deren Pflichten sie vielleicht mit erfüllt haben, ihnen ihr Loos doch zu erleichtern suchen. Wer nicht sein Vaterland vertheidigen wollte, verdiente nicht ein Vaterland zu haben; und billig wird denjenigen vorzüglich Achtung bewiesen, welche für dasselbe und für die Sicherheit aller ihrer Mitbürger schon mit Muth ihr Leben gewagt haben.

Gott, unser Schutz, gieb Frieden unsern Zeiten,
Und Glück und Heil zu jedem Stand;
Doch ruft die Pflicht, so laß uns muthig streiten
Für unser gutes Vaterland:
Und selbst im Kampf sey mit uns jederzeit;
Gerechtigkeit und Menschlichkeit.

Von Fehlern und Lastern überhaupt.

So wie die Tugend, und nur die Tugend allein, den Menschen wahrhaft glücklich macht, so kann nur das Laster ganz allein den Menschen wahrhaft elend machen. Die Weisen mögen es nennen Laster, die Richter mögen es nennen Un-

recht, die biblischen Sittenlehrer mögen es nennen Sünde; es ist alles eins. Sein verderbliches Wesen ist, daß es Unordnung stiftet, jeden Frieden stört und die Menschen zu nichtswürdigen verworfenen Kreaturen macht, alles mögliche Glück untergräbt, die Lasterhaften mit innerlicher Pein quält, und sie und alle um sie her endlich vielleicht ohne Rettung elend macht. Die Sünde ist das Unrecht und der Leute Verderben, sagt die Schrift. Thorheit und Laster sind die Geißeln der Menschheit, sagen die weisen Männer aller Völker. Ungerechtigkeit und Bosheit schaffen alles Unheil auf dem Erdboden, sagt der rechtschaffene Verwalter der Gesetze: und alle sagen die Wahrheit, und die nämliche Wahrheit. Bei den Guten ist der Himmel, und bei den Bösen ist die Hölle. Wenn es also unbezweifelt fest und wahr ist, daß Gutes am Ende nur Gutes und Böses endlich Böses wirken muß, so sollen wir billig beständig mit der größten Aufmerksamkeit über uns wachen, damit nicht Fehler, üble Gewohnheiten, Unbesonnenheiten und endlich Laster in unserer Seele Wurzel fassen, ohne daß wir daran denken. Obgleich Fehler, Vergehungen und Laster wider unsere Vernunft, und also auch wider unsere Natur sind, so ist es doch so leicht, durch Unbesonnenheit und Mangel der Überlegung in manchen Fehler zu gerathen, ohne daß wir es uns bewußt sind, was wir thun. Endlich ist unvermerkt eine schlimme Fertigkeit daraus entstanden, von der wir uns nur mit vieler Anstrengung wieder los machen können. Nenne man dieses Erbsünde, oder Schwachheit, oder Unvollkommenheit; sie ist das Loos jedes endlichen Wesens; und wir sollen mit aller Kraft dagegen kämpfen. Wenn wir sie auch nie ganz austilgen können, weil wir immer endliche Wesen bleiben, so werden wir sie durch Übung, Aufmerksamkeit und Fertigkeit im Guten doch immer mehr und mehr unterdrücken und sie uns und andern immer unschädlicher machen. Wenn wir uns

im Guten üben, so gewinnen wir nach und nach immer mehr Liebe zu demselben und mehr Fertigkeit darin; eine gute Eigenschaft hilft der andern, eine Tugend bietet der andern die Hand. Vielleicht kostet uns der Anfang Anstrengung und Überwindung; aber bald wird sie leicht, dann angenehm, dann wohlthätige Neigung, und endlich Nothwendigkeit unserer Denkart und Handelsweise und unsers Wesens, selbst. So auch mit dem Bösen. Anfangs hat der Mensch bei den ersten Versuchungen vielleicht Furcht und Widerwillen, sodann wird er gleichgültig, sodann leichtsinnig und unbesonnen: und endlich ist das Schlimme zur Gewohnheit geworden, in welcher ein Gedankenloser immer weiter geht, bis er am Rande des Verderbens durch den Anblick der entsetzlichsten Gefahr aufgeschreckt wird.

Sobald wir uns fest und unwidersprechlich überzeugen, daß das Gute oder die Tugend endlich unsere Glückseligkeit, daß das Böse oder das Laster endlich unser Elend bewirkt; wie könnten wir dann noch eine Minute zweifelhaft seyn, welchen Entschluß wir auf unser ganzes Leben fassen und festhalten wollen? Meistens straft sich das Laster sogleich selbst, und der Übertreter trägt sogleich seinen Lohn mit sich: aber wo auch Versteckung und Heuchelei die sichtbaren Folgen desselben weiter hinaus entfernen, da kommen sie doch endlich desto schrecklicher. Und wie verächtlich und erniedrigend ist es nicht schon, seine Zuflucht zur Verstellung und Heuchelei nehmen zu müssen, und sich in seiner wahren Gestalt nicht zeigen zu dürfen! Endlich wird den Scheinheiligen und Scheinredlichen die Larve zu desto größerer Schande abgezogen, und er steht nackend und bloß da in seiner ganzen Häßlichkeit. Die Klugheit der Bösen wird bald nur zu desto größerer Thorheit: denn nur die Weisheit der Tugend und Redlichkeit, der Wahrheit und Rechtschaffenheit, der Gerechtigkeit und Menschenliebe hält immer fest und bringt ihren Verehrern immer Sicherheit.

Bayerische Staatsbibliothek München

Wir haben bisher von einigen der vorzüglichsten Tugenden gesprochen, deren Ausübung zu dem Glück der einzelnen Menschen und der Gesellschaften höchst nöthig oder durchaus unentbehrlich ist. Wir wollen nun auch über einige der gewöhnlichen Fehler und Laster reden, welche das Glück der Menschen zerstören und so manches Unheil auf der Erde anrichten. So wie jene Vorstellung der Tugend uns zur Tugend ermuntern sollte; so muß uns der Anblick dieser Laster von dem Laster zurückschrecken. Es war zwar bei der Betrachtung jeder Tugend sehr leicht, auch das entgegengesetzte Laster kennen zu lernen, um es zu hassen und verabscheuen zu können: da aber diese Laster in einer oder der andern Gestalt überall noch großen Schaden in der Welt anrichten, so wird es nicht überflüssig seyn, von einigen derselben noch etwas mehr zu sagen, damit wir an der Ausrottung derselben desto mehr und thätiger und glücklicher arbeiten mögen.

Von der Gottlosigkeit.

Gottlos nennt man wohl im gemeinen Leben jedes Laster, weil durch jedes der Mensch gewissermaßen Gott lästert, Gottes und seiner Ordnung und seiner ganzen Einrichtung spottet, oder zu erkennen giebt, daß er nicht wahrhaft an ihn glaubt. Aber Gottlosigkeit im engern Verstande ist entweder der gänzliche Mangel des Glaubens an Gott, oder unerhörte Unbesonnenheit in allem, was sich auf Gott, Vorsehung, Religion, Tugend und wahre Würde des Menschen bezieht. Wer ohne Gott ist, ist gottlos, so wie derjenige sinnlos ist, der ohne Sinn ist und handelt. Wer Gottes Allmacht und Weisheit und Güte läugnet, wer seinen Mitmenschen den Trost der Religion, die Hoffnung der Ewigkeit und die Vergeltung der Thaten rauben

will, ist gottlos. Wer über Dinge, die jedem guten Menschen heilig sind, über Wahrheit und Tugend spottet, ist gottlos. Wie schrecklich und entsetzlich muß der Zustand eines Menschen seyn, dem Gott, Vorsehung, Religion, Tugend, Hoffnung der Unsterblichkeit nichts ist: und wie noch schrecklicher, wie noch entsetzlicher muß der Zustand eines Menschen seyn, der Härte, Verderbtheit des Herzens und Bosheit genug hat, auch seinen Mitbrüdern diesen seligen Trost rauben zu wollen! Aber nicht allein das gänzliche Läugnen oder die vermessene Zweifelsucht an der göttlichen Wahrheit der Religion ist gottlos; sondern auch und noch mehr der leichtsinnige, unbesonnene, frevelhafte Mißbrauch dieser göttlichen Lehren. Du sollst den Namen des Herrn deines Gottes nicht mißbrauchen, ist eines der ersten Gebote der weisen Gesetzgebung von Sinai. Wir schämen uns schon den Namen unserer Lehrer, unserer Obrigkeiten, unserer Fürsten, ohne Ehrfurcht und mit Geringschätzung zu nennen; und wir sollten nicht voll heiliger Ehrfurcht seyn, wenn wir den Namen des Gottes der Welten nennen, vor dem die Erden Sandkörner und die Sonnen Lichtfunken sind, und der Könige und Bettler in gleicher Wage nach ihrem wirklichen Werth wägt. Das Fluchen ist entweder Bosheit oder Unsinn; verräth entweder Finsterniß des Verstandes oder Verkehrtheit des Herzens, oft auch beides zugleich. Ein Mann, der immer die Wahrheit zu reden gewohnt ist, wie jeder vernünftige Mensch soll, hat nicht nöthig, das was er spricht, feierlich zu betheuern. Man glaubt seinem Worte; und wenn man diesem nicht glaubt und nicht glauben kann, so glaubt man eben so wenig seinen Schwüren. Flüche und Schwüre zeigen überall einen sehr frevelhaften, rohen, ungebildeten Menschen, und sind für ein vernünftiges Wesen, das die Majestät des Schöpfers und seine eigene Würde fühlt, sehr erniedrigend. Ist es nicht unsinnig, dem Himmel durch seine

Ruchlosigkeit und Verwegenheit Trotz bieten zu wollen? Gott ist kein Mensch, daß er zürne; aber ein Mensch, der so frevelnd denken und reden kann, zeigt schon selbst eine Gemüthsstimmung, die ihn der wahren Glückseligkeit unfähig macht. Wie will der Mensch glücklich seyn, der bei jeder Gelegenheit den Zorn des Himmels auf sich herabruft und böse Geister zu seinem Verderben auffordert? Nicht der Zorn des Himmels, den er herabruft, nicht die bösen Geister, welche er auffordert, bringen ihm Verderben; sondern seine eigene Bosheit, seines Herzens Verstocktheit und seines Geistes Finsterniß. Der Himmel straft immer die Lasterhaften durch ihre eigenen Laster. Der Gottlose wird endlich fürchterlich durch allen Mangel des Trostes, durch die Pein der Seelenangst und zuweilen durch Verzweiflung am Rande des Lebens gestraft. Dem Gottseligen und Tugendhaften ist die Stunde des Todes eine Botschaft der Ruhe und des Friedens; dem Gottlosen und Lasterhaften ist sie eine Folter ohne Linderung, eine unaussprechliche Quaal ohne Hoffnung. Selbst die Vernunft hat dann Schiffbruch gelitten und ist unfähig die letzten Strahlen des Lichts zu sehen, den letzten Weg zur Rettung und Ruhe zu finden. Es giebt fürchterliche Beispiele dieser Art, die jeden noch der Besinnung fähigen Menschen beizeiten abschrecken sollten, der den Weg der Sünder angetreten hat und sich schon dorthin setzet, wo die Spötter sitzen. Jedes Laster kann ein trauriges Ende nehmen; aber das Ende der Gotteslästerer und Religionsspötter ist das gräßlichste, es mag sie noch die Pein des Gewissens ergreifen oder sie mögen dahin fahren in ihres Herzens Härtigkeit. Manchmal wird der Grund zu diesem schrecklichen Zustande durch jugendlichen Leichtsinn und Mangel eines vernünftigen Unterrichts gelegt. Wie wichtig, wie heilig muß also Ältern und Erziehern die Pflicht seyn, über das junge Herz und den aufkeimenden Verstand ihrer Kinder und Pfleg-

linge zu wachen, damit sie sich nicht in diese Irrwege voll tödtlicher Gefahren verlieren. Wie wichtig, wie heilig ist die Pflicht eines jeden Menschen, alle seine Empfindungen und alle seine Gedanken durch Vernunft und Religion prüfen und leiten zu lernen! Die Furcht des Herrn ist der Weisheit Anfang. Wer nicht Gott, seinen Schöpfer und Wohlthäter ehret, wer die heilige ewige Wahrheit seiner Religion nicht lebendig fühlt, nicht in derselben seine ganze Glückseligkeit sucht und findet, der wird nie ganz und sicher weise und zufrieden. Möchte niemand von uns Ursache haben, vor sich selbst zu zittern, wenn er in seinen Busen greift, wenn er die geheimsten Gedanken und Empfindungen seiner Seele untersucht; möchte jeder sich an den Trost der Tugend und der Gottseligkeit halten, so lange es Zeit ist. Wer Gott nicht fürchtet, nicht liebet, als seinen Vater, der fürchtet ihn endlich mit Entsetzen als seinen Richter.

Gott, unser Trost, laß uns von dem Gedanken
An dich, an dich, nie nie ein Haarbreit wanken;
Laß unser Ohr nie hören Spott der Spötter,
Gott, unser Retter!

Laß unser Herz stets deine Wege wallen,
Und lehr' uns thun nach deinem Wohlgefallen,
Daß hier durchaus im Glück nichts, nichts im Leide
Von dir uns scheide.

Vom Aberglauben.

Der Gottlosigkeit und dem Unglauben ist entgegengesetzt die fromme Schwärmerei und der Aberglaube. Der Unglaube will sich von nichts überzeugen und spottet über alles; der Aberglaube glaubt zu viel, und findet in seiner Schwäche des Verstandes überall Gegenstände der Furcht und Verehrung.

Der Unglaube ist stolz und verwegen; der Aberglaube ist niedrig und kriechend. Die Gestalt des Aberglaubens ist zwar nicht so schrecklich und furchtbar, aber desto trauriger und niederschlagender. Es ist nicht selten der Fall, daß der Mensch von einem zum andern übergeht: der Abergläubige wird ein Ungläubiger, und so im Gegentheil. Der Ruchlose und Ungläubige hat über Gott und Vorsehung gespottet, hat über Wahrheit und Tugend Hohn gelacht, hat die Lehren von Seligkeit und Verdammniß wie Mährchen behandelt, und in seiner kühnen stolzen Unbesonnenheit jeden für einen Schwachkopf gehalten, dem ein Begriff dieser Art heilig war. Auf einmal wird seiner Seele bange, er sinkt oder stürzt herab von seiner Höhe; und wo er vorher nichts sahe, sieht er nun lauter Schreckgestalten und Gespenster. Der Mensch, der ehemals keinen Gott fürchtete, fürchtet nun die thörichte Prophezeihung eines alten Weibes. Der Unglaube ist Verwegenheit des Verstandes in kühner Zweifelsucht; der Aberglaube ist Mangel des Verstandes in blinder Annahme von Träumereien ohne alle vernünftige Gründe. Der Unglaube verwirft mit ruchloser Verwegenheit das Heiligste, worin die Vernunft des Menschen Licht und sein Herz Beruhigung findet: der Aberglaube sieht mit Blödsinn überall Dinge, die er mit der Religion verbindet, ohne daß sie in einiger nahen Verbindung mit ihr ständen. Es ist vielleicht schwer zu entscheiden, ob Unglaube oder Aberglaube mehr Schaden stifte und den vernünftigen Menschen mehr zur Schande gereiche. Der Abergläubige ist beständig ein sehr jämmerlicher Mensch. Seine Begriffe sind eingeschränkt und thöricht; seine Handlungen sind also furchtsam, unbestimmt und ohne Werth. Er unternimmt etwas, nicht weil es Pflicht, nicht weil es gut ist, sondern weil seine Großmutter ohne Gründe es so oder so befohlen hat: er unterläßt etwas, nicht weil es schlecht, gewissenlos und pflichtwidrig ist,

sondern weil irgend eine eingebildete Vorbedeutung ihn davon abhält: und so unterläßt er oft etwas sehr Gutes und thut etwas sehr Schlimmes. Alle Raben und Kauze und Eulen sind ihm Unglücksbringer und Leichenvögel. Jeder Kreuzweg ist für ihn voll Gespenster, und jede Mitternachtstunde eine Geisterwandlung. Er fürchtet sich mehr vor einem quergelegten Besenstiel, als vor Sünde und Hölle; und hat mehr Achtung vor der Wahrsagung einer alten Sibylle, als vor allen zehen Geboten. Ein Hase oder eine Älster setzen ihn in Angst, und etwas eben so gleichgültiges erlöset ihn wieder daraus. Der Abergläubige sieht in jedem Irrlicht einen bösen Geist, in jedem Stückchen leuchtendem faulem Holz einen Drachen; hört in jeder Unke eine Wehklage und hält jede schwarze Katze für eine Hexe. Nichts ist lächerlicher, aber nichts ist oft auch trauriger, als Menschen mit so verkehrtem schwachem Verstande, welche von den gewöhnlichsten Erscheinungen der Natur in Furcht und Schrecken gesetzt werden. Solchen Leuten ist alles voll Ahndungen; und sobald die Sonne untergeht, tritt die Zeit der Angst und Bangigkeit ein. Solche schwache Menschen sehen in ihrer kranken Einbildungskraft Engel und Teufel herum wandeln; und es ist kein Winkel, kein Hohlweg, kein alter Weidenbaum, den sie nicht mit einem Geiste besetzten. Sie sehen sogleich Krieg und Blutvergießen und Hunger und Pest in einem Nordlichte, und ängstigen sich über einen Schatten im Mondschein. Das Herzdrücken von schwerem Blute und den zu reichlichen Mahlzeichen halten sie für den Alp, der in sonderbaren Gestalten die Besessenen quält. Sie halten in ihrer Seelenkrankheit alle diejenigen für leichtsinnig und ruchlos, die ihre frommen schwärmerischen Thorheiten nicht mit glauben; und fürchten, man wolle ihnen ihren Glauben nehmen, wenn man ihnen nur etwas mehr Erleuchtung und Menschenverstand geben will.

Dieser Aberglaube aller Art, dessen Umfang so groß ist, als die verkehrten Vorstellungen der Menschen mannichfaltig und verschieden sind, herrscht zwar jetzt nicht mehr so auffallend albern und lächerlich, als ehemals in den noch ganz finstern Zeiten. Aber doch giebt es noch hier und da eine Menge Personen beiderlei Geschlechts, besonders auf dem Lande, die bald über diesen bald über jenen Punkt ihre eigenen abergläubischen Meinungen haben. Viele bringen dergleichen Vorurtheile mit aus der Kinderkappe, wo man sie in ihrer ersten Jugend damit zu unterhalten oder auch zu schrecken suchte. Manche Ältern bedienen sich aus Unüberlegtheit des Mittels, fürchterliche Geschichten des Aberglaubens zu erzählen, um ihre Kleinen in Ruhe zu erhalten, ohne selbst im geringsten daran zu glauben. Aber sie bedenken nicht, was sie thun, daß sie die junge feurige Einbildungskraft der Kinder mit solchen Ungereimtheiten anfüllen, die sie dann nur sehr schwer oder auch wohl nie ganz mit Vernunft wieder herausbringen können. Gewöhnlich wird in der Jugend der Grund zu jeder Tugend oder zu jedem Laster gelegt; vorzüglich setzt sich da der Aberglaube und die lächerliche ängstliche Leichtgläubigkeit an vernunftlose Vorurtheile fest. Selten werden die Menschen ganz wieder von allen diesen verkehrten Vorstellungen geheilt, und selten kehren sie ganz ruhig zu geläuterten, vernünftigen Begriffen zurück. So wie auf den Unglauben oft Aberglaube folgt, so folgt nicht selten auf den Aberglauben auch der Unglaube; wenn der Mensch endlich das Lächerliche und Abgeschmackte seiner alten Meinungen einsieht, und nun in der Unbesonnenheit und der neuen Verwegenheit alles für Falschheit und Betrug hält. So irrt der Mensch sehr oft sehr gefährlich, indem er zu viel oder zu wenig glaubt, zu viel oder zu wenig redet, zu viel oder zu wenig thut. Gegen den Aberglauben ist kein sichereres Mittel als entschlossener Gebrauch

unserer Vernunft, unbefangene Überlegung, freimüthige Untersuchung eines jeden Dinges. Diejenigen, welche den Aberglauben befördern und unterhalten helfen, sey es Aberglaube in der Religion oder im gemeinen Leben, um dadurch die Menschen zu täuschen und ihren eigenen Vortheil daraus zu ziehen, sind immer schlechte, verächtliche, schändliche Betrüger; sie mögen seyn von welcher Art Menschen sie wollen. Und alle diejenigen, welche helle, wahre, reine, richtige Begriffe verbreiten helfen, sind wahre Freunde und Wohlthäter der Menschen: denn daraus muß endlich immer etwas Gutes und Nützliches entstehen.

Von der Lieblosigkeit.

Es ist nichts gewöhnlicher in der Welt als Klagen. Jeder klagt über irgend etwas, und glaubt in seinem Herzen sehr vielen Grund dazu zu haben. Und diese Klagen treffen meistens entweder die Menschen überhaupt, oder irgend einen Menschen insbesondere. Jeder beklagt sich über den andern mit Recht oder mit Unrecht, und oft in den bittersten Ausdrücken. Diese Gewohnheit und Geneigtheit zu klagen entsteht freilich oft aus erlittenem oder gesehenem Unrecht, und hat ihren Grund; aber oft entsteht sie doch auch aus gänzlichem Mangel an christlicher Liebe und Geduld und Nachsicht mit menschlichen Schwachheiten. Jeder ist Mensch und hat gewiß seine Fehler und Schwachheiten, und darf hoffen, daß man diese für nicht mehr als für Fehler und Schwachheiten halten wird. Die Besten sind immer am geneigtesten zu verzeihen und Gutes zu denken. Diejenigen, die wegen ihrer eigenen Fehler die Verzeihung am nöthigsten haben, sind oft die härtesten in Beurtheilung anderer. Wir nennen dieses Lieblosigkeit, weil es Mangel an Menschenliebe

zeigt, von seinem Nächsten immer das Schlimmste zu denken, die schlimmste Auslegung von seinen Reden zu machen und überall die schlimmste Seite von seinen Handlungen aufzusuchen. Wie klein und geringschätzig muß der von dem Menschen denken, welcher ihm gar keine aufrichtigen redlichen Gesinnungen, gar keine edlen uneigennützigen Handlungen zutraut? Er ist selbst ein Mensch; wer soll also von ihm etwas Gutes glauben, wenn er von andern nichts Gutes glaubt? Hat er dieses Mißtrauen aus seinem eigenen Herzen, aus seiner eigenen Seele genommen, so müssen beide von keinem großen Werthe seyn. Ist er durch Erfahrung zu einem so allgemeinen Argwohn verleitet worden, so ist er zwar zu bedauern; aber er ist doch immer ungerecht und hart und lieblos. Wenn ihn einige beleidiget haben, mit welchem Recht kann er daraus schließen, daß alle seine Feinde sind? Wenn einige böse waren, mit welchem Recht kann er darum glauben, daß alle nichts taugen? Und wenn ein Mann lange gelebt und viel erfahren hat, so ist seine Bekanntschaft immer noch sehr klein gegen die Menge Menschen, die er nicht kennt: und selbst in seiner Bekanntschaft kennt er vielleicht die wenigsten ganz. Der Grund der Lieblosigkeit ist also immer entweder Mißmuth, Schwachheit und Blödsinn, oder Schadenfreude und eigene Bosheit. Ihr sollt alles zum Besten kehren, lautet das Gebot der Schrift; und die Schrift gebietet immer nur das Gute, Löbliche und Nützliche. Wer alles zum Schlimmsten kehret, ist schon sehr schlimm, oder in Gefahr es zu werden. Wenn die Menschen auch gleich ziemlich eigennützig sind, wenn sie auch gleich immer vorzüglich auf ihren Vortheil denken, wenn sie auch gleich in ihrer Lage manchmal nicht ganz löbliche und gemeinnützige Neigungen haben und sie nähren, so sind sie doch darum auch nicht sogleich böse. Der Himmel erlaubt es, er will es, daß jeder für sich sorgen soll; dadurch wird viel gearbeitet: und der Zusam-

menhang ist in der Welt unter allen Menschen so, daß einer nie für sich allein arbeiten kann, sondern auch durch seinen Fleiß das Wohl der andern selbst wider seinen Willen mit befördern muß. Es ist freilich nicht edel, merklich eigennützig zu seyn: aber wenn die Menschen dabei nur nicht ungerecht sind, so dürfen wir ihnen dieses schon nachsehen. Wir können nie den Grund und die Ursache von den Handlungen der Menschen ganz genau einsehen: und da wir dieses nicht können, wie ist es möglich, ganz richtig und unwidersprechlich zu urtheilen, ob die Handlungen wirklich so schlecht sind, als sie zu seyn scheinen? So lange wir nicht ganz gewiß sind, daß ein Mensch durchaus schlecht gehandelt habe, sollen wir immer glauben, es sey möglich, daß er noch gut, wenigstens nur leichtsinnig, wenigstens nicht aus Bosheit gehandelt habe. Durch schlimme Auslegung machen wir nichts besser und richten nur Hader und Groll an. Durch Sanftmuth, Geduld und liebevolle Zurechtweisung wird der Irrende und Leichtsinnige wieder zur Tugend gewonnen: aber durch Bitterkeit und unbarmherzige Mißdeutung wird der Unbesonnene oft vollends zum Bösewicht gemacht. Wer das große Gebot der christlichen Liebe entsieht, fühlt und übt, wird nie in solche Lieblosigkeit verfallen können.

Dadurch wird nicht befohlen, daß wir gegen das offenbare Laster nachgiebig oder gar ohne Einschränkung gütig seyn sollen. Gegen dieses ist vernünftige Strenge nöthig, um den Menschen das Lästerliche des Lasters ganz fühlen zu lassen. Wer zu einem überwiesenen Diebe guter Freund und zum Trunkenbolde lieber Bruder sagen wollte, würde ihnen schwerlich das Häßliche ihrer Vergehungen so begreiflich machen, als wenn er sich gegen beide mit dem Ernst beträgt, den sie verdienen. Wir sollen nur nicht gleich Bosheit suchen, wo vielleicht nur Leichtsinn ist; nicht Laster und Verbrechen argwohnen, wo vielleicht nur eine Unbesonnenheit war: wir sollen alles zum Besten kehren. Wir

sollen die Fehler des Nächsten nicht ausschreien, sondern sie vielmehr zudecken, damit er ihre nachtheiligen Folgen nicht zu empfindlich spüre: und ihn selbst sollen wir durch Vernunft und Güte von diesen Fehlern zurückzuziehen suchen. Die Geduld und Nachsicht, die wir mit andern haben, werden alle andere wieder mit uns haben; denn niemand ist fehlerlos. Alsdann werden wir alle wie Brüder, wie gute Kinder einer einzigen großen Familie leben, das Gute doppelt genießen und das Schlimme leicht ertragen.

Von der Zanksucht.

Der Friedfertigkeit, welche eine der schönsten menschlichen und christlichen Tugenden ist, wird die Zanksucht, eines der schlimmsten Laster, entgegengesetzt. Es giebt Leute, von denen man wohl sagt, daß sie ohne Zank und Streit nicht leben können. Es ist eine unselige Gewohnheit, sich und andern Unruhe und Verdruß und Ärgerniß machen zu müssen. Freilich meinen es dergleichen Leute nicht allemal böse und sind selbst nicht allemal schlimm; aber es läßt sich doch nur sehr schlimm mit ihnen leben. Zorn und Hitze und Eigensinn sind gewöhnlich der Grund eines solchen Betragens. Die Personen selbst, welche diesem Fehler unterworfen sind, werden eben so unglücklich dadurch, als alle diejenigen leiden müssen, welche mit ihnen umgehen. Wenn wir hohe Glückseligkeit nennen wollen, so sagen wir nur Frieden, und nennen die höchste Glückseligkeit in jenem Leben den ewigen Frieden; das Entgegengesetzte des Friedens, Krieg, Hader, Zank und Streit ist also auch das Entgegengesetzte der Glückseligkeit, ist also immer großes Elend. Wer an Hader und Streit Vergnügen findet, ist auf dem Wege der Verdorbenheit und Bosheit schon weit gekom-

men. Aber die Zanksüchtigen finden eigentlich wohl kein Vergnügen am Zanke, sondern sie sind nur eines so mürrischen, unleidlichen und unverträglichen Wesens, daß die geringste Kleinigkeit, die, wie man sagt, nicht nach ihrem Kopfe geht, ihre Galle reitzt, und sie in Ärgerniß und Bitterkeit oft sehr laut und quaalvoll überströmen läßt. Er ist ein böser Mann, sagt man wohl von einem solchen Manne, nicht als ob er durchaus boshaft wäre, sondern nur weil er in diesem Hauptpunkte des menschlichen Lebens nicht gut ist, und weil es sich in seiner Gesellschaft nur sehr schlimm leben läßt. Die Gesellschaft eines solchen Menschen flieht man mit Recht; er richtet nur Verwirrung und Unheil an. Wohin er kommt, ist sogleich Krieg; er störet jede Freude und verscheucht jedes Vergnügen. Du mußt ihm nicht zu nahe kommen, er ist ein Händelmacher, warnt jeder vor ihm. Sie hat eine böse schneidende Zunge; jedes Wort, das sie sagt, giebt eine Wunde, spricht man von einem zänkischen Weibe. Wenn vorher die freundschaftliche Fröhlichkeit herrschte, so wird alles sogleich stumm, wo sie erscheinen, weil jedermann fürchtet, ihnen durch irgend einen unbewachten Ausdruck Gelegenheit zum Streit zu geben. Der Zanksüchtige findet in jedem Worte Veranlassung zur Mißdeutung; jede Miene ist ihm verdächtig, und sogar das Stillschweigen anderer kann er nicht vertragen, weil er das Schweigen für Tadel und den Schweigenden für seinen Gegner hält. Wer von Jugend auf durch seine eigenen oder seiner Erzieher Fehler und Vernachlässigung diese unselige Gewohnheit bei sich hat einwurzeln lassen, dem wird es sehr schwer sich davon los zu machen: aber desto eifriger muß er bemüht seyn, damit es ihm endlich doch gelinge dieses böse Laster abzulegen. In der Jugend muß jede Tugend aufkeimen: im erwachsenen Alter kostet es überall zehnmal größere Mühe, einen mitaufgewachsenen Fehler auszurotten. Die Lehre und Religion

Jesu zeichnet sich hier besonders aus: sie ist vorzugsweise eine Religion des Friedens und der Sanftmuth, weil diese Tugenden vorzüglich die Glückseligkeit der Menschen in allen ihren Lagen begründen und befördern, so wie die entgegengesetzten Fehler und Laster es untergraben und zerstören. Der Zänker empfindet täglich selbst die unangenehmen Folgen seiner unglücklichen Leidenschaft. Er sieht, man liebt ihn nicht, und wird dadurch noch bitterer; er sieht, man flieht ihn, und wird dadurch noch mürrischer. Er geräth endlich in Zank mit sich selbst, und wie sollte er mit andern in Frieden leben können? Möchte keiner unter uns, keiner unserer Freunde und nähern Bekannten so unglücklich seyn, auf diese traurige Weise seine eigene und seiner Brüder Ruhe und Zufriedenheit zu stören.

Von der Spielsucht.

Das Spiel ist das Verderben manches Mannes, und durch ihn mancher Familie, die auf ihn zu den schönsten Hoffnungen berechtiget war. Spiel an und für sich selbst ist zwar etwas Gleichgültiges; und wenn es den Geist erheitert und den Körper stärket, kann es sogar seinen Nutzen haben. Aber das gilt schwerlich von unsern gewöhnlichen Spielen, am allerwenigsten von dem Kartenspiel. Wenn es Leidenschaft wird, wie es oft der Fall und immer große Gefahr dazu ist, so ist es die verderblichste aller Leidenschaften. Übungsspiele für Körper und Seele ausgenommen, ist für alle übrigen gar kein vernünftiger Grund vorhanden. Wer verlieren wollte, wäre ein Thor. Wer gewinnen will, handelt nicht ganz ehrlich und rechtschaffen, wenigstens nicht edelmüthig, sein Gegner mag seyn Freund oder Feind. Wer zum Zeitvertreibe spielen will, zeigt, daß er sehr viel Zeit übrig hat, die er sich ver-

treiben zu müssen glaubt. Unsere Lebenszeit ist aber so kurz und so eilend, wir haben während derselben so viele große und wichtige Dinge zu thun; und wir könnten uns diese Zeit noch vertreiben wollen! Übungsspiele sind gut und zweckmäßig und nützlich für Knaben und Jünglinge; sie erheitern die Seele und bilden den Körper. Der Mann darf daran immer noch Antheil nehmen, wenn es ihm noch Vergnügen macht, und er der Jugend durch seine Gegenwart und durch seinen Ernst nützen kann. Aber dem Manne ziemt kein Spiel, als das Spiel, welches Erholung gewährt. Bei welchem unserer Spiele kann wohl wahre Erholung der Zweck seyn? Und wenn sie es Anfangs wirklich ist, so ist doch große Gefahr, daß bald Nebenabsichten eintreten und endlich zur Hauptsache werden. Keine Gewohnheit setzt sich leichter fest und ist sodann hartnäckiger, als die Gewohnheit des Spiels. Jetzt spielt man zur Erholung, dann aus Gewohnheit, dann aus Neigung, dann aus Bedürfniß; es kommt Leidenschaft und Gewinnsucht hinzu: und am Ende wird der Mensch das traurigste Opfer eines Lasters, das Anfangs bloß Leichtsinn und Unbesonnenheit gewesen war. Wenn die Reichen Thoren genug sind, ihr Vermögen und ihre Zeit, weil sie von beiden zu viel haben, so unbegreiflich zu verschwenden; so werden sie oft auch bitter genug dafür bestraft. Wenn aber wir Landleute, die wir in unserer Lage jeden Groschen haushälterisch zu Rathe zu nehmen Ursache haben, so sinnlos handeln; so wird das, was sonst nur ein Fehler gewesen wäre, ein Verbrechen. Giebt es nicht zuweilen auch auf dem Lande Väter, die in dem Wirthshause ganze Tage an die Karte geheftet sitzen, ihre Geschäfte und Arbeiten, und alle ihre Pflichten und ihre ganze Familie darüber vergessen, und gewissenlos Zeit und Geld verschleudern? Das Weib eines solchen Mannes sitzt vielleicht trostlos zu Hause und weint: die Kinder fragen

die Mutter, warum sie weinet, und ihre Gutmüthigkeit kann den Vater in der Traurigkeit ihres Schmerzes doch nicht bei seinen Kindern verklagen, um das Übel nicht noch unheilbarer zu machen. Unverantwortlich ist es, diejenigen Mittel, womit er sich und seine Familie erhalten sollte und vielleicht andern noch wohlthun könnte, nichtswürdig im Spiele wegzuwerfen: aber grausam und unmenschlich ist es, durch dieses schreckliche Laster diejenigen Personen, denen er Nahrung und Unterhalt schuldig ist, in Mangel und Armuth und Elend zu stürzen. Und wie oft ist dieses nicht der Fall! Schulden sollen bezahlt, das Haus soll versorgt werden; und der Hausvater wirft seinen Verdienst oder gar nach und nach sein väterliches Vermögen auf einen Kartenteller. Angst und Elend folgt dem Verluste. Und gesetzt, er gewinnt, so bringt er vielleicht andere in die nämliche Lage, in welche er selbst hätte gerathen können. Ein anderer klagt dann vielleicht mit Bitterkeit über ihn, wie er bei dem Verluste über den andern würde geklagt haben. Er ist ein Spieler, ist schon eines der schlimmsten Zeugnisse, das man einem Manne geben kann, der eine Familie zu versorgen hat und Ordnung und Genauigkeit in seinen Geschäften haben soll. Wie mancher fing mit dem Spiele an, schritt dann aus Noth zu Untreue und Betrug, ward Dieb und Verräther des anvertrauten Gutes, verlor Ehre und jede Aussicht auf Glück des Lebens, und zog seine ganze unschuldige Familie mit sich in seine Schande und in sein Verderben. Unglaublich wäre es, wenn wir nicht manche Beispiele hätten, daß Menschen so ganz sinnlos und ohne alle vernünftige Überlegung handeln können, ihre Zeit und ihr Geld zu verwüsten, während ihre Kinder halbnackt gehen und kaum Brot zu essen haben. Mit welchem Gefühl muß ein solcher Mann nach einem verschwendeten Abende und nach erlittenem schweren Verluste, müde und mürrisch halb-

bewußtlos in sein Haus zurückgehen! Und mit welcher Empfindung diejenigen ansehen, deren Stütze und Ernährer er seyn sollte, und denen er nun Unglücksstifter und Verderber ist! Wie mancher scheint heute den völligen ernstlichen Vorsatz gefaßt zu haben, nie wieder zu spielen; und morgen vergißt er über eine Kartenfigur jede vernünftige Überlegung, und eilt dem neuen Unglück zu, das ihn endlich an den Rand des Verderbens führt. Möchte ein jeder von uns dieses unselige Laster in seinem Keim ersticken, damit es nicht empor wachse, wo es dann nur mit großem Kampfe ausgerottet werden kann.

Vom Trunke.

Mit dem Spiele ist ein gleich verhaßtes Laster der Trunk; und beide gehen oft zusammen, und machen verbunden desto unglücklicher, je mehr die Trunkenheit dem Menschen seine helle Besinnung raubt, und ihn dann den Gefahren des Spiels noch mehr bloß stellt. Der Trunk ist eine Leidenschaft, die dem Menschen alle seine Würde nimmt, ihn zur Zeit ihrer Herrschaft fast bis unter das Vieh herabsetzt, und nach und nach alle edeln Fähigkeiten, alle tugendhaften und gemeinnützigen Entschlüsse und Gewohnheiten erstickt. Es mag vielleicht wahr seyn, daß der Gebrauch geistiger Getränke und besonders des bei uns leider so sehr herrschenden Branntweins in manchen Fällen dann und wann bei gewissem Wetter Stärkung und Arznei ist: aber es ist auch eben so wahr und von den angesehensten Ärzten bewiesen, daß er in den meisten Fällen ein schädliches Gift wird. Der Wein ist in unseren Gegenden für uns Landleute eben wegen seiner Seltenheit so schädlich nicht, und also nicht so sehr zu fürchten: aber in den

Weinländern richtet er durch den übermäßigen Genuß eben so viel Unheil an, als an andern Orten gebrannte Getränke. Der Wein soll das Herz des Menschen erfreuen; aber viele Menschen ersäufen Kopf und Herz in seinem gefährlichen Zauber. Jedes Getränke, welches merklich berauscht, ist der Gesundheit schädlich, und vernünftige Menschen müssen sich davor hüten. Der Trunk ist Anfangs eben so verführerisch, als er nachher, wenn die Gewohnheit höher steigt oder vielmehr tiefer sinkt, häßlich und abscheulich ist. Erst wird der Trinker lustig, dann ausgelassen, sodann berauscht, sodann betrunken und endlich gar besoffen. Man darf nur einen Menschen in einem solchen traurigen Zustande erblicken, um die ganze Häßlichkeit dieses Lasters sogleich zu fühlen.

Die Füße wanken, der Kopf taumelt, die Zunge stammelt, kein Glied hält fest; und der Mensch hat nicht allein keine Seelenkräfte mehr, sondern auch nicht einmal das Leben eines Thieres. Ein besoffener Mensch ist nicht einmal mehr dem Thiere gleich; er ist weit unter das Thier herabgesunken. Kein Thier überschreitet das natürliche Maaß seines Futters; und der Mensch, der Vernunft hat, handelt oft so unvernünftig, daß er Seele und Leib durch das Übermaaß des Genusses erstickt. Während der Trunkenheit ist der Mensch zu allen übrigen Lastern fähig; denn er hat keine Besinnung, er hat keine Vernunft und keinen Willen mehr. Er ist sodann ganz nur das, was der Zufall aus ihm macht, oder wozu ihn andere brauchen wollen. Ist es nicht höchst erniedrigend für einen Menschen, wenn man von ihm sagt, man muß es ihm nicht zurechnen, er hat es im Trunke gethan! Das heißt so viel, man kann es ihm nicht zurechnen, denn der Mensch war damals kein Mensch: denn dem vernünftigen Menschen kann, darf und muß man beständig zurechnen, was er redet und thut; dafür ist er eben Mensch, hat Vernunft und kennt die

Verbindlichkeit zur Pflicht. Die alten Spartaner, eine Nation, die sonst strenge auf Tugend und gute Sitten hielt, erlaubten nur dann und wann ihren Knechten und Sklaven sich zu betrinken, damit ihre Freien und Kinder durch solche häßliche Beispiele von dem Laster selbst abgeschreckt würden. Dieses zeugt von ihrem Haß gegen das Laster; aber das Mittel ist mehr grausam und tyrannisch als menschenfreundlich, da man dem einen erlaubt lasterhaft zu seyn, damit die andern dadurch gewarnt werden. Wenn ein betrunkener Mann ein häßliches Bild ist, so ist ein betrunkenes Weib die ekelhafteste abscheulichste Erscheinung. Die vorzüglichsten Tugenden des Weibes sind Sittsamkeit und Schamhaftigkeit; und was kann wohl denselben mehr entgegengesetzt seyn, als die Wildheit, Ausgelassenheit und Unverschämtheit des Trunks, wo jedes feine Gefühl des Anstandes verschwindet und alle Eingezogenheit und Züchtigkeit aufhöret. Ein betrunkener Mann ist leider oft mit Recht ein Spott der Knaben; aber ein betrunkenes Weib ist das schlechteste weggeworfenste Geschöpf unter allen vernünftigen und fast auch unter allen unvernünftigen Geschöpfen. Wenn man überhaupt das Laster immer nur in der Nähe zu sehen braucht, um es niedrig und nichtswürdig zu finden; so ist der Anblick dieses Lasters schon so abschreckend und abscheulich, daß man sich wundern muß, daß es noch so häufig angetroffen wird. Möchte nur jeder von uns die erste Gelegenheit fliehen, wo er nach und nach in eine so schändliche Gewohnheit fallen kann: und jeder, über den sie schon vielleicht einige Herrschaft gewonnen hat, mit allen Kräften arbeiten, sich derselben zu entziehen.

Vom Neide und vom Haß.

Es giebt Laster, welche man nur gewöhnlich vorzugsweise recht schwarze zu nennen pflegt, weil sie eine wahre Brandmarke des Menschen sind, der ihnen unterworfen ist: und von diesen sind die schwärzesten der Neid und der Haß. Von allen übrigen Lastern war in ihrem Anfange irgend ein Grund und eine Ursache vorhanden, die nicht so böse oder wohl gar gut war, und nur mit der Zeit durch Verirrung schändlich wurde: aber von dem Neide und dem Hasse ist durchaus kein guter oder nur gleichgültiger Grund aufzufinden: ihre tiefste Ursache ist Bosheit des Herzens. Keine Laster zeigen mehr von der Verdorbenheit der Seele als diese; keine Laster peinigen mehr diejenigen, die sie an sich haben, und die ganze Gesellschaft, welche mit Lasterhaften dieser Art umgehen muß. Haß ist also erz-böse, daß man nach ihm alles Böse häßlich nennt. Der Haß ist die fürchterlichste, unmenschlichste Erscheinung in einer menschlichen Seele, die peinlichste Empfindung für den Besitzer selbst, und von der schrecklichsten Wirkung für die Person, welche gehaßt wird. Nichts verdient Haß in der Welt, als die reine, vollkommene Bosheit; und wie können wir, die wir nicht allwissend sind, die wir nur sehr wenig von den Herzen der andern und von ihren Bewegungsgründen zu erfahren im Stande sind, wie können wir wissen, ob und wo der Mensch völlig böse denkt und handelt. Haß und Neid können durchaus in keiner guten Seele wohnen. Daher sucht auch unsere heilige Religion, die göttliche Lehre Christi, mit allen Kräften diesen bösartigen Lastern entgegenzuarbeiten; so sehr, daß ihr Hauptgebot in dem Gegensatze derselben, in Liebe und Wohlwollen besteht. In diesem Artikel zeigt sich die göttliche Erhabenheit derselben über alle anderen Sittenlehren, die jemals in der Welt gehört wurden; sie will allgemeine, wirksame, wohl-

thätige Menschenliebe einführen und befestigen, und allen Haß und alle Bosheit ausrotten. In den heiligen Büchern spricht der Stifter nicht allein: Liebet euern Nächsten, wie euch selbst; sondern er spricht auch: Liebet euere Feinde, thut wohl denen, die euch hassen und beleidigen und verfolgen, auf daß ihr würdige Kinder eueres himmlischen Vaters seyd. Wenn wir also selbst unsere Feinde und Verfolger noch als Menschen achten und lieben sollen; wie schrecklich ist es, diejenigen zu hassen, von denen wir nicht einmal gewiß wissen, ob sie unsere Feinde sind; wie abscheulich, selbst diejenigen zu hassen, von denen es sogar wahrscheinlich ist, daß sie unsere Freunde sind!

So jemand spricht, ich liebe Gott,
Und haßt doch seine Brüder,
Der treibt mit Gottes Wahrheit Spott,
Und reißt sie ganz darnieder:
Gott ist die Lieb' und will, daß ich
Den Nächsten liebe gleich wie mich.

Es ist freilich schwer gegen diejenigen noch gut und freundschaftlich gesinnt zu bleiben, von denen wir überzeugt sind, daß sie uns auf alle Weise übel wollen, auf alle Weise zu schaden suchen, auf alle Weise an unserm Unglück arbeiten; aber es ist auch dieses die höchste größte Pflicht des Menschen, deren Erfüllung ihm eine Würde giebt, die ihn über alles Irdische erhebt. Du sollst deinem Bruder verzeihen des Tages sieben Mal; nein nicht bloß sieben Mal, sondern sieben Mal sieben Mal: das heißt, es soll kein Groll, kein Haß sich in deiner Seele festsetzen, sondern in deinem Gemüthe sollen immer Friedfertigkeit und Sanftmuth herrschen; du sollst immer und ohne Ausnahme leutselig, freundschaftlich und gütig gegen deinen Nächsten handeln, wenn er dich auch noch so sehr und noch so oft beleidiget hätte. Vielleicht sammelst du dadurch

doch endlich feurige Kohlen auf sein Haupt, rührst ihn zur Besserung, zur Menschlichkeit, zur christlichen Bruderliebe und machst ihn zu deinem wahren beständigen Freunde. Der Haß entsteht oft aus dem Neide; der Neid aus dem Geitze; und so sagt die biblische Lehre auch hier mit Recht: der Geitz ist eine Wurzel alles Übels; denn welches Übel und Unglück entspringt nicht aus dem Hasse und Neide? Die Tugend wird nicht allein erstickt, sondern alle Laster werden dadurch fortgepflanzt und genährt. Neid und Mißgunst sind so schwarze Flecken in einem Menschen, daß wir uns schämen, sie noch menschlich zu nennen. Er ist neidisch, wie ein Hund, sagt man, um das Niederträchtige und ganz Hassenswürdige dieses Lasters auszudrücken. Es ist unsinnig und unvernünftig, sich peinlich darüber zu quälen, daß andre mehr Güter des Glücks und mehr Vorzüge des Geistes und Körpers besitzen, als wir. Der Schelsüchtige, der mit mißvergnügtem gierigem Auge nach dem Glück der andern blickt, verliert eben darüber den Genuß, den er von seinem eigenen haben könnte, und giebt allen, die ihn kennen und betrachten, das häßliche Bild einer schlechten Seele.

Von dem Neide muß aber unterschieden werden der edle Eifer, es andern gleich oder zuvor zu thun, auf eine löbliche Weise sich die nämlichen Vorzüge des Geistes und des Körpers oder die nämlichen Güter des Glücks zu erwerben. Dieser Eifer ist eine sehr empfehlenswerthe Eigenschaft und der Sporn zu manchem guten Entschlusse, der Antrieb zur Beharrlichkeit und Standhaftigkeit in Ausführung desselben. Nacheiferung und Wetteifer ziemen den Besten und haben manches Gemeinnützige bewirkt. Wenn diese Nacheiferung aber in Ängstlichkeit, bange Sorge und peinliche Rücksicht auf andere ausartet, so kann vielleicht Schelsucht und Neid am Ende daraus entstehen. Mit beständiger Aufmerksamkeit sollen wir also

über alle unsere Triebe, auch über die besten, strenge wachen, damit sie nicht durch Unachtsamkeit in üble Eigenschaften übergehen; damit die Sparsamkeit nicht Geitz, die Vorsichtigkeit nicht Mißtrauen, die Klugheit nicht künstliche Verstellung, die Nacheiferung nicht Neid werde. Das Übermaaß jeder guten Eigenschaft tritt in eine schlimme über; und die guten dienen sodann wegen dem äußern Schein den schlimmen oft zum Deckmantel. So will der Tollkühne für muthig, der Harte und Grausame für gerecht, der Ausgelassene für frohgesinnt, der Verschwender für großmüthig und freigebig gehalten werden, und so weiter. Haß und Groll wollen Eifer für Tugend und Gerechtigkeit scheinen; und jedes Laster versteckt sich unter den Namen einer Tugend, die in der äußerlichen Erscheinung nur etwas ähnliches hat.

Von der Unkeuschheit.

Es ist eine fast allgemeine Klage, daß Sittsamkeit und stille eingezogene Lebensart, Unschuld und Unbefangenheit immer mehr und mehr abnehmen. Diese Klage mag nun jetzt mehr oder weniger als sonst gegründet seyn, so zeigt sie doch, wie allgemein man das Laster zu verabscheuen Ursache hat, welches aus der Vernachläßigung und Verachtung jener liebenswürdigen Tugenden entstehet. Die Zügellosigkeit der Sitten und die Unkeuschheit beider Geschlechter ist allerdings ein Übel, das in der menschlichen Gesellschaft unbeschreiblichen Schaden anrichtet. Die Unkeuschheit mag sich noch so sehr unter die feinen Namen der Mode verstecken, sie richtet mit ihrem Wesen immer viel Unheil an. Sie verderbt Seele und Körper, macht zur emsigen strengen Erfüllung aller übrigen Pflichten läßig und unthätig; sie tödtet den Geist aller wah-

ren Freude, und bringt oft endlich die Verführten an den Rand des Verderbens, wo sie keine hülfreiche Hand mehr retten kann, und wo sie oft die Verzweiflung ergreift. Von allen Seiten betrachtet ist die unordentliche Wollust und Ausschweifung der Geschlechter eine Quelle unendlicher Leiden, und für einige Augenblicke unbesonnener Lust bezahlt man oft mit einem ganzen Leben voll Angst und Vorwürfe, voll Reue und Gewissensbisse. Wenn die Seele einmal dem unglücklichen Hange nachgegeben hat, so wird es ihr schwer, sich wieder los zu winden; und die Bilder der Verführung drängen sich beständig mit neuem Reitze wieder ein. Ist es nicht niedrig und unwürdig, die unsterbliche Seele zur schwachen ohnmächtigen Sklavin eines irdischen grobsinnlichen Triebes zu machen? Und ist es nicht höchst weggeworfen, durch diese Sklaverei so den schönen Körper, den uns die Natur gegeben hat, bis zur Zerrüttung zu mißbrauchen und endlich vielleicht jämmerlich zu zerstören? Aber wenn auch dieses traurige schreckliche Ende nicht allemal erfolgt, welches Glück der Erde wird nicht dadurch zertrümmert. Wie manche vernichten sich selbst alle Aussicht auf häusliche Zufriedenheit und allen Segen, den ihnen eine eheliche Verbindung versprechen könnte. Wie mancher vergiftet das Glück und die Ruhe einer würdigen Familie und bringt Jammer dahin, wo vorher schuldlose Freude herrschte. Wie manche junge liebenswürdige Person wird dadurch das Opfer der Lockung und Verführung, und vertrauert sodann ihr freudenloses Leben in untröstlicher Einsamkeit. Die Wollust der groben Sinnlichkeit tödtet die reine Liebe, welche den Menschen edler, besser und glückseliger macht. Selbst die reine edle Leidenschaft ist oft gefährlich; aber die verächtliche Ausartung derselben, die grobe Ausschweifung, ist immer Verderben für viele. Mit Aufmerksamkeit und Ernst sollen also Hausväter und Hausmütter über Sittsamkeit wachen und

klug und weise alles zu entfernen suchen, was Leichtsinn über einen so wichtigen, den Menschen so heiligen Gegenstand verbreiten kann. Unwissenheit in Lastern ist große Weisheit; bei keinem Laster, das unter Menschen angetroffen wird, ist diese Wahrheit so einleuchtend, als bei diesem. Über keinen Punkt im menschlichen Leben sollte länger unbefangene Unwissenheit und Unerfahrenheit, und bei nothwendig eintretender Kenntniß mehr Ernst und Gefühl der Menschenwürde herrschen. Das Wohl der Einzelnen und der ganzen menschlichen Gesellschaft beruht darauf. Es ist eine unselige Wissenschaft, wenn unsere jungen Leute hierin vielleicht zehn Jahre früher wissen, als ehemals: und es gehört zur Veredlung der menschlichen Natur und ihres Glücks, die Zeit der Erfahrung nicht zu früh kommen zu lassen. Väter müssen sodann väterliche Rathgeber seyn, damit diese Erfahrung nicht zu theuer, nicht vielleicht auf Kosten der Wohlfahrt des ganzen Lebens erhalten werde. Ehrfurcht den Kindern! sagt ein altes weises Gesetz der Heiden: und wir dürfen uns nicht schämen ihnen nachzuahmen, wo sie wirklich weise waren. Ehrfurcht den Kindern also vorzüglich in dieser Rücksicht, daß kein leichtsinniges Wort ihre jungen Herzen, kein üppiges Bild ihre jungen Seelen verderbe. Nichts muß in dem Menschen mit mehr Vorsichtigkeit bemerkt, mit mehr Zärtlichkeit behandelt und geleitet werden, als der erwachende Trieb des Geschlechts, wenn er seiner wohlthätigen Wirkung nicht verfehlen und nicht anstatt des Glücks, das er bewirken kann, großes Unheil stiften soll. Wenn überall die Betrachtung von Beispielen und Menschen, die sich durch Unbesonnenheit und Laster unglücklich gemacht haben, nützlich ist, so ist sie es gewiß vorzüglich hier. Wenn dieses Laster auch unter uns nicht so fürchterlich wüthet, als vielleicht in großen Städten, so wird doch auch hier und da viel Ruhe dadurch gestört und viel Elend gestiftet. Welche entsetzliche Folgen hat

es auch zuweilen auf dem Lande. Die Erfahrung hat schon oft schreckliche Beispiele gezeigt und zeigt sie leider noch immer. Eine junge Person, die wahrscheinlich ein sehr glückliches Leben hätte hoffen können, verfällt in Sittenlosigkeit und Unzucht, in Mangel und Schande; von Unordnung zu Unordnung in Schaamlosigkeit, Betrug und Dieberei: Angst und Verzweiflung ersticken sodann in einer unseligen Minute Menschengefühl und Besinnung; sie wird Mörderin ihres eigenen Kindes und endet mit unsäglicher Quaal der Seele ihr Leben durch das Gesetz auf dem Rabensteine. Welche Folter muß dann in dem Herzen eines Mannes seyn, der auf irgend eine Weise zu dem Schicksale einer solchen Unglücklichen mit beigetragen hat. Wenn auch das Ende nicht immer so ganz entsetzlich und schrecklich ist, so ist doch das Elend nicht zu berechnen, das durch die Herrschaft dieses Lasters unter den Menschen entstehet. Vieles wird gesehen, und manches nagt geheim aber desto tiefer und quaalvoller an der Ruhe der Verführten.

Wie mancher büßt für Augenblicke
Mit seines Lebens ganzem Glücke,
Und wischte die Erinn'rung gern
Mit blut'gen Thränen aus dem Leben!
Umsonst, der Reue Bilder schweben
Im Abendroth und um den Morgenstern,

Mit Seelenangst und ohne Schlummer
Ringt trostlos oft mit tiefem Kummer
Ein Opfer um verlorne Ruh,
Und schließt nach wenig trüben Tagen
Mit schweren halbgebrochnen Klagen
Ihr Auge nur zum Schlaf im Grabe zu.

Vom Stehlen.

Es ist ganz gewiß, daß Gerechtigkeit die Grundlage zum Glücke jeder Gesellschaft ist. Die Gerechtigkeit will, daß jeder

das Seinige habe und behalte und benutze, wie es ihm gut dünkt; und wer auf irgend eine Weise das Eigenthum des andern anzutasten sucht, will die festeste Stütze des Wohlseyns der ganzen Gesellschaft niederreißen. Geitz und Begierlichkeit ist oft die Wurzel aller übrigen Fehler, Laster und Verbrechen, die in dieser Rücksicht die Sicherheit und Ruhe der Menschen stören. Geitz erzeugt Habsucht und Mißgunst. Mißgunst führt zum Betruge. Wer einmal den Anfang auf dem Wege des Bösen gemacht hat, geht vom Betruge bald fort zum Stehlen. Der Dieb wird leicht ein Räuber, der Räuber ein Mörder. Wenn er es anfangs auch wirklich nicht gewollt hat, so zieht ihn immer eine Verlegenheit und eine Unbesonnenheit in die andere. Ein Dieb kommt nicht nur, daß er stehle, steht in der Schrift, sondern auch, daß er würge und umbringe. So geht der Mensch oft von einem kleinen Fehler zu einem großen, von dem Leichtsinne zum Laster, von dem Laster zum Verbrechen fort.

In der Jugend, ehe die Kinder nachdenken und überlegen können, wurzelt oft schon die unglückselige Neigung und wächst zu einer fürchterlichen Stärke, wenn Ältern nicht mit äußerster Wachsamkeit und Strenge sie auszurotten suchen. Freilich muß der Vater selbst ehrlich seyn, wenn er den Sohn ehrlich erziehen will: und die Lehren würden hier wie überall nichts fruchten, wenn der Knabe im Beispiele des Vaters das Gegentheil von seinen Worten und Ermahnungen sähe. Das Exempel der Ältern ist durchaus die wirksamste Lehre; und vorzüglich hier. Mit aller Behutsamkeit, mit der unermüdetsten Aufmerksamkeit müssen also Väter über einen so großen, so wichtigen Punkt wachen. Wie mancher hat sein Leben durch den Strick am Hochgerichte geendiget, zu dessen Verbrechen der erste Grund in der Jugend durch Vernachlässigung der frühen strengen Bestrafung gelegt wurde. Der Knabe, welcher jetzt

einen Garten plündert, kann einst ein Haus erbrechen; der jetzt eine kleine Münze stiehlt, einst einen Geldsack rauben. Der Mensch wächst stufenweise im Laster, wie in der Tugend, nachdem er sich in dem einen oder in der andern übt. Wenn ihn in der Jugend strenge Lehre und die Ruthe nicht ziehet, arbeitet vielleicht einst das Zuchthaus umsonst an seiner Besserung, und er läuft unaufhaltsam seinem Verderben entgegen, ist der Wegwurf und die Schande aller seiner Verwandten und die Pest der ganzen Gegend. Es ist traurig, daß vorzüglich dieses Laster der Dieberei noch so sehr in der Welt herrscht, da doch die Abscheulichkeit desselben so deutlich einleuchtet und es so ganz aller menschlichen Ordnung zuwider ist. Es ist nichts schändlicher und niederträchtiger, als wenn man von jemand sagt: er ist ein Dieb! Und doch sind der Diebe in allen Gestalten noch so viele. Man nennt das eine goldene Zeit, wo man nicht nöthig hatte, Riegel und Schlösser vor sein Eigenthum zu legen, wo Mauern und Zäune nur gegen unvernünftige Thiere waren: wie soll man aber die Zeit nennen, wo kein Schloß stark genug, keine Mauer hoch und fest genug gegen die Menschen seyn kann? Jeder sollte nicht allein selbst ehrlich und rechtschaffen seyn, sondern auch dafür sorgen helfen, daß es alle seine Nachbarn und Bekannte seyen. Es bringt einer ganzen Gesellschaft keine Ehre, wenn ein Mitglied aus derselben so ganz schlecht, so ganz weggeworfen ist. Der Geist der Ehrlichkeit und Redlichkeit und Rechtschaffenheit muß immer mehr und mehr athmen und Kraft gewinnen, daß jede Lüge, jeder Betrug im Keime erstickt werde, und man von den groben Vergehungen und Lastern nicht mehr höre. Nicht die Schande, sondern das Laster muß man fürchten und fliehen und ausrotten; das Laster, welches die Schande nach sich zieht. Der Dieb ist ein Dieb und ein Bösewicht, wenn er auch nicht entdeckt wird; so wie jeder Lasterhafte lasterhaft

ist, wenn auch die Welt nichts davon erfährt. Alle Gesinnungen und Grundsätze sollen wir zu vertilgen suchen, die uns gegen Ehrlichkeit und Rechtschaffenheit gleichgültig machen könnten. Der Finder ist nicht eher rechtmäßiger Besitzer des Gefundenen, als bis er wiederholt ohne Erfolg alle Mittel angewendet hat, den wahren Eigenthümer ausfindig zu machen. Nur durch seinen Fleiß findet der Mensch auf eine ehrenvolle Weise. Man pflegt wohl leichtsinnig genug zu sagen: Ehrlich seyn bringt wenig ein! Wenn dieses wahr wäre, so wäre unsere Zeit eine sehr böse Zeit; das heißt, die Menschen wären durchaus sehr schlecht. Aber es ist nicht wahr: am Ende währt ehrlich doch am längsten; und Ehrlich seyn bringt immer ein. Die Menschen sind nie so schlecht, daß sie nicht Redlichkeit und Rechtschaffenheit zu schätzen wüßten, auch wenn sie selbst keine besitzen. Auch die Lasterhaftesten haben vor den Tugendhaften eine Achtung, deren sie sich nicht erwehren können. Was durch Untreue und Betrug, oder gar durch Dieberei und Raub gewonnen wird, ist nie Gewinn, sondern immer Verlust. Unrecht Gut gedeihet nicht; wie gewonnen so zerronnen. Es kommt selten auf die Erben und brennt oft auf der Seele. Kein Betrüger kann zuversichtlich dem ehrlichen Mann in die Augen sehen; und kein Dieb kann ganz sicher und ruhig eine vergnügte Mahlzeit essen. Es soll so seyn; die Gottlosen sollen keine Ruhe haben: denn Ruhe und innerliche Zufriedenheit der Seele ist nur und soll nur das Loos der Gerechten und Tugendhaften seyn.

Eine der gewöhnlichsten Ursachen dieser schändlichen Gewohnheit ist auch die Faulheit. Wer von Jugend auf dem Müßiggang gefröhnet hat, wem Arbeit und Geschäfte Last und Plage sind, der kann sehr leicht in Versuchung kommen, ohne diese Mühe sich von der Arbeit der andern nähren zu wollen. Der Lohn des Faulen muß Mangel seyn. Diesem

Mangel will er abhelfen, ohne seine Faulheit aufzugeben: er greift also gedankenlos zu, wo er nur einige Sicherheit zu sehen glaubt. So wird der Taugenichts ein Bösewicht, der Bösewicht ein Verbrecher; und wenn der Verbrecher auch der Strafe des bürgerlichen Gerichts entgeht, so ist er doch nur desto mehr ein Verbrecher. Gott, welcher Herzen und Nieren prüfet, und alles Verborgene siehet, wird endlich fürchterlich recht richten, wird ihm geben sein Theil hier und dort.

Von der Verstellung.

Die folgenden übeln Eigenschaften, nähmlich Verstellung, Schmeicheley, Stolz und Grobheit, sind zwar unmittelbar von keiner so schrecklichen Wirkung, als die bisher erwähnten Laster: sind aber doch immer die Zeichen kleiner und furchtsamer Seelen, oder anmaßlicher und übermüthiger Menschen, und auf alle Weise sowohl Folge als Ursache mancher Vergehungen. Der Mensch, welcher sich nicht zeigen darf, wie er ist, ist schwerlich wie er seyn soll, ist schwerlich gut; die Tugend und Wahrheit und Rechtschaffenheit brauchen nie das Licht zu scheuen. Verstellung zeigt immer entweder Bosheit oder wenigstens Schwachheit und übertriebene Ängstlichkeit an. Was man durch Verstellung gewinnt, gewinnt man nie auf eine ehrenvolle Weise und fast immer mit Unrecht. Jede Verstellung ist Anfang zum Betrug: und es wird dem Versteckten und dem Heuchler nicht schwer, bald grober Betrüger zu werden. Beispiele, daß es geschehen ist, sind nicht selten. Wenn auch die Klugheit zuweilen erfordert, nicht unsere ganze Gesinnung sehen zu lassen; so ist es doch auf keine Weise ehrlich und gut, das Gegentheil von unsern wahren Gesinnungen zu

zeigen. Nur dann will die Klugheit, daß wir in der Äußerung unserer eigentlichen Meinung vorsichtig seyn sollen, wenn wir gewiß wissen oder höchst wahrscheinlich vermuthen können, daß andere sie zu unserm oder anderer Nachtheil gewissenlos mißbrauchen werden. Sonst ist Offenheit, Unbefangenheit und Wahrhaftigkeit überall das Zeichen eines guten redlichen Gemüths. Es ist nichts Falsches in ihm, sagt man dann zum Ruhme eines solchen Menschen: und, er ist ein versteckter heimtückischer Mensch, spricht man von einem Manne, der niemals seine wahre Meinung herausgiebt. Meistentheils geschieht es deßwegen, weil man Ursache hat sich zu fürchten. Mancher Mann will sich nicht in sein Haus sehen lassen, weil Unordnung oder noch etwas schlimmeres darin herrscht. So will der Verstellte sich nicht ins Herz sehen lassen, weil man nichts Gutes darin entdecken würde. Es ist immer ein großes Lob, wenn man von jemand sagt: er kann sich gar nicht verstellen, auch wenn er eine kurze Verstellung zu einer löblichen Absicht brauchen wollte. Man will jemand mit einer Freude überraschen, kann sich aber kaum halten, ihm die Freude sogleich mitzutheilen. Derjenige freut sich unstreitig am lebhaftesten mit, der seine Empfindungen am ersten verräth. Manchen Menschen ist es zur Gewohnheit geworden, immer etwas anders zu scheinen als sie sind; und eben deßwegen weiß man endlich nicht, was sie wirklich sind. Nur so viel kann man aus allem zusammen abnehmen, daß sie nicht ganz gut seyn können. Denn wer immer nöthig hat etwas anders vorzugeben, als wirklich ist, der muß mit sich selbst zufrieden zu seyn gar nicht Ursache haben. Wenn aber jemand durch seine Verstecktheit andere in Unglück bringen oder nur von ihrer Gutmüthigkeit auf eine künstliche Weise Vortheil ziehen will, so ist ein solcher Mensch nicht besser, als ein feiner Betrüger. Wer eine Larve trägt muß sich seines Gesichts schämen oder

damit nicht sicher seyn. Der Mann von Tugend und Rechtschaffenheit zeigt sich getrost, wie er ist.

Von der Schmeichelei.

Verstellung und Schmeichelei sind so nahe mit einander verwandt, entspringen so oft eine aus der andern, daß man selten eine ohne die andere antrifft. Schmeichelei ist fast nie ohne Verstellungskunst, weil es in ihrem Wesen liegt, daß sie niemals ganz die Wahrheit sagen kann. Schmeichelei ist, wenn man jemanden erdichtete oder übertriebene Vorzüge beilegt, ihm geflissentlich davon unterhält, in der Absicht, daraus seinen Vortheil zu ziehen. Die Schmeichelei sey grob oder fein, der ehrliche Mann ist niemals ihr Freund. Wenn wir dem Reichen ganz deutlich schmeicheln wegen seiner Geldkasten, dem Vornehmen mit seiner Geburt, dem Gelehrten mit seiner Gelehrsamkeit, so ist die Schmeichelei ziemlich grob: und es gehört ein dicker Eigendünkel dazu, an dergleichen Schmeicheleien Gefallen zu haben. Aber man schmeichelt auch wohl mit vieler Feinheit allen diesen wegen ihres Verstandes, ihrer Güte, ihrer Großmuth, um sich von ihnen zu nähren. Diejenigen, welche sich durch Schmeichelei blenden und betrügen lassen, sind schwache eitle Leute: und diejenigen, welche sich der Schmeichelei bedienen, um ihre eigennützigen Absichten zu erreichen, sind Kriecher oder listige Spitzköpfe. Solche Menschen suchen die schwache Seite anderer ausfindig zu machen, ihre Leidenschaften und herrschenden Neigungen auszuspüren, um sodann ihre Maaßregeln darnach zu nehmen. Man sollte glauben, daß die Schmeichelei immer nur in Städten und in der großen Welt zu Hause wäre; aber das Dorf hat eben sowohl seine Geschöpfe dieser Art, wie die Hauptstadt. Sie sehen

auf dem Lande nur etwas anders aus, sind aber des nämlichen Wesens. Jeder ehrliebende Mensch schämt sich nur den Schein eines Schmeichlers zu haben und von der blinden Thorheit anderer Vortheil zu ziehen. Schon die Ausdrücke, welche wir gewöhnlich von solchen Menschen brauchen, zeigen die Verachtung an, welche wir gegen sie fühlen. Er ist ein Kriecher, ein Achselträger, ein Schmarotzer, ein Speichellecker, heißt es von solchen Menschen, die auf diese Weise leben. Kann etwas verächtlicher seyn, als diese Namen, die sie mit Recht bekommen? Niemand wird sie um den Gewinn beneiden, den sie auf eine so niedrige Art erhaschen: oder wer sie darum beneidet, der zeigt schon selbst eine so niedrige Seele und ist in Gefahr bald ihr Geselle zu werden. Er hat sich sein Gut erheuchelt und erschmeichelt, sagt man wohl von einem Menschen, der als ein solcher Kriecher zu dem Seinigen gekommen ist: und wir geben dadurch zu erkennen, daß ein solches Erwerbungsmittel durchaus die Verachtung eines Rechtschaffenen verdient. Der Schmeichler findet alles schön und gut an dem Manne, dem er schmeicheln will, und von dem er Vortheil hofft. Jede Tugend, welche derselbe besitzt, wird von ihm hervorgezogen und ungewöhnlich erhoben und gelobt: jeder Fehler und sogar jedes Laster, das er an sich hat, geschickt in eine gute Eigenschaft verwandelt. Bei dem Schmeichler heißt der Eitle ehrliebend, der Stolze ansehnlich und ernsthaft und stattlich, der Schwelger und Wüstling fröhlich und heiter, der Geitzige wirthlich und sparsam, der Harte und Grausame gerecht. Alles bekommt in dem Munde des Schmeichlers eine schöne Seite, die er künstlich aufzufinden und vorzustellen weiß. Der Schmeichler ist immer der Meinung seines Gönners, oder er widerspricht ihm nur, um ihm sodann durch seinen Beifall desto mehr Ehre zu verschaffen. Mit listiger Geschmeidigkeit weiß er überall sich nothwendig zu machen, erträgt

die unwürdigste Begegnung mit Geduld, nur um seine Absichten zu erreichen. Freilich kann ein solches Geschöpf bei uns auf dem Lande durch seine Niederträchtigkeit nicht so viel erwerben, als in den Häusern der Großen und Reichen: aber die Beispiele sind doch auch bei uns so selten nicht, daß ein Mann sein Vermögen aus Schwachheit und übertriebener Gutmüthigkeit an abgefeimte Schmarotzer verschwendet.

Mit der Schmeichelei muß aber nicht verwechselt werden die löbliche Eigenschaft der freundlichen Dienstfertigkeit. Gefälligkeit und gutwillige Beflissenheit andern angenehm zu werden, ihnen zu dienen, uns ihre gute Meinung und Zuneigung zu erwerben, auf eine Weise, die nicht mit Pflicht, Anstand und Ehrbarkeit streitet, Bereitwilligkeit und Beförderung ihrer unschuldigen billigen Wünsche; das alles sind Dinge, die dem rechtschaffenen Manne ziemen, und ihm sogar obliegen, wenn er sie leisten kann, ohne der Wahrheit zu schaden, ohne seine Offenherzigkeit und Aufrichtigkeit zu beleidigen und ohne seine übrigen wichtigern Pflichten zu versäumen. Mancher wird also als ein Schmeichler angeklagt, der vielleicht bloß höflich und gefällig ist, und wird von andern beneidet, welche nicht selbst diese Gabe besitzen oder nicht die Gelegenheit haben, sich die nämlichen Vortheile zu erwerben. Der Gefällige, der Dienstfertige, der Freundliche ist alles was er ist aus Pflicht und reiner Neigung, ohne absichtliche Erwartung irgend eines Vortheils; und er sucht nie deßwegen an jemand das Gute zu vergrößern oder das Schlimme gut zu heißen. Dem Schmeichler ist es gleich, auf welche Weise er seine Absicht erreicht; und seine Absicht ist nicht löblich. Ihm ist es nicht um Wahrheit zu thun und als ehrlicher Mann zu handeln, sondern nur, um auf alle Fälle angenehm zu werden und zu bleiben, und dadurch bei jeder Gelegenheit seinen Eigennutz zu befördern.

Vom Stolze und der Grobheit.

Den vorigen entgegengesetzte Fehler sind Stolz und Grobheit. Stolz ist, wenn der Mensch glaubt, er allein habe für sich einen vorzüglichen Werth vor allen andern, sey sich selbst genug und brauche in der Welt gar keines andern Menschen gute Meinung und Hülfe. Es giebt einen edlen Stolz, wenn ein Mensch fühlt, daß er wirklich etwas werth ist, und sich also nicht wegwerfen, ein guter Mensch durchaus bleiben will. Dieser edle Stolz verdient Lob und Beifall, und wird hier nicht gemeint. Es wäre zu wünschen, daß alle Menschen einen solchen edlen Stolz hätten; so würden sie nichts schlechtes und niederträchtiges thun: er ist ein lebhaftes Gefühl der Menschenwürde und der Pflicht. Aber der fehlerhafte Stolz ist eine Verachtung der andern neben sich; wenn man glaubt, man habe viele Vorzüge allein und in einem sehr hohen Grade, und wenn man noch dazu den Werth dieser Vorzüge zu hoch anschlägt. Dieser Stolz gehet bald über in Lächerlichkeit; er wird bald Eigendünkel, Hochmuth, Prahlerei, Hoffart. Er äußert sich auf verschiedene Weise nach der verschiedenen Gemüthsart und nach den verschiedenen Lagen der Menschen. Jede Lebensart hat ihren eigenen Stolz, vor welchem man sich hüten muß. Der Reiche ist oft stolz auf sein Geld, und wird dadurch hart und grausam, um andern seine Vorzüge fühlen zu lassen: dieses ist Unmenschlichkeit. Oder er zeigt sich in Pracht und Prunk, Glanz und leerem Tand, Verschwendung und Blendwerk aller Art: dieses ist Lächerlichkeit und Thorheit. Wer auf Kenntnisse und Kunst einen übertriebenen Werth legt und dieses durch ein anmaßliches Betragen zeigt, wird leicht aufgeblasen. Einbildung auf Schönheit, Wohlgestaltheit, Leibesstärke oder andere körperliche Vortheile äußert sich immer entweder lächerlich oder unangenehm und widerlich. Es giebt sogar einen sehr fehlerhaften

Stolz darauf, daß man tugendhaft zu seyn glaubt. Die wahre Tugend hat gewiß nicht diesen Stolz. Sie ist voll Bescheidenheit und Demuth; sie weiß, daß Vermessenheit und Kühnheit oft den Fall befördert, und bauet ihre Sicherheit auf ihre innere wahre Kraft und auf Vorsichtigkeit. Der fehlerhafte Stolz aller Art steht allgemein bei den Menschen in einer so übeln Meinung, daß sie ihn immer nur mit Narrheit zusammensetzen. Er ist ein stolzer Narr, sagt man, um anzuzeigen, daß der Stolz immer aus thörichten Vorstellungen entsteht und zu thörichten Dingen verleitet. Der feinere Stolz weiß sich zu verbergen und sich oft sogar das Ansehen der Menschenfreundlichkeit und Leutseligkeit zu geben: aber der gröbere Stolz führt fast immer Grobheit und Ungeschliffenheit bei sich. Der Grobstolze zeigt überall auf eine beleidigende Weise seine Überlegenheit in dem Punkte, auf welchen er stolz ist. Der Reiche, welcher groben Stolz besitzt, wirft jedem geradezu seine Armuth vor, und läßt ihn sehen, was er mit seinem Gelde alles machen kann; und rechnet es andern zur Gnade an, wenn sie dann und wann von ihm einigen Genuß haben. Der Starke, welcher groben Stolz besitzt, thut groß und prahlet wie ein Goliath, als ob er mit seiner Faust alles zusammendrücken und zusammenschlagen könnte, bis irgend einmal ein anderer ihm zeigt, daß Geschicklichkeit und Gegenwart des Geistes sich immer mit körperlicher Stärke messen können und ihr oft überlegen sind. So treibt der Hund, ein kleines Thier, die größten Stiere zusammen und hält die Heerde in Ordnung.

Aber auch ohne Stolz, ohne allen Übermuth und ohne böse Meinung, sind manche Menschen so ungefällig, so zurückschreckend, so grämlich und mürrisch, daß ihr ganzes Leben nichts als eine Grobheit ist. Manche von ihnen fürchten sich, man möchte sie für Schmeichler halten, wenn sie höflich wären; um dieses zu vermeiden, sagen sie jedermann was sie zu sagen

haben auf eine Weise, die jedem wohlgesitteten Menschen unangenehm seyn muß. Diese verwechseln Offenherzigkeit, Geradheit und biederes Wesen mit Grobheit und Trotz; und um den Vorwurf der Kriecherei und Schmeichelei zu vermeiden, fallen sie in die entgegengesetzten Fehler. Höflichkeit und zuvorkommende Dienstfertigkeit ist nicht allein eine sehr löbliche Eigenschaft, sondern auch eines jeden Pflicht: sie gehört mit zur allgemeinen christlichen Bruderliebe. Kommt einer dem andern zuvor, sagt der Apostel. Jeder sollte vorzüglich auch hier denken: was du nicht willst, daß dir geschicht, das thu auch einem andern nicht. Jeder will gewiß freundlich, gefällig und leutselig behandelt seyn; so soll er auch jeden andern, bei jeder Gelegenheit, freundlich, gefällig und leutselig behandeln. Gutes Wort findet gute Statt, sagt man: und wer wollte etwas auf eine rohe, unsittliche, beleidigende Weise thun oder sagen, was er mit Anstand, Güte und Artigkeit verrichten kann?

Man legt die Grobheit wohl zuweilen vorzüglich unserm Stande zur Last. Wenn auch die Beschuldigung nicht mehr Grund hat, als gegen manche andere Stände, so ist es doch eine Warnung, daß wir uns vorzüglich vor diesem Fehler hüten, da er einer der nachtheilichsten ist. Freilich können wir Landleute keine so artigen Manieren und zierlichen Wendungen haben, wie Gelehrte und Vornehme aus der Stadt und vom Hofe; das würde uns eben so übel kleiden, als ihr Haarbeutel: aber wir können doch durchaus eine gewisse natürliche Höflichkeit und gutmüthige Gefälligkeit beobachten, welche jedem rechtschaffenen Manne ziemt und welche schon in dem gesunden Menschenverstande liegt. Dahin gehört ein freundschaftlicher Gruß und eine eben so freundschaftliche Erwiederung desselben; die Vermeidung harter Ausdrücke überall wo man kann, und der Gebrauch sanfter, theilnehmender und freundschaftlicher Redensarten, die jedem guten Herzen eigen sind. Wer gute Gedan-

ken und Gesinnungen gegen seinen Nachbar hat, wird leicht gute Worte finden, ihm diese guten Gedanken und Gesinnungen gelegenheitlich mitzutheilen. Er ist ein höflicher Mensch, sagt man zum allgemeinen Lobe von jemand; und man hat immer schon einige Ursache zu glauben, daß ein solcher auch ein guter Mensch seyn werde. Er ist ein grober Geselle, grob wie ein Klotz, sagt man zum allgemeinen Tadel von jemand, gegen dessen Gesellschaft und nähere Bekanntschaft man jeden Gutgesitteten warnt. Zuweilen wird ein solcher grober Mensch eben durch zuvorkommende Höflichkeit beschämt und gebessert und gutgesellig gemacht: aber zuweilen wird er kaum noch durch Verachtung überzeugt, wie verächtlich sein Betragen ist. Auch diesen Fehler der Rohheit, Ungesittetheit und Grobheit muß man vorzüglich unterdrücken oder vielmehr nicht entstehen lassen. Es ist sehr schwer die Gewohnheit der Jugend zu bessern. Indessen wird dieser Fehler doch vielleicht noch am leichtesten gehoben, da er nicht so sehr die innere Gesinnung des Menschen, sondern mehr nur sein äußeres Betragen betrifft.

Gespräch über Tugend und Laster.

Pastor Friedmann. Adam Ehrlich.

Pastor. Guten Morgen, lieber Ehrlich! Wie gehts?

Ehrlich. Guten Morgen, Herr Pastor! Sehen Sie dort das schöne Wetter auf den Bergen, wie soll es da nicht gut gehen? Wer an einem solchen Morgen nicht einen guten Morgen hat, der muß sehr unglücklich seyn, oder gar kein Herz haben und böse seyn; und dann ist er noch unglücklicher.

Pastor. Brav gedacht und gesprochen, guter Ehrlich! Das ist so ein Tag, wo man sich recht seines Daseyns freuen, und ohne alle andere Ursache zur Freude schon froh seyn kann.

Ehrlich. Das wissen, oder vielmehr das fühlen wohl dort meine Buben, die sich vor lauter Jubilo in dem schönen Sonnenschein den Hügel auf- und abwälzen.

Pastor. Es ist das größte Lob, das Geschöpfe ihrem Schöpfer bringen, wenn sie in Unschuld und Tugend sich freuen und froh sind.

Ehrlich. Herr Pastor, das habe ich auch immer gedacht, daß unser Herr Gott Freude haben will; darum hat er alles so herrlich und schön gemacht.

Pastor. Die Leute thun gar nicht gut, wenn sie anders von Gott denken. Er ist der allgemeine Vater, der alle seine Kinder liebt und ihnen alles Gute giebt. Die Tugend, welche er uns gebietet, ist bloß das einzige sichere Mittel, beständig froh und vergnügt zu seyn.

Ehrlich. Wie es mich freut, Herr Pastor, daß ich diese Sprache höre. Es ist immer die Sprache meines Herzens gewesen. Mir hat es oft in der Seele wehe gethan, wenn man uns Gott nur immer als ganz zornig und strafend und die Tugend nur als strenge und traurig vorstellte.

Pastor. Die Menschen, welche so denken und reden, müssen die Ursache dazu in sich selbst haben. Nur den Bösen und Lasterhaften kann die Gottheit zürnen; und sie züchtiget auch diese nur um zu bessern. Bloß diejenigen, die kein Vergnügen an der Tugend haben, können sie finster und traurig mahlen. Was kann heiterer und froher seyn, als der Weg zum wahren Glücke? und dieses ist die Tugend. Sie ist die Fertigkeit in allen unsern Pflichten. Die Erfüllung der Pflichten ist aber das einzige Mittel, froh und zufrieden zu werden und immer zu bleiben. Pflichten sind für die Guten kein Zwang, keine Ketten, sondern eigene lebhafte Überzeugung, daß es so gut und wohlgethan ist. Die Pflicht liegt in dem Wesen der Guten. Nur der Böse sagt, daß Pflichten Zwang und Ketten

sind. Sie sind es aber bloß für ihn; und er giebt eben dadurch zu erkennen, daß er nicht gut ist.

Ehrlich. Unser einer kann das so nicht recht deutlich ausdrücken; aber ich fühle doch, daß das alles wahr ist. Da habe ich eben, wie ich so hier meinen Pfirschbaum beschneide, Ihre letzte Predigt in Gedanken gehabt, welche auch darüber handelte. Man spricht da so viel über die Sache und sucht sie so gelehrt und so schwer zu machen; und am Ende ist sie doch so leicht, daß sie sogleich der gesunde Menschenverstand einsehen und begreifen kann. Wir müssen Ihnen sehr danken, Herr Pastor, daß Sie mit uns gemeinen Leuten immer so recht gemein und herzlich sprechen. Das macht hell und rührt. Es mag indeß doch wohl so leicht nicht seyn; denn sonst würde es ja öfter geschehen.

Pastor. Es freuet mich unendlich, wenn ich den rechten Weg einschlage. Ich habe Ihn, lieber Ehrlich, immer für einen guten Kopf in der Gemeine gehalten, der auch ein gutes Herz hat: und Sein Beifall ist mir vorzüglich lieb. Wer selbst bei seiner Arbeit so gute Gedanken hat, der wird gewiß auch diese Arbeit gut machen.

Ehrlich. Ich denke eben, seine Arbeit gut machen ist das Wichtigste im menschlichen Leben. Wenn wir das Unsrige gut gemacht haben, der Himmel wird es an dem Seinigen nicht fehlen lassen.

Pastor. Sieht Er, lieber Ehrlich: das ist gerade das ganze Wesen der Tugend für den Menschen: und es gehört, wie Er sagte, in jeder Lage nur gesunde Überlegung dazu, um sie sogleich zu finden, und guter Wille, um sie sogleich zu üben. Es giebt nur Eine Tugend, wohlwollende vernünftige Ordnung: und was wir Tugenden nennen, sind nur verschiedene Anwendungen auf verschiedenen Lagen und Umstände in dem Leben des Menschen. Was daraus entstehet ist unser Glück,

wenn wir es auch nicht immer sogleich einsehen und empfinden können. Nur Böses bringt wieder Böses hervor: und selbst hier weiß der Himmel, der die Boshaften durch ihre eigene Bosheit züchtiget, ihre bösen Absichten endlich zu einem guten Ausgang zu leiten.

Ehrlich. Das ist wahr; aber es giebt doch oft Unglücksfälle, welche die besten Menschen treffen, die sie gewiß nicht verschuldet haben.

Pastor. Oft hätten auch diese Unglücksfälle durch Aufmerksamkeit und Vorsichtigkeit vermieden werden können, und sind also natürliche Folgen. Aber wenn wir, wie es zuweilen der Fall ist, auch durchaus Grund und Ursache nicht finden können: dürfen wir dann wider die Weisheit der Vorsehung des Höchsten murren? Seine Gedanken sind unendlich, und wie wenig wissen wir? Wenn wir nur aufmerken wollen, werden wir finden, daß er mit herrlicher Absicht alles zum Besten leitet, was wir sehen. Wird er nicht auch das zum Besten leiten, was wir nicht sehen?

Ehrlich. Diese Gedanken oder so ähnliche, wenn ich sie denke und fühle, geben mir oft recht viel Beruhigung und Trost. Durch ein anscheinliches Unglück entsteht manchmal recht viel Glück. Wir hätten wohl nie unsere Nachbarn auf dem andern Dorfe für die guten Leute gehalten, die sie wirklich sind, wenn wir vor einigen Jahren hier in der Flur nicht Hagelschaden gehabt hätten, und sie uns also nicht brüderlich zu Brot und Saat unterstützt hätten.

Pastor. Sieht Er; es ist nicht alles sogleich wirklich Unglück, was wie Unglück aussieht. Und selbst das wahre Unglück soll die Menschen ziehen zur Weisheit und Vorsicht und zu jeder Tugend.

Ehrlich. Wenn man es so recht überlegt, so ist es doch unbegreiflich, wie noch so viele Menschen böse seyn kön-

nen. Es liegt doch am Tage, daß sie dadurch nicht allein andern, sondern, auch sich selbst das größte Unglück stiften. Daher pflegt man wohl mit Recht von Bösewichtern und Verbrechern zu sagen, der Himmel habe sie mit Blindheit geschlagen, wenn sie von der Obrigkeit auf ihrer Bosheit entdeckt, ergriffen und gestraft werden.

Pastor. Es ist die innere Angst, das Gefühl ihrer Verbrechen, welches macht, daß die Bösewichter über ihren Übelthaten meistens Klugheit und sogar Besinnung verlieren. Der Himmel straft allezeit die Bösen durch sich selbst, so wie er die Guten durch sich selbst belohnet.

Ehrlich. Wenn die bösen Menschen aber alle recht listig und klug wären, so müßte das eine wahre Hölle seyn mit ihnen zu leben.

Pastor. Das ist es auch. Es giebt zuweilen solche fürchterliche Heuchler, die eine lange Zeit die Maske der Rechtschaffenheit tragen. Solche Leute nennt man aber auch schon im gemeinen Leben wahre Teufel. Zum Glück der Menschheit lieget es schon in der Natur, daß sich Laster und Bosheit nur sehr schwer eine ziemliche Zeit verbergen lassen; so wie auch das Gute selten lange verborgen bleibt. Doch wird das Gute nur weniger bemerkt, da man von einem jeden Menschen mit Recht annehmen und fordern kann, daß er gut sey. Das Gute ist also in der Ordnung gestört. Die Ordnung fällt weniger auf, eben weil sie Ordnung ist, als Unordnung, welche sogleich unangenehm und schädlich wirkt.

Ehrlich. Es dünkt mich fast so, als wenn ich mehrere Meilen eine Reise mache. Ich gehe gerade fort, ohne daß ich eben sehr bemerke, daß ich gehe, und sonst bemerkt es auch niemand. Wenn ich aber empfindlich den Fuß an einen Stein oder an einen Baumstumpf anstoße, daß ich nicht recht mehr

fort kann, so fühle ich wohl mit Schmerzen, daß ich hinke, und andere bemerken es eben so leicht.

Pastor. Das Gleichniß ist ganz richtig. So bemerkt man das Böse immer leichter und eher als das Gute; eben weil es sogleich die gute Ordnung stört. Wenn jemand gewöhnlich gut ist, so hat er davon kein großes Verdienst; denn es ist in der Natur so, seine Pflicht will es und sein Wohlbefinden hängt davon ab. Wenn aber jemand schlecht ist, so verdient er sogleich den schärfsten Tadel und die strengste Ahndung; denn er handelt zugleich auf eine auffallende Weise zum Nachtheil anderer und gegen seinen eigenen wahren Vortheil.

Ehrlich. Wenn das nur die Leute immer einsähen, oder nur immer recht bedächten, denn um zu sehen ist es wohl nicht schwer.

Pastor. Es gehört in der That nicht viel Scharfsinn dazu, die Wohlthätigkeit der Tugend zu sehen, wenn man seine Pflichten erfüllt. Die Erfahrung zeigt ja jedem täglich an sich selbst und an andern Beispiele genug. Der Gerechte genießt Zutrauen von jedermann; jedermann glaubt sein Vermögen in dessen Händen so sicher als in seinen eigenen. Der Menschenfreund wird geliebt; den Wohlthätigen ehrt man mit Dank. Der Mäßige ist gesund und heiter; der Fleißige und Arbeitsame gewinnt auf eine ehrenvolle Weise Segen: der Zufriedene ist vergnügt, auch wenn er im Schweiß seines Angesichts hartes Brot ißt; der Friedliche und Freundliche ist überall, wo er erscheint, ein willkommener Gast. Der wahre Christ ist ein wahrhaft guter Mensch, hat hier jeden Genuß des Lebens, und eine recht ruhige frohe Aussicht in die Zukunft. Eben dieses ist der Vorzug der christlichen Religion, daß sie uns zu jeder Tugend unterrichtet, ermuntert, stärket, und zu einem künftigen Leben zweckmäßig vorbereitet. Ihr Joch ist sanft und ihre Last ist leicht.

Ehrlich. Das sagt Jesus selbst, der wohl seine Lehre am besten muß gekannt haben; und es muß also Wahrheit seyn.

Pastor. Der göttliche Lehrer zeigt überall die Tugend so schön und liebenswürdig und stellt sie in seinem eigenen Beispiele so nachahmungswürdig dar, und giebt ihr so große Verheißungen zum Lohn, daß nur ein Thor sich von ihr wenden kann. Und er schildert überall das Laster so häßlich und verabscheuungswürdig, und zeigt, daß die Folge desselben lauter Elend sey, daß nur ein Unsinniger noch dem Laster anhängen kann.

Ehrlich. Freilich sind die Menschen nun wohl lauter Thoren, indem sie dieses thun.

Pastor. Jedes Laster führt fast immer auf der Stelle seine eigene Strafe bei sich. Der Harte und Ungerechte wird gehaßt, verwünscht und geflohen. Der Unmäßige untergräbt seine Gesundheit und macht sich selbst mürrisch und traurig; der Faule hat Mangel statt Vorrath. Der Unzufriedene darbet voll Mißmuth bei großem Gute; den Geitzigen quält die Angst bei Reichthum, den er nicht genießen kann; der Zänkische und Stolze bereitet sich und andern Verdruß, wohin er kommt.

Ehrlich. Das ist alles wahr, alles. Und die Ruhe, welche man hat, wenn man recht thut; und die Unruhe, wenn man etwas gethan hat, das nicht recht war. Ich kann kaum begreifen, wie es Leuten zu Muthe seyn muß, welche ohne Unterlaß Böses thun.

Pastor. Meistens schläft ihr Gewissen, und es erwacht erst spät zu ihrer Pein. Wenn aber das Gewissen wacht und doch ruhig ist, wenn es zwar spricht, aber doch zufrieden ist; dann ist der Mensch glücklich. Und dieses Glück, das ihn über alles Irdische erhebt, kann ihm nur die Überzeugung erfüllter Pflichten, kann ihm nur die Tugend geben.

Ehrlich. Darum rührt mich immer der Vers so sehr, den Sie zuweilen von der Tugend in Ihren Predigten anführen, und der, wie man mir sagt, von dem guten Gellert ist.

Durch sie steigst du zum göttlichen Geschlechte:
Und ohne sie sind Könige nur Knechte.

Und wenn der Mann, der uns so viele schöne Lieder geschenkt hat, in seinem Leben weiter nichts geschrieben hätte, als diese zwei Zeilen, so sollten wir ihn schon als unsern Wohlthäter und Vater ehren.

Pastor. Es freut mich herzlich, Lieber, daß Er den Werth des Guten so tief fühlt. Bleibe Er stets bei diesen Empfindungen und Gedanken; halte Er sie heilig: lasse Er sie immer die Führer seines Lebens seyn. Sie werden Ihm Rath und Ruhe und Trost und immer Zufriedenheit gewähren.

Ehrlich. Das hoffe ich zu Gott, und danke Ihnen; denn Sie haben durch Ihre freundschaftliche Theilnahme, durch Ihren Unterricht und Ihre Zusprache diese Gesinnungen tiefer gegründet, als sie sonst seyn würden.

Pastor. Das ist meine Pflicht, Lieber; dafür bin ich in der Gemeine: und ich bin glücklich, wenn mir die Erfüllung dieser Pflicht gelingt. Er kann sich nicht mehr freuen, lieber Ehrlich, wenn Er seinen Garten in Ordnung, seine Beete gedeihen und sein Obst gerathen sieht, als ich mich freue, wenn ich hier und da sehe, daß ich in der Gemeine etwas Gutes stifte.

Ehrlich. Das thun Sie, das thun Sie; und wir lieben Sie alle dafür, wie unsern Vater. Und wenn ja noch einer in der Gemeine seyn sollte, der es noch nicht erkennt, der ist gewiß noch nicht gut. Aber ich hoffe, es wird keiner seyn.

Pastor. Ich bin zufrieden, ich bin sehr zufrieden. Guten Tag, Lieber, guten Tag!

(Schüttelt ihm die Hand und geht fort.)

Ehrlich (sieht ihm nach.) Der ist ein guter Mann; wenn sie doch alle so wären! Da fürchten wir uns nicht, wenn er kommt, sondern freuen uns. Nun geht er und spricht gewiß eben so traulich und nützlich von etwas anderm mit einem andern. Er soll auch einige der besten haben, wenn sie nur recht gut gerathen.

(Er fährt fort an seinem Pfirschbaum zu schneiden.)

Gespräch über das Landleben.

Herr Fröhlich. Nachbar Erdmann.

Fröhlich. Gott grüß Euch, Nachbar Erdmann! Wie gehts hier zu Lande?

Erdmann. Wenn es in der Stadt so wohl geht, und überall so wohl geht, wie hier, so gehts überall gut.

Fröhlich. Das freut mich. Ihr seyd also wohl hier recht vergnügte Leute.

Erdmann. Ei, nun wohl nicht alle; aber doch meistens; und doch wohl etwas mehr als in der Stadt.

Fröhlich. So, so; das glaube ich fast.

Erdmann. Wenigstens sehen bei uns die Leute nicht so langbäckig und hohläugig und grießgrämlich aus, als wohl in der Stadt.

Fröhlich. Das macht, Ihr habt hier auf dem Lande bessere gesundere Luft, als wir dort in der Stadt.

Erdmann. Freilich haben wir gesundere Luft, als Sie dort in der Stadt: aber wir haben auch wohl noch mehr, das gesunder ist, als bei Ihnen in der Stadt.

Fröhlich. Zum Exempel, zum Exempel!

Erdmann. Zum Exempel, unsere Arbeit.

Fröhlich. Ich dächte wir ließen es in der Stadt auch nicht an Arbeit fehlen.

Erdmann. Arbeit und Arbeit ist eben ein Unterschied. Da sitzen sie krumm und sehr gebückt und gehen den ganzen Tag traurig. Der eine schreibt, damit andere lachen oder weinen; der andere rechnet, daß ihm die Augen blinzeln; der dritte zählt Geld, daß er die Finger nicht regen kann; der vierte stickt in Gold und Seide, daß ihm die Arme weh thun und der Bauch zusammenklebt.

Fröhlich. Landsmann, kennt Ihr die Stadt so gut?

Erdmann. Ich bin viel darin herumgelaufen. Sehen Sie, was wir hier thun, ist wahre Arbeit; in der Stadt ist alles nur eine halbe schlechte Bewegung. Nur in der Arbeit frisch und ordentlich bei Tisch, bleibt man gesund als wie ein Fisch! sagte mein seliger Vater.

Fröhlich. Euer Vater war wohl ein guter Mann und ein braver Doktor.

Erdmann. Herr, das war er. Ich hoffe so zu leben, wie er gelebt hat, dann geht es wohl, und ich werde immer Ehre haben.

Fröhlich. Das glaub' ich, lieber Erdmann, das glaub' ich. Aber Ihr laßt es Euch wohl auch recht sauer werden.

Erdmann. Ich bin ja gesund und stark, und froh und munter; wie kann mirs da sehr sauer werden? Ich stehe mit oder etwas vor der Sonne auf. Herr, so ein Aufstehen haben Sie in der Stadt gar nicht, wo Sie nur ein Schnittchen Sonne, Mond und Sterne haben. Dann gehe ich rasch zur Arbeit; da klingt das Morgenlied und da schmeckt das Morgenbrot. Das ist Arznei, wenn ich so auf dem Hügel stehe und in Gottes schöne Natur froh hinein sehe, wenn noch die Nachtigall im Busche und schon die Lerche an der Wolke singt. Sie, Herr Fröhlich, müssen ja immer erst zu uns heraus kommen, wenn Sie Ihres Namens und Ihres Lebens recht froh werden wollen.

Fröhlich. Das ist wahr, Erdmann, das ist wahr. Es ist als ob ich gleich ein neuer Mensch wäre, so bald ich bei Euch hier bin.

Erdmann. Da sehen Sie. Nun wird gearbeitet; geackert, und geeggt, gehauen, gegraben, gezäunt: eins nach dem andern, und immer wieder von vorn. Uns bekömmt die Arbeit herrlich; und Ihnen das Zusehen und Herumwandeln.

Fröhlich. Aber sind denn alle hier auf dem Lande so vergnügt und zufrieden?

Erdmann. Das nun wohl nicht. Aber das ist ihre Schuld, wenn sie das nicht sind. Sie könnten und sollten es seyn. Das machen die Stadtkrankheiten und Grillen, die sie mit heraus bringen, wenn sie zu Markte gehen. Aber überhaupt sind wir hier doch froher, als dort in den Mauern; das zeigen schon alle Gesichter.

Fröhlich. Das ist wahr; das macht aber eben die gute, freie, frische Luft.

Erdmann. Nun ja, Herr; gönnen Sie uns doch unsere gute, freie, frische Luft!

Fröhlich. Sehr gern, Nachbar Erdmann; ich will sie mit Euch genießen und mich mit Euch freuen.

Erdmann. Das wird uns sehr lieb seyn. Sie thun uns keinen Abbruch: unser Herr Gott hat davon einen unerschöpflichen Vorrath. Herr, Sie können nicht glauben, was das für eine Arznei, für eine Labung ist, so die Sonne aufgehen und untergehen zu sehen. Dort lagert sich die Morgenröthe auf den Bergen; die Felsenspitzen und Tannenwipfel glühen schon in ihrem goldenen Strahl; dann steigt die herrliche majestätische Sonne durch sie herauf, schießt ihre Feuerströme dicht und immer dichter über die Hügel hinab in die Thäler und gießt sich dann in einem Meere von Flammen über die Gegend her. Groß ist der Herr und mächtig, und

groß ist was er macht! singen wir dann in der Aufwallung, so kann man in der Stadt nicht singen.

Fröhlich. Guter Mann!

Erdmann. Und wenn sie dort auf der andern Seite neben dem Birkenwald hinab zur Ruhe geht; wenn der große Teich wie geschmolzenes Gold flammt, wenn ihre letzten Blicke über das Saatfeld hinzittern und sinken und steigen und sich endlich in den hohen breiten Ästen der alten Eiche verlieren; wenn dann der ganze Abend in feierlicher Stille dort liegt und die Röthe nach und nach wegschmilzt und nur noch leichte, kleine, weiße Wölkchen, wie Silberflocken am Himmel sich kräuseln; und wenn dann der heimtreibende Schäfer: Wie groß ist des Allmächtgen Güte! hell und rein und herzerhebend von dem Hügel herab singt; wenn dann die Nachtigallen und Amseln aus dem Wäldchen dazu schlagen, als ob sie mit dächten und fühlten: Herr, Ihre Musik in der Stadt mag sehr schön seyn; aber so, so ist sie nicht, wie diese Musik. Sie müssen ja erst Ihre Musik zu uns heraus in den Wald tragen, wenn sie ganz Musik seyn soll. Solche Konzertsäle können Sie nicht bauen, wie wir sie alle Abende mit Abwechselung haben.

Fröhlich. Fast möcht ich Euch beneiden.

Erdmann. Das thun Sie nicht; Sie können das alles auch selbst haben und genießen, ohne uns zu beneiden. Wir wollen Sie um Ihre Vorzüge in der Stadt auch nicht beneiden, sondern sie mit Ihnen theilen, so viel wir können.

Fröhlich. Lieber Erdmann, Ihr sollt mein Arzt seyn; ich will zu Euch in die Schule gehen.

Erdmann. Meine Kunst ist sehr kurz und einfach. Alles genießen, und doch Genuß sparen!

Fröhlich. Aber das Landleben mag doch wohl auch seine Beschwerlichkeiten und Unannehmlichkeiten haben.

Erdmann. Welches menschliche Leben hat sie nicht!

Fröhlich. Zum Beispiel, wenn es schlimmes Wetter ist, und die Arbeit muß doch verrichtet werden.

Erdmann. Da ist es dann freilich nicht so schön, als wenn es schön ist. Aber denken Sie doch nicht, daß es so traurig ist, als Sie sich es vorstellen. Dazu gehört Gewohnheit von Jugend auf, Unverdrossenheit, Muth und feste Gesundheit. Wir werden naß und wieder trocken, ohne uns vor Erkältung und Schnupfen zu fürchten. Der Regen schlägt uns ins Gesicht, und wir lachen: und halten Sie es für nichts, wenn man so den lieben Tag sein Werk gearbeitet hat und den Abend recht müde und naß nach Hause kommt, daß man dann auf der Ofenbank einen trockenen Kittel anzieht und sich hinstreckt und von dem Wetter ausruht. Es ist wohl nichts Süßeres und Erquickenderes als Ruhe nach Arbeit. Wissen Sie was Ruhe ist? Haben Sie jemals die Ruhe ganz genossen? Diese süße Erquickung der Ruhe haben die Reichen nie oder nur selten, weil sie sich dieselbe nie oder nur selten durch Arbeit erwerben.

Fröhlich. Auch das ist wahr, Erdmann.

Erdmann. Herr, ich bin froh auf dem Lande mit aller Arbeit. Meine Kartoffeln schmecken mir so gut und wohl besser, als dem Junker der Hirschbraten. In der Stadt, in der Stadt möchte ich nicht wieder vierzehn Tage leben.

Fröhlich. Ihr lebtet also schon in der Stadt?

Erdmann. Freilich: aber ich bin froh, daß ich dem Rauche entlaufen bin. Man hat da den ganzen Tag nur drei Viertelstunden Sonne, die ganze Nacht dann eben so wenig Mondlicht, und vom ganzen Himmel sieht man nur sechs Sterne. Abendroth und Morgenroth sind Dinge, die man nur aus Büchern und Erzählungen kennt.

Fröhlich. Ihr macht es auch etwas schlimm.

Erdmann. Ich mache nichts anders, als es ist. Und dann ein Donnerwetter; haben Sie je in der Stadt ein schönes Donnerwetter gesehen? Und doch ist in unsers Herren Gottes Natur nichts größeres und prächtigers als ein Gewitter. Ein Mensch, der bei dem Anschauen und Anhören eines Gewitters nicht ein ehrfurchtvolles Vergnügen, eine ängstliche heilige Freude hat, der muß ein sehr verkehrtes Herz haben oder krank seyn. Und dann betrachten Sie unsere Ernten, von Heu und Korn und Gerste. Bei uns ist das schöne Wetter schöner als bei Ihnen, und bei Ihnen ist das schlimme Wetter schlimmer, als bei uns. Da man doch einmal ohne Gottes Natur nicht leben kann, so kommen die Stadtleute zu uns heraus und nehmen in der Eile so viel davon mit als möglich: und aus löblichem Geitz malen und konterfeien sie, oder lassen malen und konterfeien, das beste, was ihnen vorzüglich gefällt. Aber ihre gemalte Morgenröthe ist dann gegen die Morgenröthe dort auf den Bergen auch gerade wie ein Irrwisch gegen die aufgehende Sonne; und der Baum auf der Tafel gegen den Baum im Walde oder Garten wie der erste März gegen den sechzehnten Mai.

Fröhlich. Ihr laßt der Stadt sehr wenig Vorzüge, mein Lieber.

Erdmann. Ei die Städte sind wohl ganz gut für Leute, die daran Geschmack haben und nicht wissen, was sie mit Zeit und Geld machen sollen. Aber das Land ist besser für jedermann. Das kann man schon daraus beweisen: unser Herr Gott hat das Land gemacht mit Wäldern und Feldern und Saat und Kräutern, damit die Menschen glücklich leben sollen; und die Menschen haben die Städte gebauet, um ihre Macht und ihren Reichthum zusammen zu bringen. Nun werden Sie doch nicht sagen wollen, daß das, was die Menschen machen besser sey, als das was unser Herr Gott gemacht hat.

Fröhlich. Der Beweis ist gut genug.

Erdmann. Und der Pfarrer, der ein gelehrter, kluger und guter Mann ist, sagt, alles Böse sey in den Städten ausgeheckt worden, und weiß davon sehr viel zu erzählen. Doch das mag wohl daher kommen, weil dort so viele und so viel müßige Menschen beisammen sind, die vor Angst alle nicht wissen, was sie anfangen sollen. Ich will damit nur so viel sagen, Herr Fröhlich, daß das Landleben für Gesundheit, Wohlbefinden, Vergnügen und Zufriedenheit dem Leben in der Stadt weit vorzuziehen sey.

Fröhlich. Aber der Winter, Erdmann, der Winter!

Erdmann. Der Winter ist herrlich, wenn es ein guter Winter ist; und der schlimme ist eben nicht schlimmer bei uns als bei ihnen dort zwischen den großen Mauern. Wer nichts zu thun hat, oder nichts thun will, dem wird die Zeit lang, der hat jämmerliche lange Weile; aber der Arbeiter weiß davon nichts. Da wird gedroschen, geworfelt, gefegt, aufgehoben, gezimmert am Geräthe; da wird Schnee geschaufelt; da werden Bäume geputzt, wenn es Zeit ist; auf der Tenne singt man, vor dem Thore ist man lustig. Den Abend spinnen, nähen oder stricken die Weiber, und wir schnitzen Rechen oder Tennegabeln, erzählen vom Krieg und Frieden oder lesen in dem großen Historienbuche vom Prinzen Eugen und vom General Tilly: oder wir braten Kartoffeln, lesen Erbsen und spielen mit den Kindern. Glauben Sie, Herr, wer nicht zuweilen mit den Kindern spielen kann, der ist noch nicht wieder geworden wie die Kinder; der wird also schwerlich ins Himmelreich kommen, wie in der Bibel steht. Sie sollten meine Jungen sehen, wie sie mir vor dem Thore entgegen schießen, wenn ich des Abends von der Arbeit zurück komme.

Herr, da blitzt Freude vom Gesicht!
Wenn sie mir froh entgegen schwärmen,
Und laut und hoch vor Jubel lärmen;
Da tauscht' ich mit dem Fürsten nicht.

Fröhlich. Guter, glücklicher Mann!

Erdmann. Das bin ich, Herr; beides bin ich: und ich wünsche das allen Menschen. Ich hoffe, meine Kinder sollen das einst auch seyn; und ich werde es dann als ein alter Graukopf noch mehr seyn, wenn ich es sehe und mich darüber freue.

Fröhlich. Ich muß Euch öfter besuchen, wenn Ihr müßige Stunden habt.

Erdmann. Das thun Sie. Des Tages sind bei uns nun wohl der müßigen Stunden sehr wenig. Aber kommen Sie des Abends, so lange Sie hier sind, so oft Sie wollen. Sie werden uns nicht stören und uns allen willkommen seyn. Da können Sie mit Kartoffeln braten, und in dem großen Historienbuche lesen. Vor allen Dingen aber gehen Sie nur recht oft in den Feldern herum; das stärkt Leib und Seele. Wenn Sie auch dann und wann etwas naß werden: das thut doch wohl, wenn man sich nur in Acht nimmt und in Bewegung bleibt; ich versichere Sie, das thut recht wohl.

Fröhlich. Ich werde Euerm Rathe folgen. Ich habe auch schon selbst Lust dazu, weil ich spüre, daß nichts besser ist.

Erdmann. Das thun Sie! Gott segne mir das Land: und da doch nun auch Städte seyn müssen, so soll es auch den Städten wohl gehen. Aber glauben Sie mir, wo das Land nicht gedeihet, da gehen auch die Städte bald zu Grunde.

Morgenlied.

Das neue Licht der Sonne gießt
Ein neues Lebensfeuer;
Und auch die kleinste Ader fließt
Gestärkter, leichter, freier.
Rund um mich her erwacht die Flur,
Rund um mich her ruft die Natur
Mit tausend Stimmen Freude.

Im Walde tönt ein volles Chor,
Den Herrn des Tags zu ehren;
Die ganze Gegend neigt ihr Ohr,
Den Lobgesang zu hören:
Und plötzlich wird in frohem Dank
Die ganze Gegend Lobgesang:
Und alles singt dem Schöpfer.

Du Quell, aus dem die Freude fließt,
Die alle Wesen trinken,
Durch den die Sonne Leben gießt;
In deiner Tiefe sinken
Des Engels Blicke: Vater, hier
Steh ich, ein Staub, dein Kind, vor dir,
Und bete mit der Schöpfung.

Ich bete; deine Liebe lebt
Im Cherub und im Wurme;
Du, Herr, bist Gott; dein Odem webt
Im Säuseln und im Sturme.
Mit Wohlgefallen hörest du
Dem Stammeln meiner Lippen zu,
Womit auch ich dich ehre.

Du thuest deine milde Hand
Uns täglich auf mit Segen;
Mit Wohlthat füllest du das Land;
Auf allen unsern Wegen
Hast du, was unser Herz erfreut
Für alle reichlich ausgestreut,
Damit wir dich erkennen.

Gott, du bist groß und du bist gut,
Rufst allem, daß es werde;
Im Arme deiner Allmacht ruht
Der Himmel und die Erde.

Preiß ihn, mein Geist, preiß ihn, den Herrn;
Ihn prieß nur jetzt der Morgenstern.
Ihn preißt der Glanz des Tages.

Ihn lobet alles, was erwacht,
Mit neubelebten Kräften:
Er hat mich wieder stark gemacht
Und heiter zu Geschäften.
Gott, du bist groß und du bist gut;
Gieb daß ich durch dich frohen Muth
Und Tugend immer lobe.

Abendlied.

Das Werk des Tags ist nun geschlossen,
Und alles zieht der Heimath zu;
Schon ist der Sonne Glanz zerflossen,
Die Gegend liegt in stiller Ruh:
Nur singt, wer froh nach Hause zieht,
Noch hier und da ein Abendlied.

Jetzt sprichst du herrlich, Gott, von oben,
Du Gott des Tages und der Nacht,
Den funkelnd jene Sterne loben
Mit heiliger erhabner Pracht.
Wer zählt die Zahl? Wer mißt die Bahn?
Der Mensch steht nur und betet an.

Wie sind der Werke deiner Hände
Jehovah, so unendlich viel!
Herr, deines Segens ist kein Ende,
Und unsers Dankes sey kein Ziel.
Ein jeder Schritt, ein jeder Blick
Führt, Vater, uns zu dir zurück.

Wir zogen mit den Morgenstunden
Vergnügt und froh zur Arbeit aus;
Vergnügt ist uns der Tag verschwunden,
Und friedlich kehrten wir nach Haus,
Und friedlich gehen wir zur Ruh;
Das alles, Vater, schaffest du.

Gieb jetzt den Müden sanften Schlummer
Der uns auf Morgen neu belebt;
Gieb Linderung, wo Gram und Kummer

Um eines Armen Lager schwebt;
Gieb Kranken Heil und Schwachen Kraft:
Du bist der Arzt, der Hülfe schafft.

Sey unser Helfer in Beschwerden
Und gieb uns stets zur Tugend Muth;
Laß Gute täglich besser werden,
Und endlich auch die Bösen gut.
Wo man an dir und Tugend hält,
Ist schon der Himmel auf der Welt.

Die Frommen schlafen voll Vertrauen;
Du bist der Wächter, welcher wacht:
Und mit dem Blick der Hoffnung schauen
Sie durch des Todes lange Nacht,
Am Ende von dem Lebenslauf,
Zum schönsten Morgen dort hinauf.

Beim Gewitter.

Noch glühet von des Tages Hitze
Stein, Furche, Saat und Gras und Staub;
Noch regt sich in des Baumes Spitze
Auch nicht ein Lüftchen durch das Laub:
Mit schwerem Athem schleichen alle,
Und Feuer wallet durch das Blut;
Und fernher zittern Donnerhalle
Noch tief und dumpf in schwüler Glut.

Mit jedem Pulsschlag wird es bänger,
Und schwärzer jeden Augenblick;
Des Donners Stimme tönet länger,
Und stärker kehret sie zurück.
Der heiße matte Pflüger sehnet
Sich nach Erquickung mit der Flur,
Und harret, an den Pflug gelehnet,
Des großen Schauspiels der Natur.

Nun zaget vor dem Gott der Götter
Der Frevler bleiches Angesicht;
Jehovah redet in dem Wetter,
Und Berge beben, wenn er spricht.
Wie Nacht kommt es herangezogen,
Und Blitze leuchten vor ihm her,
Und Wogen drängen sich an Wogen,
Als wie in einem Feuermeer.

Der Sturm geht heulend durch die Wälder,
Und Bäume bersten unter ihm;
Die Klüfte zittern, und die Felder
Sind finster in dem Ungestüm:
Als würde die Natur begraben,
Glüht Bliß auf Bliß, fällt Schlag auf Schlag;
Und groß und furchtbar und erhaben,
Wirds plößlich Nacht und plößlich Tag.

Der ganze Himmel schwimmt in Flammen,
Und rauschend stürzt der Regenguß
In eine Wasserfluth zusammen;
Von jedem Berge strömt ein Fluß.
Die Wolken spalten sich im Bliße,
Mit Schrecken fährt der Feuerstrahl;
Und krachend stürzt der Eiche Spiße
Zerschmettert tief herab ins Thal.

Noch braust der Wald, noch gießt der Regen
Die neue Wohlthat auf das Land,
Und alles triefet von dem Segen,
Den Gottes Odem hergesandt.
Das Wetter zieht erleichtert weiter,
Auch unsre Nachbarn zu erfreun;
Und alles ist erquickt und heiter,
Und scheint wie neu belebt zu seyn.

Der Busen dehnt mit freiern Zügen
Sich in der abgekühlten Luft;
Die ganze Gegend haucht Vergnügen,
Und jede Blume süßern Duft.
Schön wie ein Morgen wird der Abend,
Der kurz vorher so schwer gedroht:
Der Landmann sißt, sich dankbar labend,
Noch in dem lezten Abendroth.

Er sieht noch, wie am Firmamente
Der Mond im vollen Glanze steht.
Mit Andacht faltet er die Hände,
Wenn er zum stillen Lager geht;
Gott, der du in den Wettern wandelst,
So spricht er, legt sich hin und ruht,
Jehovah, Vater, Herr, du handelst
Mit deinen Kindern weis' und gut.

Betrachtung über Tod und Zukunft.

Es ist kein Zweifel, Gott hat uns alle zur Glückseligkeit bestimmt; denn die ewige Güte kann nur das Heil aller ihrer Geschöpfe wollen. Wir sollen glücklich seyn in diesem irdischen Leben. Aber wir leben nicht lange. Unser Leben währt siebenzig Jahr, wenns hoch kommt, achtzig: und die meisten Menschen sterben wohl vor dieser Zeit. Der Tod ist allen Menschen gemein, dem Könige wie dem Bettler. Heute blühet mancher in voller Jugendkraft, und morgen hat ihn vielleicht ein Zufall auf die Bahre gelegt. Hört unser Glück dann auf? Hören wir selbst auf? Wie unglücklich wäre derjenige, der dieses glauben könnte! Jetzt hat der Tod bloß eine traurige Gestalt, weil wir uns trennen müssen von vielem, was uns hier billig lieb und werth ist; aber dann würde er schrecklich, würde er entsetzlich seyn. Welcher unselige Gedanke: Zerstörung, Vernichtung ohne Hoffnung in Ewigkeit! Nur der Unbesonnene kann ihn mit Gleichgültigkeit denken; und nur der grenzenlose Elende oder der Bösewicht kann ihn wünschen. Aber nein; so unglücklich und trostlos soll der Tugendhafte und Fromme nicht seyn, daß er aufhören sollte zu seyn, daß er nicht seinen großen Lohn in einem andern Leben, für alle seine Mühseligkeiten und Leiden, für alle seine Geduld und Standhaftigkeit im Guten einst erhalten sollte: und so glücklich soll der Bösewicht, der Spötter, der Ruchlose nicht werden, daß er vernichtet würde, daß er nicht für alle seine Bubenstücke, Unterdrückungen, Grausamkeiten und Schandthaten bekommen sollte, was sie werth sind. Wir werden leben, alle leben, um zu haben, was wir verdienen; denn Gott ist nur Weisheit und Güte und Gerechtigkeit. Wer wollte den ewigen Schöpfer lästern und sagen, er habe Geschöpfe gemacht, um sie auf dem halben Wege ihres Daseyns ohne Absicht wieder zu zerstören? Das wäre ein Widerspruch, und Widersprüche sind nicht in

Gott. Die Zwecke der Gottheit sind, daß alles so vollkommen und so glücklich werden soll, als es seiner Natur nach werden kann. Der Mensch wird hier nicht so vollkommen, so gut, so weise und so glücklich, als er wünscht, als er in sich Trieb und Muth und Kräfte fühlt. Sollte der Unendliche die unerschöpfliche Quelle der Seligkeit, sein Schöpfer und Vater, ihm diesen Wunsch versagen, diese Kräfte umsonst gegeben haben? Unser Geist dürstet nach Weisheit, nach Wirkung und Fortdauer; unser ganzes Wesen zittert zurück vor dem Gedanken, daß es ewige Nacht werden solle. Würde Gott dem Geiste Durst gegeben haben, der nicht gelöscht werden sollte? Würde Gott den Gedanken, die Aussicht der Ewigkeit der Seele vorgehalten haben, um sie durch den Anblick der Vernichtung nur desto entsetzlicher zu quälen? Niemand denke dieses von der ewigen Liebe. Wir können Gott denken, der ewig ist; wir dauern also fort mit ihm, der uns diesen Gedanken gegeben hat und nicht nehmen wird.

Alle Völker der Erde, wilde und gesittete, rohe und gebildete, unwissende und erleuchtete, haben ohne Ausnahme alle den Begriff und die Hoffnung der Fortdauer nach dem Tode, dunkler oder deutlicher, ungewisser oder fester. Keiner einzigen Nation mangelt es gänzlich an allen Bildern und Vorstellungen eines künftigen Lebens; so verschieden und thöricht auch zuweilen dieselben sind. Was allgemein, ohne Ausnahme allgemein in der Seele des Menschen ist, muß einen Grund der Wahrheit haben. Wir werden fortdauern; wir werden leben. Unsere Weisheit wird sich vermehren, unsere Kräfte werden steigen, unsere Glückseligkeit wird wachsen und sich befestigen in Ewigkeit. Dort wird Gott endlich ganz ordnen, was recht ist, und jeden dahin setzen, wozu er sich hier geschickt gemacht hat. Jeder hatte freien Willen und Vernunft, diesen Willen zu lenken: jeder wird also dort seyn, wie er sich hier bereitete.

Der Gute empfängt für sein Gutes Heil; der Böse für seine Bosheit Züchtigung: jener wird getröstet, dieser gepeiniget; beide, wie sie verdienten und selbst wählten. Man zweifle nicht über die Möglichkeit, grüble nicht über die Art und Weise. Was ist dem Höchsten unmöglich, der die Welten mit einem Hauche aus dem Nichts rief. Die Natur hat schon hier manche Beispiele, die Vorbilder und Ermunterung zur schönsten Hoffnung seyn können. Die Blume stirbt den Herbst, und geht den Frühling mit neuem Schmucke verschönert aus dem Schooße der Erde hervor. Das Samenkorn scheint todt, und erwacht bald zum Leben und bringt vielfache Früchte. Die Raupe wickelt sich in ihr Gespinnst, scheint im Staube verloren zu seyn und kommt als bunter Sommervogel wieder ans Licht, der seine glänzenden Farben in der Sonne spiegelt. Alles stirbt und lebt auf. Der Tod ist nur Übergang aus einer Art des Lebens in eine andere. So auch mit uns. Wir werden sterben, das heißt, wir werden hinübergehen zu dem Leben jenseits des Grabes, wo Gott geben wird jeden nach seinen Gesinnungen und Handlungen. Wie ruhig und getrost darf also der Tugendhafte dem Tode entgegen sehen! Wie heiter und zufrieden in das Grab hinabblicken, das für ihn eine Thür in eine bessere Welt ist! Der Leib kehrt zurück in den Staub, aus dem er genommen ist: aber die unsterbliche Seele steigt auf zu dem Ursprung ihres Wesens, zu Gott, ihrem Schöpfer, den Vater und Geber aller Seligkeit. Wenn diese Hoffnung der Böse nicht hat, so ist das seine eigene Schuld; warum ist er böse. Nur die Guten haben Frieden im Herzen. Für die Bösen ist die Bothschaft des Todes eine Forderung vor den Richter, welcher Herzen und Nieren prüfet, welcher recht richtet und unbestechlich belohnt und bestraft. Dann ergreift sie freilich Zittern und Beben, und sie möchten lieber nicht mehr seyn, als unter Angst und Qual ihrer ent-

setzlichen Zukunft entgegen sehen. Das Ende des Guten ist ruhiges Hinschlummern; der Tod des Ruchlosen ist Folter und Verzweiflung. Und wenn auch das Gewissen hier nicht einmal erwacht, so wird es dort mit Schrecken erwachen, wenn die Stimme Gottes spricht: Gieb Rechnung von deinem Leben!

Geht hin zu den Gräbern, ihr Menschen, und untersucht dort euer Innerstes! Denkt, bald, vielleicht sehr bald wird auch über euern Hügeln Moos wachsen, und wenn eure Seele ruhig bleibt bei den Gedanken des Todes, des Gerichts und der Ewigkeit, so steht es wohl: aber wenn es euch bange wird ums Herz, wenn Angst sich euer bemächtiget; so verachtet nicht die Stimme in euch: sie ist eine Warnerin noch zur rechten Zeit; sie kann euch noch zu Ruhe und Freude führen. Ein Todtenschedel ist ein rührender Prediger für diejenigen, die ihn hören wollen. Am Grabe bleibt alles zurück; Jugend, Schönheit, Stärke, Ansehen, Rang, Gold, Vermögen; nur seine Werke folgen dem Menschen nach. Am Grabe wird selbst die Welt gerecht, und lobt nur was Lob verdient. Jenseit des Grabes fängt ein neues Daseyn an; wohl dem, der froh hinüber blicken kann. Alles in uns und um uns wünscht und harret, daß es so seyn wird: die Vernunft giebt Hoffnung und die Religion giebt Gewißheit. Ich weiß, daß mein Erlöser lebt, spricht mit inniger freudiger Ruhe der Christ, der in das Grab hinab sieht. Man frage nicht, wo werden alle die unendlichen Millionen Geschöpfe seyn, die gelebt haben und leben und leben werden? Sind nicht alle Himmel des Herrn? Streckt er nicht seine Hand ins Unermeßliche? Kann nicht jeder Stern ein Wohnplatz seyn? Und wir zählen ihrer tausende und tausende, und sind kaum am Rande, und jeder ist vielleicht tausendmal größer als unsere Erde. Wer schränkt den Allmächtigen ein; wer will den Allweisen Ordnung lehren? In meines Vaters Hause sind viel Wohnungen, sagt der göttliche Lehrer.

Wie wird Gott belohnen? Es hats kein Auge gesehen, kein Ohr gehöret, es ist in keines Menschen Herz gekommen, was Gott bereitet hat denen die ihn lieben. Es wird Entzückung seyn, mit erhöheten Kräften unter den vollendeten Geistern, unter Engeln und Cherubim die großen Werke Gottes zu schauen, mehr dann mit einem Blicke zu fassen, als wir hier unser ganzes Leben entdecken konnten; den Herrn mit reinen himmlischen Harmonien zu loben, gegen welche unsere irdischen Lobgesänge Stammeln waren. Die Guten werden sich freuen mit den Guten und der Herr wird mit ihnen seyn; Kummer und Klagen werden verstummen und nur die Lieder des Dankes werden gehöret werden. Die Frommen werden Gott schauen. Wer kann wissen, welche Beschäftigung der Schöpfer den Seligen in der Ewigkeit anweiset? Aber ihre Arbeit wird Lust und Vergnügen, ihre Thaten werden Lob Gottes und ihr ganzes Leben Glückseligkeit und Ruhe seyn. Die Bösen werden leiden mit den Bösen und durch die Bösen. Wenn die Tugendhaften schon unter sich den Himmel haben, müssen es die Bösen sich unter einander nicht zur Hölle machen? Einer beneidet den andern, haßt den andern, quält den andern, peinigt ihn, sucht sein Verderben; alle hassen alle, und jeder ist dem andern ein Teufel. Muß es da nicht Hölle seyn? Und wenn der Schöpfer zu ihrer Züchtigung noch einen Ort bestimmt, der leer an Freuden und Genuß, leer an Trost und Hoffnung ist, wo Gott selbst nicht mehr gegenwärtig zu seyn scheint, wo nur boshafte und schadenfrohe Geister einander zur Folter sind: ist es da nicht wirklich Hölle? Es kommt nicht auf den Namen, es kommt auf die Sache an. Es wird also wirklich Himmel und Hölle seyn: die Vorstellungen davon müssen nur vernünftig seyn, wie sie es seyn können und seyn sollen. Die Spötter, welche spotten, zeigen den Leichtsinn und die Bosheit ihres Herzens und die Schwäche ihres Verstandes.

Wir wollen also nicht erschrecken vor dem Gedanken des Todes. Er ist keine Vernichtung; er ist der Bothe des Friedens in das Reich des Friedens. Wir wollen nicht ängstlich trauern über den Abschied von den Geliebten; sie folgen uns nach und wir sehen sie dort verklärt wieder, wenn sie unser und ihrer eigenen Bestimmung nicht unwürdig waren. Alles übrige ist irdisch und vergeht und ist unserer Thränen nicht werth. Wer mit seiner Seele noch unauflöslich fest an dem Irdischen hänget, ist noch nicht gut, noch nicht das, was er seyn kann und seyn soll. Dieses Leben ist nur Vorbereitung zum künftigen wahren beständigen Leben: die Vorbereitung ist zwar wichtig; aber sie ist nicht die Sache selbst. Nach einer Prüfung kurzer Tage erwartet uns die Ewigkeit. Dort, dort verwandelt sich die Klage in göttliche Zufriedenheit. Hier übt die Tugend ihren Fleiß, und jene Welt reicht ihr den Preis. Wir leben alle um zu sterben; und nur derjenige hat wohl gelebt, welcher wirklich wohl stirbt. Wer wollte sich eine ewige Fortdauer in dieser Welt wünschen, welche Schwachheit und Unvollkommenheit, Leichtsinn, Thorheit und Bosheit gegen Gottes Absicht oft zur Wohnung des Kummers und Elends macht: hier wo die Tugend öfters leidet, das Laster öfters glücklich ist; wo man die Glücklichen beneidet und den Bekümmerten vergißt; wer wollte in diesem Sitz der Angst, der Schmerzen und der Ungerechtigkeiten ohne Ende zu leben wünschen! Nein, unser Geist soll hinüber fliegen in das wahre Vaterland, in das Land der Freiheit und der Glückseligkeit. Diese Aussicht soll uns leiten im Glück und uns schon hier den Genuß dieses Lebens erhöhn; diese Aussicht soll uns warnen, wenn wir in Gefahr sind zu straucheln an den Klippen der Leidenschaften; diese Aussicht soll uns trösten, wenn wir hier auf der Erde unter Kummer und Angst kämpfen.

Selig, wer mit Ruhe dorthin blicket,
Wo die Tugend ihren Kranz erhält,
Wo vor Gottes Herrlichkeit entzücket
Der Verklärte dankend niederfällt;
Selig, wessen Herz sich freudig hebet
Wenn sein Auge sich gen Himmel lenkt,
Welcher kindlich hofft, nicht knechtisch bebet,
Wenn er an den Weltenrichter denkt.

Aus dem Grabe schaut er auf zum Throne
Seines Vaters, der ihn stets geliebt,
Der den Duldern dort zum großen Lohne
Frieden, Heil und ew'ges Leben giebt.
Lächelnd siehet er den Bothen kommen,
Der ihn tröstet, wenn er andern droht:
Ihm wird mehr gegeben als genommen,
Und des Lebens Anfang ist der Tod.

Leben werd' ich, selig seyn dort oben;
Spricht er still, und faltet seine Hand.
Wo den Herrn die Morgensterne loben,
Dort ist meiner Seele Vaterland.
Was ist diese Welt mit ihren Schätzen,
Gegen jenes Glück, das Gott verspricht!
Himmlisch wird der Himmel uns ergötzen;
Hier begreift es unser Geist noch nicht.

Träume sind die Thränen, die ich weinte;
Hier am Sarge giebt der Glaube Muth.
Reicht mir herzlich eure Hände, Freunde;
Tröstet euch und bleibet fromm und gut.
Eure Namen sind dort eingeschrieben;
Lebt, daß sie im Buch des Lebens stehn:
Weinet nicht so traurig, meine Lieben;
Gute Nacht, bis wir uns wieder sehen.

M e i n   L e b e n.

Das Mißliche einer Selbstbiographie kenne ich so gut als sonst irgend jemand; und ich halte mich für nicht wichtig genug, daß überhaupt mein Leben beschrieben werde. Wenigstens wäre es nach vierzig Jahren noch Zeit genug. Ein angesehener Buchhändler bot mir vor einigen Jahren, als die Aspekten am litterarischen Himmel noch besser standen, eine beträchtliche Summe, wenn ich ihm die psychologische Geschichte meiner Bildung schreiben wollte. Ich gebe mich aber nicht gern zu dergleichen Spekulationen her; und es geht etwas wider mein Wesen, auf meine Kosten, vielleicht etwas eigenthümlich, einige allgemeine Wahrheiten zu sagen, die die eine Hälfte längst weiß und die andere Hälfte nicht wissen will. Folgendes hat mich indessen bestimmt, etwas über mich selbst zu sagen. Schon Herder, Gleim, Schiller und Weiße und mehrere noch Lebende haben mich aufgemuntert, nach meiner Weise die Umstände meines Lebens, das sie wohl für wichtiger hielten, als es war, schriftlich niederzulegen. Ich glaubte, das wäre im achtzigsten Jahre noch frühe genug: aber meine jetzigen Gesundheitsumstände erinnern mich es nicht zu verschieben, wenn es geschehen soll. Mehrere meiner Freunde drohen mir, wahrscheinlich genug, daß ich auf alle Fälle einem Biographen doch nicht entgehen würde: und da fürchte ich denn, einem Sudler oder Hyperkritiker oder gar einem schalen geschmacklosen Lobpreißer in die Hände zu fallen. Niemand kann doch besser wissen, was an und in ihm ist, als der Mann selbst, wenn er nur redliche

Unbefangenheit und Kraft genug hat, sich zu zeigen wie er ist. Ich überlasse es jedem, der etwas von mir weiß, zu urtheilen, ob das, was er von mir weiß, das Gepräge dieser Unbefangenheit und dieser Kraft trägt. Ich erzähle also ehrlich offen, ohne mich zu schonen, und nicht selten mit dem Selbstgefühl inneren Werths, und ohne den Vorwurf der Anmaßlichkeit oder die Krittler weiter zu fürchten, die vielleicht sodann über mich nur Todtengericht halten. Thorheiten werde ich wohl nicht wenige und nicht geringe zu beichten haben; aber, so viel ich mir bewußt bin, keine Schlechtheit. Wenn die Erzählung unterhält und vielleicht hier und da die Jugend belehrt und in guten Grundsätzen befestiget, so habe ich nicht umsonst gelebt und geschrieben.

Mein Vater Andreas war ein ehrlicher ziemlich wohlhabender Landmann, der, wie ich, die Krankheit hatte, keine Ungerechtigkeit sehen zu können, ohne sich mit Unwillen und nicht selten mit Bitterkeit darüber zu äußern. Seine Bekannten nannten ihn also einen hitzigen Kopf und einige Edelleute einen unruhigen Kopf, den man unterdrücken müsse; das war natürlich und mußte auch gelingen. Nur ein einziges Beispiel seiner Heftigkeit. Ich habe keines von meinen Großältern gekannt, wohl aber einen Großgroßvater, von Seiten des Vaters, einen Mann von mehr als neunzig Jahren, den man nur den alten Jobst nannte, und der mir als kleinem Urenkel fast eine Stunde Weges immer einen Kober voll Frühkirschen brachte. Dieser war etwas im Geruch der Ketzerei, weil er nicht das ganze Bonzenwesen des Pfarrers mit gehöriger Gefangennehmung seiner Vernunft gläubig aufnahm, und besonders einige Zweifel über die Richtigkeit einiger Decemforderungen hegte. Der alte Jobst stand bei der Gemeine für den Riß in Collisionsfällen. Als er starb, überließ die Familie mit Bescheidenheit dem Pfarrer die Anordnung des Leichenbegäng-

nisses, ohne Text und Lieder selbst zu wählen. Der Pfarrer ließ lauter Straflieder singen, unter welchen auch das bekannte O Ewigkeit du Donnerwort war, und hielt zur Erbauung und Abschreckung eine wahre Galgenpredigt. Mein Vater unter den Leidtragenden nahm in der ersten Wirkung des Sermons einem alten Verwandten das spanische Rohr weg, eilte damit vor die Sakristei, und hätte gewiß dem Strafredner eine sehr fühlbare Replik beigebracht, wenn man ihm nicht in die Arme gefallen wäre. »Herr, sagte er mit starker Stimme, wenn nur Sie und Ihre Familie so ehrliche gute Leute sind, wie der Verstorbene und seine Familie, so können Sie zufrieden seyn. Er konnte und wollte Ihre weiten unersättlichen Ärmel nicht füllen; das war seine ganze Gottlosigkeit.« Es entstand daraus ein Consistorialprozeß, der meinem Vater viel Geld kostete. Der Verweis, den der Pfarrer erhielt, war leicht eingesteckt; aber das Geld, das es meinen Vater kostete, war nicht so leicht ausgezahlt. Der handfeste Köhlerglaube scheint also die Sache meiner Familie väterlicher Seite nicht gewesen zu seyn; weßwegen der ehrwürdige Herr zu Frankfurt am Main unseres Namens, der einen gelehrten tractatum de SS. trinitate zu Anfange des vorigen Jahrhunderts geschrieben hat, wohl schwerlich zu uns gehört. Daß meine Mutter mich gern als einen Mann Gottes auf der Kanzel gesehen hätte, ist eine gewöhnliche Schwachheit des Geschlechts: sie kam aber bald davon zurück, als sie meine entschiedene Abneigung und verschiedene schlechte Geistliche in der Nachbarschaft sah. Ich habe oft gehört, daß meine Mutter Regine Liebich, in ihrer Jugend für ein schönes Mädchen gehalten. Mein Geburtsort ist Posern, ein Dörfchen eine Viertelstunde von Rippach, wo die Poststation war, wo die Vorfahren meiner Mutter seit dem dreißigjährigen Kriege ein Grundstück mit Brauerei, Brennerei und Schenkrecht besaßen, das sie laut

Dokumenten als Appertinenz vom Rittergut damals mit neunzig Thalern an sich gekauft hatten, und für das man 1803 zwölfhundert bot. Mein Geburtstag fiel, laut der alten Familienbibel, die durch eingebundenes weißes Papier zugleich die Familienchronik war, den 29. Januar 1763, in einer entsetzlich kalten Periode, woraus die Gevattern und Basen nach ihrer Weise allerlei prophezeihten. Ohne eben mit Sterne weitläufig gelehrt über den Einfluß äußerer Umstände bei dem ersten Eintritt in die Existenz zu spintisiren, habe ich doch oft gedacht, daß ich, nach der gewöhnlichen Rechnung ein Produkt der Walpurgisnacht, und als Erzeugniß zweier schönen sehr lebendigen Menschenwesen, weit freundlicherer Natur und weit merkurialischer seyn sollte. Vielleicht hat folgender Umstand Einfluß. Da meine Mutter durch eine gewöhnliche Vernachlässigung nach meiner Geburt an der Brust litt, und eine Amme damals in der Gegend etwas sehr ungewöhnliches war, wurde ich mit Kuhmilch aufgezogen. Ich kam mit dem Hubertsburger Frieden an; man nannte mich also Gottfried, und Johann wurde vorgesetzt, weil es ein alter Vetter, auf den man in der Familie etwas hielt, durchaus haben wollte. Meine Erinnerung geht nicht so weit zurück, daß ich mich besinnen könnte, wie ich lesen und schreiben gelernt habe. Der alte Schulmeister Held, dessen Tochter meine Pathe war und der mich daher mit viel Vorliebe und Strenge ächt pädagogisch behandelte, brachte mir diese Fertigkeiten bei, so früh, das sich die Zeit aus dem Gedächtnisse verwischt hat. Ich genoß manches kleine Privilegium zur Zeit der Erdbeeren und Johannisbeeren und Pflaumen und wenn der Honig geschnitten wurde; aber übrigens wurde mir der Bakel sehr reichlich zu Theil: nicht wegen der Lection, denn diese ging immer leidlich genug, sondern wegen mancher Unordnungen, die ich nach meinem damaligen Bedünken für gar kluge Streiche hielt. Meine

früheste deutliche Erinnerung ist folgende: Ich hatte einen Vetter von gleichen Jahren, mit dem ich mich wacker raufte, weil wir die besten Freunde waren. Er ist nachher, wie ich höre, als Dragoner gestorben. Die Schule lag auf einer kleinen Anhöhe und vor derselben unten war ein grüner Rasenplatz, über den der Abfluß einer herrlichen Quelle, die Heilige, nach dem dortigen Dialekt die Heleke genannt, sich schlängelte. Ein herrlicher Platz zum Balgen und Raufen, wenn er nur nicht unter dem Fenster des Schulmeisters gewesen wäre. Wir zwei jungen Streithähne hatten schon in der Schule Zwist gehabt, den der Bakel beschwichtigt aber nicht geschlichtet hatte. Nun waren wir nicht länger zu halten; die Erörterung fuhr in die Finger, die Bücher wurden weggeschleudert und das Knuffen und Beinstellen und Raufen ging an. Die Größeren schlossen theilnehmend einen Kreis und lachten, wie rüstig die kleinen Kämpfer sich tummelten. Der Herr Pathe Schulmeister rief und drohte mit dem Haselstock aus dem Fenster vom Berge herab. Niemand sah und hörte; das Baxen ging fort und bald lag Jakob oben, bald Gottfried, und die kleinen Finger waren voll Gras und Haare. Plötzlich trennte sich der Kreis und der alte Herr Pathe Held bearbeitete jugendlich rasch mit dem Haselinstrument unsere Beinkleider und Schulterblätter. Das versöhnte schnell wie der Blitz die Streitenden; wir sprangen auf, rafften die Bücher zusammen; der Kreis zog fort, und wir gegeißelt hinter her. Der Kreis lachte, die Pferdebändiger vor der Schmiede und Schenke lachten laut, wir stimmten ein; und lächelnd zog der alte Schulmonarch, den Friedensstifter des Haselbusches drohend noch in der Hand schwingend, nach seinem Berge zurück. Die Sache machte Lärm im Dorfe und alles vom Schulzen bis zum Nachtwächter lachte noch laut nach: nur mein Vater that es verstohlen, um den Buben nicht in seinen Streichen zu be-

stärken. Noch einige Jahre früher, und früher, als meine Erinnerung reicht, hätte ein Zufall fast meiner Existenz ein Ende gemacht. Hinter dem Garten meines Vaters floß der kleine Bach Rippach, der ungefähr eine Stunde von Posern in die Saale fällt. Der Garten war mein Lieblingstummelplatz, nur fürchtete man für den kleinen Buben das Wasser. Es wurden eben alte Bäume ausgerottet und junge gesetzt; ich wurde also dem alten Jakob, der mit einigen andern arbeitete, zur Aufsicht übergeben, damit ich mich nicht dem Bache nähern sollte. Das hielt man gewissenhaft, beachtete aber nicht so sehr die Nähe. Ich springe und jage dort herum und plötzlich fällt der alte Apfelbaum, an dem man arbeitete, faßt mich und schlägt mich zu Boden. Die erschrockenen Alten wenden und kehren mich nach allen Seiten; ich bin augenscheinlich todt; Jakob nimmt mich auf den Arm und trägt die vermeintliche Leiche hinein in den Hof, wo mein Vater eben mit der Mutter an der Wäsche über Hausangelegenheiten sprach. Man stelle sich die Bothschaft vor; meine Ältern liebten uns ohne lächerliche Schwachheit mit wahrem tiefem Gefühl. »Herr, hier bringe ich den Jungen, sagte der Alte, indem er mich auf den Wäschtisch legte, er ist todt. Gott im Himmel weiß, ich bin unschuldig; ich wollte der Stamm hätte mich getroffen.« Unter lautem Wehklagen suchte und schickte man nach Hülfe. Der Barbier wandte alle seine Weisheit an, der Arzt kam; alle Mittel waren umsonst; kein Zeichen des Lebens erschien. Zwölf Stunden und darüber war man so traurig vergeblich beschäftigt und eben im Begriff zu enden und an die Beerdigungsanstalten zu denken, als ich das linke sehr verletzte Auge aufschlug. Man fing die Versuche wieder an und brachte mich ins Leben zurück. Es hatte mich nicht der Stamm, sondern nur einige starke Äste mit den Zweigen getroffen und die tiefe Betäubung bewirkt. Damals mochte

ich ungefähr drei Jahre alt seyn. Von den Quetschungen blieb wenig zu sehen, außer dem Flecken im erwähnten linken Auge, den man im zwanzigsten Jahre noch wahrnehmen konnte. Ein etwas späterer Vorfall hätte mich auch bald in jene Welt getragen. Mein Vater war damals schon in einer Pachtung als Gastwirth bei Leipzig. Das größte Vergnügen für mich war die Pferde in die Schwemme und auf die Weide zu reiten, wozu ich jedoch nur selten die Erlaubniß bekam. Reiten hieß bei mir jagen, daß die Mähnen flogen und die Haare sausten. So ritt ich einmal gegen die Ordonnanz mit in die Schwemme. Das Thier liebte den Strom eben so sehr als ich das Reiten, scharrte, stampfte und brauste; meine Hand war zu schwach es zu halten: es legte und wälzte sich mit gewaltigem Wohlbehagen. Ich kam unter das Pferd, verlor die Besinnung und der Strom führte mich weit weit mit sich fort. Indessen hier erholte ich mich, als ich herausgezogen wurde, nach einigen Minuten Versuchen sogleich wieder: und lange Zeit blieb dem jungen Centauren die Reiterei untersagt. Endlich kam mein Vater einmal von der Messe und hatte Pferde gekauft. Junge, ich habe auch eins für dich mitgebracht, sagte er, indem er sich zu mir wendete, und es wurde ein kleiner dürrer Rothschimmel hervorgeführt, der nur vierthalb Füße hatte. Die Bestie hinkte und wieherte komisch, und alle lachten über meinen Vater, mich und den Schimmel. »Wir haben wohl recht viel Geld wegzuwerfen, sagte meine Mutter halb ärgerlich, daß du noch dergleichen Fresser ins Haus bringst.« Frau, verdirb mir den Spas nicht, sagte er launig selbstzufrieden. Ich habe es zur Zugabe, habe wahrscheinlich dem armen Thiere das Leben gerettet: denn der Roßtäuscher sprach vom Schinder und Todtstechen. Wir haben heuer viel Heu, die Weide ist hoch; es kann doch wohl noch etwas thun: und da der Junge mit des Teufels Gewalt

zu Pferde will, so mag er reiten. Ich kratzte mich mürrisch hinter den Ohren und bekümmerte mich wenig darum, was man mit meinem stattlichen Reitpferde machte. Aber der Schimmel machte sich gut und gewann durch seine Streiche Celebrität in der ganzen Gegend. Zuerst wurden wir aufmerksam, als wir ihn gallopiren sahen, womit er jedermann in Erstaunen setzte. Er hatte, wie gesagt, drei gesunde Hufe; der vierte war eine Art von krummen Klumpfuß, so daß vorn statt des Eisens nur eine Platte von der Größe eines Guldens lag. Der Schritt ging also jämmerlich und der Trott jämmerlicher; aber Gallop und Karrier wie bei dem besten Renner; da brauchte der kranke Fuß kaum den Boden zu berühren, und wurde von den übrigen mit durchgetragen, welches im Schritt und Trott nicht möglich war, weil da jeder Fuß gleichmäßig seine Dienste thun mußte. Da ich mich um Schritt und Trott wenig bekümmerte, war mir der Schimmel schon recht, und ich gewann nicht selten die Wette über die flüchtigsten Rosinanten. Er ward rund wie ein Apfel, und war klug wie Rosse des Peliden. Von seinem Stammbaum habe ich nichts erfahren; aber es war ein satyrischer origineller Gaul, der eine Menge Eigenthümlichkeiten besaß. Zu Wagen und Pfluge konnte er nicht gehen; aber eine leichte Egge auf leichtem Boden zog er possierlich genug. Er schwamm vorzüglich gern allein durch die Flüsse und decimirte den Klee auf fremden Wiesen; und dann waren Dutzende von handfesten flinken Kerlen nicht im Stande ihn zu fangen oder einzutreiben. Er setzte ächt strategisch auf dem besten Punkte allemal durch und erreichte seine eigene Krippe. Nach dem Tode meines Vaters verkaufte ihn meine Mutter in die Nachbarschaft für eilf Thaler, wo er hart mitgenommen wurde. Einige Zeit nachher sahe ich ihn fast wieder in seinem ursprünglichen Elend, wie ihn mein Vater nach Hause brachte, auf

einer fremden mageren Weide, einen Sack um den Kopf, damit das arme Thier nicht von seinen Wanderungstalenten Gebrauch machen möchte. Als er meine Stimme hörte, kam er auf mich zu, und ich glaubte in seinem Wiehern Liebkosen und Wehmuth zu finden. Auch meine Mutter war bei meiner Erzählung, welche von andern bestätigt wurde, so gerührt, daß sie fast die Schwachheit gehabt hätte, die heimische Kreatur wieder ins Haus zu nehmen.

Mein Vater war zwar ein heftiger moralisch-strenger, aber kein harter Mann. Im Gegentheil seine Heftigkeit kam meistens aus schneller tiefer moralischer Empfindung her. Das Zuchtmeisteramt im Hause überließ er fast immer meiner Mutter; und diese hatte bei ernsthaften Gelegenheiten mit einigen ernsthaften Worten nur nöthig, den Namen des Vaters zu nennen, um alles im guten Gleise zu erhalten. Der Vater wurde dadurch nicht als Popanz gebraucht, sondern sein strenger Ernst in ernsthaften Dingen zum gehörigen Zwecke ins gehörige Licht gestellt. Meine Geschwister haben vielleicht nie von meinem Vater einen Schlag bekommen: nur ich erinnere mich, daß ich von ihm einmal thätig gezüchtigt worden bin auf eine schreckliche Weise, die ihn gewiß noch mehr angriff als mich; und zwar waren beide, er und ich, im ganzen unschuldig. Er war mit meiner Mutter weg, ich glaube nach Weißenfels, gefahren und hatte uns mit einer Magd und unsern Spielgesellen allein im Hause gelassen. Unterweges besinnt er sich, daß er den Schlüssel an einer Oberstube hat stecken lassen, auf welcher ein Tisch mit gezähltem Gelde stand, meistens in groben harten Münzsorten. Es war zu spät umzukehren; er eilte aber desto eher nach Hause. Unterdessen waren wir in dem ganzen Hause herumgepoltert, ich mit einem halben Dutzend meiner Spießgesellen, und auch in das Zimmer, wo der Tisch mit dem Gelde stand.

So viel Besinnung hatte ich doch schon als ein Bube von sechs Jahren, daß ich sagte, es sey hier für uns kein Spielplatz, auf Entfernung drang, den Schlüssel abzog und in die Tasche steckte. Ich glaubte der erste und letzte im Zimmer gewesen zu seyn und hatte niemand in der Nähe des Tisches gesehen. Mein Vater kam, ging hinauf, fand den Schlüssel nicht, kam herab: Junge, wo ist der Schlüssel zur Oberstube? Ich zog ihn hervor; er ging wieder hinauf und zählte nach: es fehlte an der Ecke ein Guldenstück. Mit sichtbarer Verwirrung und Angst kam er wieder herunter: Junge, wer ist im Zimmer gewesen? »Wir alle, Vater, Jakob, Christian und die andern: da ich aber sahe, daß Geld aufgezählt war, gingen wir sogleich wieder heraus und ich nahm den Schlüssel.« Wer ist an den Tisch gekommen? »Niemand als ich, um die andern abzuhalten.« Du hast ihn also genommen! fing er an schwach zu sprechen und zu zittern. Ich habe nichts genommen, antwortete ich zitternd halbweinend. Der Worte waren wenige, er ward heftiger, ich läugnete fest und laut weinend. Er faßte mich konvulsivisch mit den Fäusten und mißhandelte mich bis zur Grausamkeit, daß auf das Geschrei meiner Mutter die Hausleute und Nachbarn herbei stürzten und mich aus seinen Händen retteten. Andres, lieber Andres, sagte der alte sanfte Gevatter Schulmeister Held, Ihr seyd ja außer Euch; Ihr tödtet ja den Knaben; kommt doch zu Euch selbst. Ach Gott! seufzte mein Vater halb weinend, warf sich in den großen Stuhl und verhüllte das Gesicht, ohne weiter ein Wort zu sagen. Die Scene ist oft nachher wieder erzählt worden und mir deßwegen so lebendig geblieben. Das Fürchterliche seiner Lage in diesem Momente habe ich aus meinem eigenen Gefühl seitdem mir oft vorgestellt. Er liebte seine Kinder mit der ganzen Zärtlichkeit eines Vaters und der ganzen Heftigkeit seiner Natur; ich war sein Erstgeborner;

die Nachbarschaft hielt etwas auf mich, vom Schulmeister bis zum Nachtwächter; man wird ihm also wohl verzeihen, daß er es auch that. Nun denke man sich einen Vater, einen ehrlichen, fein fühlenden, heftigen Mann, der seinen Liebling in einer solchen Enormität ergriffen glaubt, von dem die schönen Hoffnungen, an denen sein besseres Wesen hängt, auf einmal verschwinden. Man nahm mich nun gütlich vor und ermahnte mich, ich sollte nur bekennen: ich hatte nichts zu bekennen. Es ist mir noch jetzt rührend, wie urväterlich der alte Schulmeister um uns besorgt war. Lieber Pathe, sagte er, du hast dich geirrt, du willst nur mit dem Gulden spielen; sage es nur, so ist es gut: du wirst schon einsehen lernen was das zu bedeuten hat. Das sehe ich schon jetzt ein, sprach ich, und habe nichts gethan. Dabei blieb es. Mein Vater war von dem Tage an still in sich gekehrt, berührte die Sache nicht mehr, sah mich nur zuweilen halb zornig, halb wehmüthig an und verbat sich alles Einreden; sprach nichts ermahnendes, nichts abschreckendes, sagte keines seiner Sprichwörter und war wie ein Wesen, dessen beste Kraft gelähmt ist, so daß auch meine Mutter sichtbar dabei litt: die Unruhe saß in beider Seelen. Ungefähr nach drei Wochen klärte sichs auf. Nachbars Samuelchen, ich habe seitdem den Namen weder in der Bibel noch außer der Bibel recht leiden können, wurde von seinem Vater zum Krämer geschickt, um eine Dose voll Schnupftoback zu holen. Er erhielt einen Gulden, um ihn wechseln zu lassen. Der Krämer hatte von ungefähr nicht so viel kleines Geld, und sagte, er wolle anschreiben, er möchte den Gulden nur wieder mitnehmen und es dem Vater sagen. Sey es nun unwillkührlicher Irrthum, oder lachte der neue Gulden des Vaters den Buben besser an als der vergriffene gestohlene; er gab den falschen Gulden zurück. Hollunke, fuhr ihn der Vater an, das ist gewiß der Gulden, der dort drüben so viel Un-

heil angerichtet hat. Samuelchen bekannte und läugnete nicht, und erhielt in bester Ordnung von seinem etwas kälteren Vater die Peitsche in zehnfachem Maaße. Meinem Vater fiel bei der Aufklärung der Sache ein schwerer Stein vom Herzen. Wer lügt, der stiehlt, war sein Sprichwort und wer stiehlt, gehört auf alle Weise an den Galgen. Er ward zusehens wieder heiter und suchte durch mancherlei verstecktere Liebkosungen wieder Ersatz zu geben; denn öffentlich durfte das Ansehen nicht leiden.

Viele Neckereien bewogen meinen Vater seine Grundstücke dort zu verkaufen und eine Pachtung eines Wirthshauses mit beträchtlicher Ökonomie in Knautkleeberg nicht weit von Leipzig einzugehen. Da spielte ihm denn das heiße Blut hier und dort schlimme Streiche; bloß sein Widerwille entschied. Der Justitiarius von Posern hatte bei einer Rügensache, wo sich mein Vater fast wie Weißens Kunze mit dem Dintenfasse benommen hatte, gedroht, er müsse kein Advokat und sein Prinzipal kein Edelmann seyn, wenn nicht die Sache so weit gedeihen sollte, daß der Andreas Seume noch ins Hundeloch käme für seine Ungebührlichkeiten. Ungebührlichkeiten nennt man aber alles, was irgend einen alten Unfug antastet; und schon das feine Wort für Gefängniß zeigt hinlänglich die Natur der damaligen dasigen Patrimonialjustiz. Ich will doch dem Teufel und seiner Hölle entlaufen, sagte mein Vater, und sollte ich in einer Kneipe Schuhzwecken schnitzen und Schwefelhölzchen machen mein Leben lang; und so packte er seine Familie auf einige Wagen und pilgerte fürbaß an die Elster in der Gegend von Leipzig. Er hatte in seiner Jugend das Böttiger-Handwerk gelernt, war auch mit dem Felleisen über Naumburg nach Gera und Saalfeld gewandert; da ergriff ihn aber, wie man ihm scherzhaft vorwarf, die Sehnsucht nach der Geliebten, und er eilte über Altenburg und Lu-

ckau nach Hause an der Rippach, ward Meister in der Innung und heirathete in seinem zwei und zwanzigsten Jahre stracks ohne weiteres Bedenken. Hätte er nicht etwas Vermögen gehabt, und wäre genöthigt gewesen, sich in der Fremde etwas umzusehen, so hätten vielleicht einige Jahre Umschauen den Feuerkopf etwas kühler gemacht; doch vielleicht hätte sich das Gefühl auch noch tiefer gesetzt und wäre nur desto bitterer geworden, wie es bei etwas mehr Bildung mir selbst gegangen ist. Der Antritt der Pachtung fiel in eine sehr unglückliche Periode, in die Hungerjahre 70 und 71. Der Besitzer des Gutes Lauer, zu dem das Dorf Knautkleeberg gehört, war der damalige Leipziger Stadtrichter, D. Teller, ein Bruder der bekannten Teller in Zeitz und Berlin, ein harter unerbittlicher Mann, der von dem Buchstaben nichts nachließ und alles Unglück sehr klug dem Pachter zugestellt hatte. Vielleicht machte ihn auch das Mißliche seiner eigenen Geschäfte und sein excentrischer Ideengang noch mißmüthiger und bitterer. Man sagte damals, er sey an der Ministerkrankheit gestorben, weil ihn die Hoffnung täuschte, die Stelle als Prinzenhofmeister zu erhalten, durch welche der wackere rechtschaffene Gutschmidt für sich und das Land eine so rühmliche Laufbahn machte. Die Eigenheiten der Brüder sind bekannt genug: der Berliner, als der vorzüglichste von ihnen, hatte am wenigsten. Mein Vater, anstatt hundert Scheffel Korn in der neuen Pachtung jährlich zu verkaufen, mußte zur Unterhaltung der weitläufigen Wirthschaft über fünfzig dazu kaufen: und ich kann mich noch recht wahl erinnern, daß er den letzten Scheffel mit fünfzehn Thaler bezahlte. Die Hungersnoth der damaligen zwei Jahre ist in Sachsen als Landeselend bekannt. Hunger haben wir nicht gelitten, aber meines Vaters Vermögen zusammen so ziemlich verzehrt. So lange ich noch eine Metze Korn mit dem letzten Thaler kaufen kann,

sagte der wackere Mann, muß niemand in meinem Hause ungesättigt vom Tische aufstehen. Es war, als ob die furchtbare Theuerung doppelten Hunger erzeugt hätte; denn jedermann aß, wie man bemerken wollte, fast noch einmal so viel als gewöhnlich. Ich galt damals im Dorfe für einen sehr glücklichen Prinzen, daß ich so viel ich wollte herrliches Butterbrot hatte, da mancher arme Teufel hungrig halbneidisch vorüber schlich. Da gab ich denn manchen Schnitt weg und tauschte irgend ein Spielwerk oder einen Vogel dafür ein. Junge, wirst du denn ewig nicht satt, sagte einmal meine Mutter halb froh halb traurig, als sie mir ein frisches Butterbrot schneiden mußte, es ist doch, als ob der Himmel seinen Segen genommen hätte auch von dem was noch da ist. Da es sich aber ergab, daß ich meine vorige ziemlich starke Portion für einen Hänfling weggegeben hatte, fing sie an eine strenge Zuchtmeistermiene anzunehmen, und ich glaube wirklich, sie würde zu Birkengottfriedchen gegriffen haben, wäre nicht mein Vater dazu gekommen. Der meinte nun, es sey wohl ganz gut, daß ich mein Butterbrot vertheile, nur nicht, daß ich Hänflinge, Peitschen und Platzbüchsen dafür nehme und dann komme und mir ein anderes erlüge: er könne übrigens jetzt nicht alle hungrigen speisen, und sey froh, wenn er nur seinen Haushalt leidlich gesättigt habe. Wenn du nun selbst traurig, hungrig nach dem Butterbrot der andern sehen müßtest? Junge, wer zu dir kommt, den weise an mich oder die Mutter; Hunger thut weh, Junge, sagt man: das haben wir noch nicht erfahren, weiß der Himmel, ob es nicht noch kommt: hörst du, Junge, Hunger thut weh. Dabei wischte er sich heimlich einige Tropfen aus den Augenwinkeln, und ging und schnitt tief in ein großes Brot, um einige Zeit Sonnenschein auf finstere niedergeschlagene Gesichter zu bringen. Helfe euch Gott, sagte er mit Rührung bald können wir nicht mehr helfen.

Bei meinem Herrn Pathen, dem Schulmeister Held in Posern, hatte ich für einen Phönix im Lernen gegolten; hier bei dem Herrn Weyhrauch in Knauthayn galt ich für einen ausgemachten Dummkopf. Weiß der Himmel, woher es kam, ob mir das Umsetzen wie einem jungen Baume nicht bekommen wollte, oder was sonst die Ursache war, ich hieß nur der dumme Junge von Thüringen einige Jahre lang. Herr Weyhrauch nahm es mit der Geographie nicht sehr genau; denn Posern liegt noch zwei Stunden diesseits der Saale: ich aber habe mich seit der Zeit oft alles Ernstes für einen Thüringer gehalten, zumal da ich jenseit des Stroms verschiedene Verwandte hatte und hier nie so recht einmeißnern konnte. Ich schrieb von Posern aus in meinem sechsten Jahre schon eine ziemlich leserliche Hand; aber Herr Weyhrauch fand darin weder ductum noch fructum, und ich mußte durchaus ganz von neuem seine Hopfenstangen von Buchstaben nachmalen, worin ich sehr unglücklich war, da ich zum Zeichnen fast gar kein Talent besitze. Herr Adam Weyhrauch war ein ehrlicher, wohlmeinender, braver Mann, der eine gewaltige Zeit in Halle und Leipzig hatte studieren helfen, weil ihn sein Herr Vater Weyhrauch, ludimagister ejusdem loci quo postea filius, mit aller Gewalt wenigstens zum Kirchenrath machen wollte. Der Tod überraschte ihn aber in dem sechsten Universitätsjahre des Herrn Sohnes, und er hatte noch eben Kredit beim Patron genug, da er der höheren Klerisei nicht recht trauen wollte, sich denselben zum Nachfolger auszumitteln. Der Musensohn versorgte sich stracks in Leipzig mit einem hübschen Bürgermädchen zu Tisch und Bette, und fing nun an mit allem Fleiß am Weinberge Zions zu arbeiten. Schade, daß er keine Kinder hatte, um das Geschlecht der Weyhrauche in der Schulmeisterei zu Knauthayn rühmlichst fort zu pflanzen. Die spaßhaften Bauern meinten, sein Mangel an Produktivität dieser

Art rühre von seinem großen Fleiße in Leipzig und Halle her; doch sagten sie dieses nur ganz leise, damit sein Ansehen bei der lieben Jugend nicht in Zweifel gerieth. Er hatte seine liebe Noth mit mir, und ich mit ihm. Ich glaubte zwar seiner Aburtheilung über meine Dummheit nicht ganz; war aber doch ganz verblüfft, daß ich dem Manne durchaus gar nichts zu Danke machen konnte. Lange Zeit war ich so im vermeintlichen moralischen Hinbrüten, bis sich endlich, ich weiß nicht wodurch, der Knoten löste, und täglich irgend etwas besseres zum Vorschein kam. Niemand war darüber froher, als mein Vater, der schon einige Mal traurig das Verdammungsurtheil über meinen Geist gehört hatte. Wer zuerst etwas ätherisches in mir entdeckte, war der Pfarrer, Magister Schmidt, ein rechtlicher, jovialer, ziemlich gebildeter und ziemlich orthodoxer Mann, in dessen Charakter aber der Grundzug freundliches Wohlwollen und Güte des Herzens war. Er schloß aus meinen oft sonderbaren Antworten in den öffentlichen Kirchenprüfungen auf meinen eigenen zuweilen sehr barocken Ideengang, unterhielt sich viel mit mir und berichtigte meine Gedanken. Er besaß darin so viel Geschicklichkeit, als ob er in dem sokratischen geistigen Hebammeninstitut zur Lehre gegangen wäre. Nur sprach er mit dem Schulmeister, Herrn Weyhrauch, über die Methode des Unterrichts bei einem solchen Kopfe; die Einwendungen des Schulmeisters wurden gehoben; der Pfarrer zeigte ihm, daß ich kein Mechaniker und kein Schönschreiber werden und mich schwerlich mit Nachbeten begnügen würde. Man beschränkte sich nun auf die Negative und überließ das Positive mir selbst. Von nun an nahm man wenig Notiz mehr von meinen krummen und schiefen Linien auf dem Papier und meinen Stelzfüßen von Buchstaben, sondern nur von meinen Ideen, womit ich den Schulmeister und auch wohl zuweilen den Pfarrer in einige Verlegenheit setzte. In kur-

zer Zeit übersprang ich alle Matadorjungen des Dorfs in der Schule, und war bald der Erste und Statthalter des Herrn Weyhrauch bei dessen Abwesenheiten als Bienenvater und Spargelgärtner. Die Umstände und die Gesundheit meines Vaters waren unterdessen sehr gesunken, so daß man meine bessere Anstelligkeit nicht den Gratialen und der Gunst von Hause aus zuschreiben konnte. Ich mochte ungefähr zehen Jahre alt seyn, als ich schon an der Spitze der Dorfschuljugend stand, unter denen doch wohl einige ihr vierzehntes geschlossen hatten. Mein Regiment galt für sehr strenge, aber nie für ungerecht; und ich war damals der Dorfklerisei erster Minister bei Einführung der neuen Schulordnung, die zu derselben Zeit etwas strenger gehandhabt wurde. Ich erinnere mich aus dieser Periode bei eben dieser Gelegenheit eines Vorfalls, wo ich ein Märtyrer meiner Überzeugung ward. Es war befohlen, die Kinder sollten ordentlich nach Rang und Alter in der Schule paarweise nach Hause gehen, um das wilde Herumschwärmen zu verhüten. Ich gehörte zu dem Nebendorfe Knautkleeberg und hatte die Aufsicht über meine Kolonne. Die meiste Noth machte mir ein fast fünfzehnjähriges großgewachsenes Mädchen, das sich in der Schule durch Langsamkeit im Lernen und außer derselben durch vorschnelle laute Unbändigkeit auszeichnete. Beständig war sie bald rechts bald links aus der Reihe, bald im Grase bald im Schotenfelde, und schien des kleinen ohnmächtigen Wichtes von Führer nur zu spotten. Es dem Herrn Weyhrauch zu klagen, schien mir unter meiner Würde, zumal da er ihrer Ältern wegen viele Nachsicht gegen sie zu zeigen schien: denn sie war die Tochter des Müllers. Als ich ihr eines Tages einige Mal ohne Erfolg Ordnung geboten hatte, ergriff mich schnell mächtig der Amtseifer, daß ich hinsprang, um sie aus einem Haferfelde in Reihe und Glied zu bringen. Sie lachte und verließ sich auf ihre Gewalt; aber der Him-

mel weiß, wo in dem Augenblicke meine Stärke herkam, ich fasse das Weibsstück beim Kragen, um sie in die Ordnung zu ziehen, schleudere sie aber aus dem Haferfelde unglücklicher Weise den Berg hinab in die Sandgrube, wo sie denn gar unsanfte Purzelbäume schoß und sich wenigstens Hände und Gesicht empfindlich an den Steinen zerstieß, so daß reichliches Blut quoll. Nun ging alles schüchtern nach Hause. Den Nachmittag war die liebe Mama schon klagbar eingekommen; Herr Weyhrauch mit dem Haselzepter zitirte den jungen Herrn Primus vor zum kurzen Verhör und Standrecht. Ich erzählte die Sache und bestand auf meinem Recht; nur bedauerte ich den Sturz in die Sandgrube, der nicht in meiner Absicht gelegen hatte. Der Schulmeister wollte seinem Vikar doch so viel ausübende Justizgewalt nicht zugestanden wissen, und meinte Weisung und Meldung sey mein Amt. Ich behauptete im Gegentheil, daß ich damit nicht auskommen könnte. Herr Weyhrauch glühte auf und ich war eben nicht sehr nachgiebig: er brachte mir also im Amtseifer gehörigen Orts einen tüchtigen Schilling bei. Diese Schillingsmethode war bei ihm folgende. Der pädagogische Vollstrecker faßte Delinquenten mit der linken Hand beim Haarschopf und brachte den Kopf zwidie Schenkel des Orbilius, wo er ihn an Nacken und Ohren festklemmte und mit eben dieser linken Hand schnell den Hosengurt des kleinen Sünders ergriff, woraus eine Art von Schweben entstand: sodann bearbeitete er mit der rechten, in welcher der Haselstock war, das Örtchen, auf welchem man sonst ruhig sitzen soll, quantum satis, und auch wohl ein wenig mehr. Dieser Prozeß wurde denn an mir vollzogen, und ich hatte meine Abfertigung. Beim Abmarsch nach meinem Sitze verwahrte ich mich noch mit dem Protest, ich habe doch recht gethan. Hast du? rief Herr Weyhrauch, und faßte mich wieder beim Haarschopf und fing mit neuem Eifer die Exeku-

tion von vorn an. Nun schritt ich rasch an meine Tafel, hielt die Hand, wo die Kallipyge die Augen hindreht, und stieß trotzig durch die Zähne, ich habe doch recht gethan. Die Nachbarn lachten und der Schulmonarch fragte despotisch, was da wäre. Er habe doch recht gethan, meint er, sagten sie; und die Citation geschah peremtorisch von frischem. Ohne weitere Erörterung fing die Bearbeitung noch exemplarischer zum dritten Male an: und nun erst überlegten beide Partheien, Exekutor und Inkulpat ernsthaft still, ob sie recht gethan hätten. Man kann wohl denken, daß die drei Schillinge mir eine ewig frische denkwürdige Münze sind, da sie zumal in einer Lebensperiode ausgezahlt wurden, wo jede Art Gefühl sehr lebhaft in dem treuen Gedächtnisse bleibt. Mein Vater, der den Vorfall hörte, sagte weiter nichts als sein bedenkliches Hm, und ich habe nie seine Meinung über den streitigen Punkt erfahren. Daß man, wenn man Recht habe, dennoch demüthig vor dem Ansehen schweigen müsse, gehörte, wie ich wußte, nicht mit unter seine Glaubensartikel; aber noch weniger gehörte es darunter, das nöthige Ansehen des Lehrers wegen einiger Schwielen zu kompromittiren. Herr Weyhrauch mochte das Harte seiner Züchtigung meiner kleinen Hartnäckigkeit fühlen; denn er suchte es durch allerhand kleine freundliche Aufträge, wofür mir gewöhnlich eine Belohnung von herrlichem Brot mit dem besten Honig ward, wieder in das alte Gleis zu setzen.

Um diese Periode, ich glaube, es war 1775 im Sommer, starb mein Vater. Die Geschichte seiner Krankheit und seines Todes ist mir zu wichtig, daß ich nicht einiges darüber sagen sollte. Seine Pachtung war, wie erwähnt, sehr unglücklich, und der größte Theil seines Vermögens war darauf gegangen. Das lähmte aber nicht sein Kraftgefühl, und störte seinen guten Muth nicht. Einst hatte er seine letzten

hundert Thaler nach Leipzig getragen zu Dr. Teller, um den letzten Termin zu entrichten. Das Wetter war schneidend kalt; das Geschäft mochte nicht angenehm gewesen seyn. Gegen die Kälte und den Verdruß hatte er wider seine Gewohnheit ein Glas Wein getrunken und hatte sich so aufs Pferd gesetzt, kam aber bis zur Erstarrung erfroren zu Hause an, so daß ihm der Knecht vom Pferde helfen mußte, da er sonst der behendeste Mann war. Nun bestellte er sich Koffee, den meine Mutter selbst in der Küche besorgte. Als sie damit ins Zimmer tritt, findet sie, daß er seinen großen Stuhl verlassen und sich auf ein Bette geworfen hat, wo er tief in Federn liegt und schläft. Sie denkt, Schlaf ist besser als alle Arznei und läßt ihn liegen. Den Tag darauf klagt er über Schwere in den Gliedern, und den folgenden Tag über Schmerzen im Unterleibe. Es scheint, die Bettwärme hatte die Kälte, die sich nicht wieder mit dem übrigen Körper in Temperatur setzen konnte, zurückgetrieben, und es entstand daraus eine Blasenkrankheit, die ihn einige Jahre mit unsäglichen Schmerzen quälte und ihn am Ende des dritten durch eine Apoplexie tödtete. Man kann denken, wie sehr seine Haushaltung bei dieser traurigen Existenz leiden mußte; und doch verlor er bis an sein Ende niemals einen gewissen Grad von Heiterkeit und Frohsinn: nur hatten ihn seine Erfahrungen zuweilen etwas bitter gemacht, so daß sich seine wahre Meinung oft sprichwörtlich ziemlich sarkastisch äußerte. Das Minimum von allem Guten, wodurch die Welt regiert wird, war einer seiner gewöhnlichen Gedanken; nur konnte er ihn nicht so dichterisch schön einkleiden, wie wir ihn hier und da in Wielands Schriften finden. Junge, pflegte er mir oft mit skeptischem Gesichte zu sagen, wenn man dir von oben her zuruft, das Wasser läuft den Berg hinauf, so mußt du sogleich antworten: Gnädiger Herr, so eben ist es oben. Ärzte wurden

genommen und gewechselt ohne Erfolg, und ich erinnere mich gehört zu haben, man habe mehr als zweihundert Thaler umsonst verdoktert. Als er in seinem 37ten Jahre starb, ließ er seine Geschäfte in der mißlichsten Lage und meine Mutter als Wittwe mit fünf Kindern, wovon ich als der älteste ungefähr zwölf Jahr war. Es entstand eine Art von Konkurs, wobei aber durchaus niemand einen Heller verlor, nur blieb meiner Mutter nichts als die winzige Summe von zweihundert Thalern, wofür ihr ein kleines Häuschen gekauft wurde. Alle nahmen sich unser mit Rath und That sehr freundlich an, und es fehlte uns wenigstens nie an dem Nothdürftigsten. Der brave Justitiarius Laurentius der Hohenthalischen Güter vorzüglich suchte die unglückliche Familie so sicher als möglich zu stellen; und nahm für seine vielen Bemühungen in unserer Sache nicht allein nichts, sondern ließ uns auf eine feine humane Weise noch manchen kleinen Vortheil zufließen. Mein Vater hatte kurz vor seinem Tode am Ende der Pachtung eine kleine Ökonomie mit etwa sechzehn Ackern Feld gekauft. Das Drückendste für ihn an Körper und Geist war die Frohne, die er selbst verrichten mußte, wenn nicht sogleich alles zu Grunde gehen sollte. Die Sense war seinem jetzt schwachen Arme zu schwer, er mußte einige Mal die große Wiese verlassen. Ich erinnere mich, daß einige entmenschte Seelen, wie es deren überall giebt, unter andern der zeitige Vogt, ihre bittergroben Bemerkungen darüber machten, als sie ihn vor seiner Hausthüre auf der Schwelle mit einem kleinen Knaben, meinem jüngsten Bruder, spielen sahen. Der gute Mann wischte sich die Augenwinkel und legte sich lange einsam in den entlegensten Theil des Gartens. Nach drei Tagen lag er auf der Bahre. Ob wohl diese rohen Seelen dabei einige bessere Gefühle in sich empfunden haben? Dieser Vorfall vorzüglich ist mit Ursache meiner folgenden tief koncentrir-

ten, nicht selten finster mürrischen Sinnesweise. Ich habe die Katastrophe nie los werden können, ob ich gleich selten oder nie davon gesprochen habe.

Der Graf von Hohenthal Knauthayn, der das Gut Lauer gekauft und mich zuweilen in der Schule und bei den Kirchenprüfungen mit einigem Wohlgefallen gesehen hatte, hatte bei meines Vaters Tode erklärt, er wolle für mich sorgen und mich etwas lernen lassen. Was dabei seine Gedanken waren, weiß ich nicht. Meine Mutter und ich deuteten auf irgend ein Handwerk; wenigstens verstrich eine ziemliche Zeit, fast von zwei Jahren, ohne daß wieder etwas darüber gesprochen wurde. Unterdessen nahmen sich der Pfarrer, M. Schmidt und der Schulmeister Weyhrauch meiner wirklich sehr väterlich an. In meinen Kenntnissen kam ich zwar diese beiden Jahre nicht merklich vorwärts, da ich den übrigen schon zu sehr voraus war und man sich höchst selten mit mir beschäftigte: aber es fing doch durch den Umgang schon an sich der bessere Charakter der Humanität zu entwickeln. Mein Studium war biblische Geschichte aus Hübners biblischen Historien und Luthers Bibel selbst, nebst einigen alten ascetischen Schriften, die mir der Schulmeister gab. Damals gewann ich eine solche Festigkeit und Gewandtheit in der Bibel, daß ich nur selten einen Spruch nicht angeben und hersagen konnte, der verlangt wurde. Ich wußte sehr viele Psalmen und fast alle Evangelien auswendig, sagte ziemlich genau, wie viel jedes Buch Kapitel und sogar, wie viel jedes Kapitel Verse hatte, und wo und in welcher Verbindung die sogenannten Beweisstellen standen; so daß mir von dieser Zeit an die Gewohnheit geblieben ist, bei manchen Gelegenheiten eine Reihe Bibelstellen anzuführen, worüber zuweilen selbst noch Theologen sich etwas wundern. Ob sie wirklich bewiesen, was sie beweisen sollen, darnach fragte ich damals noch nicht: es war nur Sa-

che des Gedächtnisses und eines lebendigen Ideenspiels ohne weitere Untersuchung. Im Examen wurde ich nur dann gefragt, wenn irgend ein Knoten zu lösen war oder die übrigen verstummten, und dann setzte meine Belesenheit und der Strom meiner Beweisstellen nicht selten sogar den Pfarrer in Erstaunen. Nicht selten geschah es aber auch ganz natürlich, daß die Sache anfing mir lange Weile zu machen, und da war ich denn, wenn ich gefragt wurde, nicht gegenwärtig, sondern mit meinen Gedanken auf dem Thurme bei den Sperlingen, oder im Busche bei den Sprenkeln, die ich gestellt hatte. Das gab denn harte Verweise, die mich aber verhältnißmäßig weniger rührten, weil ich anfing etwas mehr zu ahnden, als bloßes kaltes Spiel des Kopfs, wie ich endlich hier fand. Doch war das nicht immer der Fall: denn der Pfarrer, ein wahrhaft guter warmer Mann, hatte nicht ganz gewöhnliche Rednertalente, und es machte jedes Mal einen tiefen Eindruck auf meine Seele, dessen ich mir noch jetzt lebendig bewußt bleibe, wenn er irgend einen wichtigen moralischen Satz mit eignen oder, wie ich nachher fand, erborgten Worten feuervoll vortrug. Dem Menschen ist sehr bald das Reinmenschliche heilig; so wie er bald gleichgültig gegen das wird, was sein Kopf nicht begreift und was sein Herz in keine Bewegung setzt.

Ich konnte lange zu keiner Wahl einer Lebensart kommen, so unbestimmt waren noch meine Ideen vom Leben überhaupt. So lange mein Vater lebte, wurde ich halb und halb zum Kaufmann bestimmt, da er einige Bekanntschaft dieser Art in Leipzig hatte; und ich hatte damals geradezu nichts dagegen. Allein das zerschlug sich mit seinem Tode, und ein Handwerk sollte wahrscheinlich der Gipfel meiner Bestrebungen werden. Aus einer angebornen Neigung zum Soliden entschloß ich mich endlich ein Grobschmied zu werden. Meine

Mutter erschrack und M. Schmidt lachte, als ich mit dem Resultat meiner Überlegungen herausrückte, und beide hatten viele Mühe mir die Sache auszureden. Junge, Du bist ja nur ein Zwerg und sinkst mit Hammer und Zange vor dem Ambos zusammen wie ein Taschenmesser, sagte der gutmüthige Pfarrer; dazu gehört ein Cyklope und kein Liliputer, wie Du bist. Ich verstand das letzte nur halb, gab aber doch dem Einreden meiner Mutter nach und den vulkanischen Vorsatz auf: doch gehe ich noch jetzt selten vor einer Schmiede vorbei, wo nicht der alte Hang zur Solidität merklich zurückkehrte. Nun bestimmte ich mich zum Dorfschulmeister, wollte etwas Latein und Musik lernen und dachte mit dem Übrigen nach einiger Vorbereitung schon nicht übel durchzukommen: denn ich galt für einen gewaltigen Katecheten. Noch bei Lebzeiten meines Vaters hatte ich einmal gelegentlich von ungefähr gesagt, es müßte nicht gut seyn, wenn ich nicht über einen Satz hundert Fragen bilden wollte, ohne eben am Ende zu seyn. Das traue ich ihm zu, sagte der Schulmeister, dem es gesagt wurde; und die Fragen würden toll genug seyn. Der letzte Zusatz war mir eben nicht sehr willkommen und machte mich aufmerksam. Seit der Zeit habe ich mich geflissentlich vor vielen voreiligen Fragen gehüthet, habe die Sache wahrscheinlich zu weit getrieben und dadurch Manches nicht erfahren, was ich hätte erfahren können und sollen. Ein Narr fragt mehr, fiel mir immer ein, als ein Weiser beantworten kann. In der Bestimmung zum Dorfschulmeister mochte wohl ganz leise der Blick auf Herrn Weyhrauch, sein herrliches Bienenhaus, seine vortrefflichen Spargelbeete und seine schönen Rosen und Nelken auch mitwirken, denn es schwebte mir vielleicht dunkel vor, daß bei gehöriger Einleitung und Ausdauer das alles mein werden könnte. Jede sitzende Lebensart war mir verhaßt, und obgleich ein Schul-

meister auch sitzen muß, so begriff ich doch schon damals, daß sich viel Wesentliches in seinem Amte sehr vortheilhaft peripatetisch abmachen ließe. Junge, was Du für Einfälle hast! sagte M. Schmidt bei dieser neuen Entdeckung: werde doch lieber Leinweber; ein Dorfschulmeister ist ein jämmerliches Thier. Denkst Du denn, sie haben es alle wie unser Weyhrauch? Und nun fing er an, mir ein gar schreckliches Gemälde der armen Dorfschulmeisterlein in Thüringen und Meißen zu zeichnen. Ich ließ mich aber nicht abhalten, und meinte, jeder Stand habe seine Plage und seinen Frieden. Nun wir wollen sehen, wie weit es geht, sagte er, und that Meldung an den Grafen.

Einige Zeit darauf wurde Anstalt gemacht, mich zum Rektor Korbinsky nach Borna zu bringen. Hier kam ich denn wie ein halber Hurone, moralisch gut gebildet, wenigstens ganz unverdorben, aber wissenschaftlich ganz roh und wild an. Der alte Herr nahm mich freundlich väterlich auf, und ist von allen meinen vielen Lehrern derjenige, dem ich am meisten verdanke. Er hatte mehrere Pensionärs, unter denen ich der älteste und unwissendste war; ausgenommen meine Bibelweisheit, in welcher mir es auch dort niemand zuvorthat. Das Haus war patriarchalisch gut, und seine Frau mehr als meine zweite Mutter. Er gab mir kurze, gemessene, deutliche, sehr gründliche Anleitung; das Bedürfniß drängte, der Ehrgeitz spornte, und binnen einem Jahre stand ich so ziemlich mit den übrigen auf gleichem Fuße, die schon vier und fünf Jahre hier gewesen waren: und am Ende des zweiten war ich fast entschieden der erste an Kenntnissen. Der erste an der Tafel konnte ich mit Salamons Weisheit nicht werden: denn da waren zuerst Rücksichten, die ich schwer begriff und noch schwerer billigte. Das schien mir die einzige schwache Seite des guten Mannes: doch war sie bei ihm sehr

unschädlich; denn es ging deutlich aus seiner Behandlung hervor, daß er etwas anders rangierte, als man in der Klasse saß; und ich war nun schon so weit, daß immer die schweren Stellen an mich kamen. Der Rektor überließ mich mir selbst; und da war ich denn zuweilen entsetzlich fleißig und zuweilen entsetzlich faul. Das zweite übersah er zuweilen des ersten wegen: und ein Hm hm mit Kopfschütteln oder ein Du kommst jetzt nicht vorwärts, mein Sohn! waren hinlänglich mich wieder in den Gang zu bringen. Wie ich im Lateinischen und Griechischen dekliniren und konjugiren gelernt habe, weiß ich selbst kaum. Ich las und las bis es fest blieb; dann las ich Stellen und analysirte und setzte wieder zusammen, da denn die logische Nothwendigkeit sich meiner Seele aufdrang, daß es so seyn müsse und auf diese Weise nicht anders seyn könne. Die Ausnahmen, wenn man sie nur einige Mal gelesen hatte, fielen deutlich genug in die Augen.

Hier ließ mein Bibelstudium ziemlich nach und an dessen Stelle trat die Beschäftigung mit lateinischen Sprichwörtern, welche Weisheit des Lebens lehren. Der Rektor Korbinsky selbst hatte eine Sammlung solcher Sprichwörter in Altenburg drucken lassen; ein sehr nützliches Buch für junge Anfänger, das aber wenig bekannt zu seyn scheint. Da ich im Leben schon etwas Gewandtheit besaß und mein Vater gern in Sprichwörtern redete, machte sich der Rektor ein Vergnügen mich die Übersetzung auch sprichwörtlich versuchen zu lassen, da denn zuweilen barockes Zeug zum Vorschein kam. So kam einmal das Horazische Quidquid delirant reges plectuntur Achivi vor; der Rektor forderte es sprichwörtlich. Wenn sich die Könige raufen, müssen die Bauern die Haare lassen, sagte ich. Recht gut, recht gut: versetzte der Rektor; nur etwas zu sehr vom Dorfe, etwas zu — zu — ich verstand, er wollte sagen zu grob. Ich entgegnete, daß das lateinische delirant und plec-

tuntur eben auch nicht sanft sey, und daß man eine solche Sache recht handgreiflich sagen dürfe. Nun gut, es mag gehen, sagte er, da er selbst nicht gleich ein feineres Sprichwort finden konnte. Die Frau Rektorin gab sich alle ersinnliche Mühe mich fein und artig zu machen, so wie der Herr sich bestrebte, mich zur Tugend und Weisheit zu bilden. In wie fern es dem Rektor gelang, kommt mir nicht zu zu bestimmen; aber ihr gelang es sehr schlecht. Mein Anzug war immer sehr nachlässig, meine Haare grotesk struppig und meine Schuhe schmutzig. Vor allen hatte sie ihren Krieg mit meiner Stirne, die ich nach ihrer Meinung unerträglich runzelte. Ehe ich mirs versahe, versuchte sie eine Glättung mit der Hand, oder auch wohl mit der Bürste und drohte sogar mit der Striegel: aber alles umsonst. Sobald ich in Gedanken gerieth und etwas eigenes oder fremdes ruminirte, traten die Runzeln wie Furchen auf die Stirne und die Augenbraunen zogen sich finster zusammen. Das ist geblieben, und man hat mich oft für melancholisch mißmüthig gehalten, wenn ich meine seligsten Gedanken hatte. Der Rektor nahm davon keine Notiz, da er selbst etwas von der nämlichen Unart besaß und es wahrscheinlich für ein Adiaphoron hielt. Er gab mir selbst das Zeugniß, daß ich bei ihm in zwei Jahren so viel gethan habe, als andere in sechs Jahren, und drang bei meinen Gönnern auf meine Entfernung, weil ich nunmehr meine Zeit besser anwenden könne und müsse. Ich hätte bei ihm noch lange, noch sehr viel lernen können; allein seine Zeit erlaubte ihm nicht, sich mit mir besonders zu beschäftigen. Doch gab er mir noch einige hebräische Stunden, so daß ich auch hierin ihm den ersten Grund dankte. Ich kam so zu sagen ohne die geringste Kenntniß zu ihm, und las doch meinen Cicero und ein leichtes griechisches Buch ziemlich geläufig, als ich nach zwei Jahren sein Haus verließ; nicht zu erwähnen, daß ich den ihm besten

Grund in der Geschichte und Geographie und andern ernsthaften Wissenschaften verdanke. So habe ich bei niemand wieder die Reformationsgeschichte so deutlich, gründlich und pragmatisch gehört, als bei ihm. Er war überhaupt in der Kirchengeschichte sehr stark, studierte unermüdlich und ließ nichts Gutes in jedem Fache ungelesen. Auch Fischer, der mehrere Reisen mit Beifall geschrieben hat, und Mahlmann, sind seine Schüler; und ich zweifle nicht, sie werden gern das wesentliche unterschreiben, was ich hier von ihm gesagt habe. Das Haus dieses Mannes nebst meines Vaters Hause sind der Grund alles Guten, was ich vielleicht in meinem Charakter habe. Ich habe erst nachher durch Vergleichung recht gefunden, wie rein die Sitten und wie fein zugleich in meines Vaters Hause waren. Ich höre jetzt oft in den besten Gesellschaften und in sonst sehr guten Häusern Gesinnungen und Ausdrucke, für die uns der Vater aus dem Hause in den Viehhof würde geschickt haben. Dergleichen Reden schicken sich wohl bei Tische, sagte er oft fürchterlich skoptisch, wenn jemand etwas ungesittetes äußerte, nur nicht beim Mistladen. Wenn das Gesinde nicht gesittet sprechen konnte, mußte es schweigen; das war mit die erste Bedingung bei der Annahme. Ohne je ein Wort Latein gelernt zu haben, übte niemand strenger als er das sit reverentia pueris. Er wußte, ich weiß nicht wie, die meisten Stellen unserer damals neuesten Dichter, und Bürgers Weiber von Weinsberg erinnere ich mich zuerst von ihm gehört zu haben, mit Varianten bei mißlichen Stellen, deren sich vielleicht kein Kritiker hätte schämen dürfen. Woher er das alles hatte, weiß ich nicht, da er wenig las, und wenig Zeit dazu hatte. Bei Korbinsky wurde dieses feinere moralische Gefühl sorgsam genährt. Niemand verstand die unschuldige Eutrapelie des Lebens besser, als der alte Mann. Er nannte z. E. den Schwager nie anders als Herr Bruder, die Schwägerin Frau

Schwester u. s. w.; und das mit viel wahrer Herzlichkeit. Alle seine Zöglinge waren wie seine Kinder, und er nahm auch nachher den wärmsten Antheil an ihren Schicksalen. Es war wie ein Unglück im Hause, wenn einer seiner ehemaligen Schüler etwas gethan hatte, das einem schlechten Streiche ähnlich sahe. »Du lieber Gott, was soll aus dem Menschen werden? das macht mich sehr unruhig.« Und das verderbte ihm wirklich Schlaf und Mahlzeit. Über mich soll er in der Folge oft abwechselnd getrauert und gejubelt haben, bis er sich endlich fest überzeugt habe, ich werde auf keine Weise seiner Erziehung Schande machen, glücklich oder unglücklich: dann sey er ruhig geworden. Nur das Laster hielt er mit den Alten für beweinenswerthes Unglück. Der Aufenthalt bei ihm ist mir immer die schönste reinste Erinnerung gewesen und wird es immer bleiben. Segen seiner Asche!

Zuletzt wurde es aber hohe Zeit, daß ich wegkam, da ich die übrigen sehr übersahe und zuweilen übermüthig und üppig, zuweilen verdrießlich allein stand. Das war denn die Zeit der Streiche, die oft etwas mehr als lustig, die jugendlich verkehret und unbesonnen waren. So nähten wir, dux gregis ego, wenn er zuweilen eine kleine Erholungsreise machte, alle alte Fußdecken zu Zelten zusammen und hielten unser Scheibenschießen mit dem Blaserohre darunter. Das ging an. Aber oben lagen ein Paar alte Reiterpistolen. Feuergewehr war von meinen ersten Jahren meine Lieblingssache. Die Pistolen wurden in den Dienststand gesetzt, geputzt, geschmiert, und wieder geputzt und mit scharfen Steinen versehen. Sodann wurde Pulver geholt bei dem Krämer, der kein Bedenken trug es uns zu geben, da wir draußen in der Freiheit zuweilen Schwärmer machten, die nichts schadeten. Nun ward das Scheibenschießen und zwar in des Rektors Hofe, da wir nicht heraus durften, ernsthaft. Eine große Scheibe wurde mit

den gehörigen Abtheilungen an die Privetthüre gemacht, und es war eine Lust, wie die Kugel durch das Bret fuhr und der Knall inwendig an der Stadtmauer hindonnerte. Das Herz zitterte allen im Leibe vor Freude. Ungefähr vier Schüsse waren gefallen, da erschien der Superintendent, Herr Richter, und der Stadtwachtmeister, Herr Herrmann, mit gar finstern Amtsgesichtern. Wir standen nun selbst wie angedonnert da. Lassen Sie sich nicht stören, meine Herren, sagte Herr Herrmann, wir wollten bloß ein bißchen zusehen, wie hier kanonirt wird. Der Superintendent, Herr Richter, im großen weitwogenden Schlafrock, sagte kein Wort, und so gingen sie fort. Schnell wurden die Gewehre wieder in die alte Rüstkammer gebracht und es war ein ängstliches Harren der Dinge, die da kommen sollten. Einige ehrliche Spießbürger, die vorbei gingen und den Vorfall gehört hatten, hielten nun schreckbare Galgenpredigten über das Verbrechen des Schießens innerhalb der Stadtmauer. Der Abend kam und mit ihm der Rektor; finster und stumm war sein Antlitz: denn wahrscheinlich schon am Thore war ihm die Kanonade berichtet worden. Der Morgen kam und keine Sylbe, weder freundlich noch ernst: nur fing man an sich ins Ohr zu raunen, ich als der unbefugte Feldzeugmeister werde mit gewaffneter Polizei ins Stadtgefängniß abgeholt werden. Schon dachte ich auf die Flucht, als der Rektor mich, den ersten Inkulpaten, zu sich ins Kabinet zitirte, und mir Namens des Magistrats, des Ministeriums und der Schule eine Strafpredigt hielt, die ernst genug war. Ihr seyd doch tolle Menschen, schloß er endlich freundlicher mit entwölkter Stirne; man darf euch keine Stunde allein lassen, so macht ihr sogleich ein Dutzend wilde Streiche. Nun kamen die andern daran; mit denen ging es bald härter, bald glimpflicher. Am schlimmsten kam ein Dummkopf weg; denn der hatte nichts, womit er wieder gut machen konnte. Nun hier

bleibst du nicht zurück, da bist du mit der erste, hieß es. Allein ein solcher Kopf kann auch mehr vertragen.

Ein andermal waren wir einem Vogelsteller in den Dohnenstrich gerathen, hatten die Krammetsvögel ausgenommen und Frösche dafür eingehängt. Der Schnellfuß überraschte uns; der Spott verdroß ihn mehr als der Schaden: ich war weit voraus: die andern kamen mit einigen Kopfnüssen durch; ich, als der auctor facinorum, sollte eine exemplarische Züchtigung haben. Aber durch viele Umschweife und große Anstrengung entwischte ich glücklich nach der Stadt. Die Krammetsvögel durften wir nicht nach Hause bringen; bloß der Schwank belustigte, und mit vieler Mühe stellten wir ihm sein Eigenthum wieder zu und beschwichtigten ihn durch Bitten, nicht klagbar bei dem Rektor gegen uns einzukommen.

Ein andermal hatten wir ein Vergnügen das dürre Laub von den Bäumen anzuzünden und ein Freudenfeuer zu machen. Einmal versahen wir es, die Flamme schlug um sich und es drohete ein gewaltiger Waldbrand zu werden, als zu unserm Glücke der Wind sich noch wendete. Der Rektor meinte, ich würde ein Taugenichts werden, wenn ich nicht bald weiter käme, und hatte wohl Recht. Aber ich hätte es auch in die Länge nicht mehr ausgehalten, sondern wäre ganz gewiß auf und davon gelaufen. Keine Lage ist peinlicher, als wenn der Geist Bedürfnisse hat, die nicht erfüllt werden, und doch erfüllt werden könnten und sollten. Was vorkam waren mir abgedroschene Sachen, und nur selten hatte der Rektor Zeit, sich mit mir besonders zu beschäftigen.

Einmal war ich diese Zeit über zu Hause zum Besuche gewesen. Es war nöthig: denn man hatte mir einige Male so unschonend von der traurigen Lage meiner Mutter und Geschwister gesprochen, daß ich ziemlich entschlossen war, den Cicero und Paläphatus im Stiche zu lassen und nach Hause zu gehen, um ihr durch meine Arbeit zu helfen. Ich fand zum Glück, daß

man, wie gewöhnlich, übertrieben hatte. M. Schmidt, der gute Mann, mochte so etwas aus einzelnen Äußerungen schließen und aus meinem Gesichte lesen, und sprach mit Theilnahme und Wärme. Wir können deine Mutter nicht wohlhabend machen, sagte er, wir können ihr kein gemächliches Leben verschaffen; aber so arm und so entmenscht sind wir doch nicht, daß wir sie und die ihrigen an den ersten Bedürfnissen Noth leiden ließen. Sey darüber ganz ruhig, mein Sohn, und thue deine Pflicht von deiner Seite. Als ich hier zugleich dem Grafen Hohenthal, meinem Wohlthäter und Erzieher, meine Aufwartung machte, war, nach meinen damaligen Begriffen, eine sehr glänzende Gesellschaft von allerhand Ständen zugegen, wo mich denn einer nach dem andern nach Lust und Belieben ins Examen nahm. Es war dabei ein gewisser Herr Leithier, eine pedantisch hofmeisterliche parasitische Seele, den M. Schmidt, ich weiß nicht aus welcher Antipathie, gewöhnlich ins Neutrum setzte: dieser machte auch, und zwar vorzüglich den Examinator. Weiß der Himmel, was er für eine barocke Frage aus der babylonischen Geschichte that; ich stand stumm und verblüfft da. Er fragte weiter und sahe gerade aus, als ob er aus dem Aristarch ein Orbilius werden wollte, wenns erlaubt wäre. Ich war noch verblüffter und verwirrter. Da nahm sich ein alter Legationsrath Kauderbach, der damals in Leipzig privatisirte, ein Mann von stattlichen Kenntnissen, ansehnlicher Leibesstärke und tüchtiger Stimme, meiner an, nahm den Schulmeister mit einer Derbheit in die Schule, die diesen weit verblüffter machte, als ich armer Schächer vorher war. »Wer zum Teufel,« sagte er, »wird einem jungen Menschen so blitzhagelsdumme Fragen vorlegen? Da müßte Leibnitz verstummen, wenn er nicht disputiren sollte. Lassen Sie mich examiniren.« Der alte Herr trat sein Amt an, fragte dieses und jenes aus der Geschichte, und ich bestand so gut, als ein Mensch bestehen kann, der nur erst den

Kornelius Nepos ein Jahr bei den Ohren hat. Sogar das Latein ging extempore schnakisch genug, ohne daß eben Priscian viel Ohrfeigen bekommen hätte.

Endlich holte man mich von Borna ab, und brachte mich zum Antiquar Martini nach Leipzig auf die Nikolaischule. Reiske wäre freilich besser gewesen: der war aber kurz vorher gestorben und Martini hatte als sein Nachfolger großen Kredit gewonnen. Er mochte ihn auch als eklektischer Gelehrter und Alterthumsforscher verdienen; aber Schulmann war er in einem kaum erträglichen Grade. Gleich im Examen fragte er mich Quisquilien, von denen ich ihm halb verdrießlich bemerkte, daß Herr Korbinsky mich dergleichen Dinge nicht mehr gefragt habe. Lieber wäre ich nach Pforte gewandelt, weil Klopstock dort gewesen war und einige meiner alten Kameraden sich dort befanden. Ich kam nach Sekunde, und hatte nun freilich wieder zu thun, um mit den andern gleichen Fuß zu fassen, zumal da die erste und zweite Klasse gewöhnlich zusammen waren. Auch ging das Studieren die erste Zeit, wenigstens nach meinem Sinne, recht gut: dem Rektor wollte meine Weise nicht behagen, so wenig mir die seinige: und doch sollte ich mich darnach richten. Er hielt viel auf Vorbereitung, und das mit Recht: nur drang er auf sogenannte Präparirzettel, die mir sehr zuwider waren. Denn unnöthiges Schreiben war gar nicht meine Sache, da ich auf einige Tage ein musterhaftes Gedächtniß hatte. »Wo haben wir unsere Präparation ?« fragte er mich einmal: Hier, antwortete ich, und zeigte auf die Stirne. »Wir sind etwas keck; wir werden ja sehen.« Sie war wirklich da, und etwas Brummen von Eigendünkel beschloß den Sermon. Ich konnte aber drei Seiten lesen, während ich einige Wörter niederklexte, die nun doch in meinem Gedächtnisse lagen. Er hatte die Marotte der alten Schulmonarchen, die nicht höflich sind und doch nicht grob seyn wollen, immer nur mit Man und Wir zu reden. Daraus ent-

stand denn manches lächerliche Quidproquo. So sagte er einmal im hitzigen Eifer, ich glaube zum jetzigen Buchhändler Sommer: »Wir sind ein Esel.« Ich meinerseits protestire, antwortete dieser ganz lakonisch; und die Klasse wußte nicht, wo sie mit dem Lachen hinsollte. Es saßen damals Haubold und Blümner und einige andere jetzt nicht unbekannte Männer mit in der Klasse, so daß schon Wetteifer des Fleißes Statt fand. Auch gab uns der Konrektor Forbiger durch seine ernsthafte gründliche Methode, vorzüglich im Griechischen, reichlich Ersatz. Die weitausgebreiteten Kenntnisse des Mannes in vielen Fächern sind bekannt genug. Nur mußte er sich zu uns sehr herablassen, welches ihn zuweilen verdrießlich zu machen schien. Hübschmann, der Tertius, der uns auch einige Stunden gab, zeichnete sich durch einen großen Bierbaß aus, den er sich auf den Kirmissen erworben hatte. Wenn wir, wie wohl verzeihlich war, bei ihm über Cicero's Pflichten die Aufmerksamkeit verloren und Allotria trieben, nahm er die Sache en gros, und donnerte uns in corpore an: Lumina mundi wollt ihr werden; ja, ihr Hollunken, lumpenhundi werdet ihr seyn; und damit bearbeitete er im Eifer mit Hand und Fuß und Buch das morsche Katheder.

Ich war bei dem Rektor in Wohnung und Kost und Holz verdungen; erhielt aber meinen Speisetheil durch die Magd auf mein Zimmer. Das wollte mir schon nicht behagen und schien mir illiberal: denn bei Herrn Korbinsky in Borna war ich wie ein Kind vom Hause mit allen übrigen gehalten worden. Indessen das mochte noch gehen; denn des alten Herrn Rektors Würde würde mit mir allein ein barockes tête à tête gemacht haben. Das Essen war gut. Der alte Herr besuchte mich zuweilen auf meinem Zimmer; wahrscheinlich um zu sehen, wie viel ich Holz verbrannte; denn um meine Studien bekümmerte er sich weiter nicht. Nur ein einziges Mal guckte er in meinen

Ovid und fand statt der Metamorphosen die Amores aufgeschlagen; worüber ich denn einen stattlichen Leviten erhielt. Aber warum stand auch alles in einem Bande beisammen? Ich fand das caetera quis nescit viel leichter und erbaulicher, als das in nova fert animus. Das Holz war der große Gegenstand des Zwistes, ohne daß es eben deßwegen zur deutlichen Erörterung gekommen wäre. Mein Stubengeselle und Quasihofmeister war Herr Korbinsky, der älteste Sohn des Rektors in Borna, der mir noch einigen Unterricht im Hebräischen gab. Neben uns wohnten noch zwei veterane Studenten, der jetzige Professor Dindorf und der Archidiakonus in Borna, Brunnemann. Auch diese hatten sich ins Holz verdungen; und es ging ihnen wie uns. Da man uns spärlich hinlegte, langten wir selbst zu und bargen den Vorrath im Zimmer. Herr Martini entblödete sich nicht, ihn selbst wieder herauszuholen und das Holz zu verschließen. Es war ein Lattengitter davor; wir zwängten so lange, bis eine Latte losging, und meine kleinere Personalität, die andern waren große, dicke, stattliche Kerle, hineinschlüpfen konnte. Nun bargen wir das Holz im Koffer unter Verschluß. Nun ließ man es in eine fest verschlossene Kammer des alten Gebäudes bringen. Zum Glück oder Unglück schloß aber einer der vielen Schlüssel an den leeren offenen Kammern und die Gaunerei ging von beiden Seiten fort. Zuletzt ließ er den Vorrath hinunterbringen, und das arme Mädchen mußte alles drei Treppen herauf tragen. Auch von unten aus holte ich keck genug von Zeit zu Zeit einen Schlafrock voll: und es muß potzig anzusehen gewesen seyn, wie der dicke Hebräer Dindorf und der nicht minder hebräische Korbinsky auf Schildwache standen, ich unten im Holzverschlag lauschte und mich vor dem herabrauschenden Rektor in den Keller versteckte und endlich mit einem Schlafrock voll Scheitholz die Flucht in die Höhe nahm, als der Alte schon wieder über das Tabulat herpolterte. Es wurde eine erkleck-

liche Summe für Heitzung bezahlt, nach der damaligen Zeit, und man ließ uns vor Frost in den Dachstuben zittern: und das Ganze war doch nur Überschuß vom Schuldeputat. Bei dieser Einrichtung waren die Klassen auch nicht überwarm: indessen das dauerte eine kurze Zeit des Tages und eine Menge junger Leute können die Zimmer schon heiß machen.

Ich kann nicht umhin, hier, trotz der Ehrlichkeit meines Wesens, die Diebsneigung meiner Natur in solchen Kleinigkeiten anzuklagen. Meine Jugend ist voll davon. Man hätte mich unter Goldhaufen sicher lassen können, ich hätte nichts angerührt; aber in dem Garten war trotz aller Verbote doch selten ein Apfelbaum, den ich nicht verstohlen decimirte. Wenn wir Geschwister Borstorferäpfel zum Braten in der Röhre hatten und sie nun vollendet gut waren, verzehrte ich sehr bald die meinigen und wußte dann die übrigen mit dem Federmesser so zu öffnen, daß der genießbare Inhalt mir zu Theil ward. Griff man sie sodann an, fffff ging die eingeschlossene Luft ins Weite und die Schale war leer. Wenn ich in die Wurstkammer kommen konnte, wo alles hübsch an Stangen hing, schnitt ich wohl in der Mitte der Wurst etwas heraus und spiekerte sie mit einem Hölzchen wieder ganz. Einmal jagte mich ein Bauer aus einem Schotenfelde von Knauthayn fast bis Lützen, ohne den Flüchtling erwischen zu können. Wegen dergleichen Streiche gab es viel strenge Moralen, und auch wohl thätliche Züchtigungen. Nur erst, nachdem ich die Begriffe ernster sichten lernte und das Unstatthafte der Unart einsah, gewöhnte ich mir diese otaheitische Sitte ab. Wenn jeder sich diese Kleinigkeit erlauben wollte, würde dem Eigenthümer bald wenigstens nicht der beste Theil zurückbleiben. Bei gewissen Gelegenheiten ist eine furchtbare Strenge hierin keine Ungerechtigkeit. Wenn z. E. jeder Soldat eines marschirenden Korps eine Handvoll Kohlrüben mitnehmen wollte, wie würde man das Feld finden? Man hat also mit

Recht hier und da Todesstrafe auf dergleichen Unordnungen gesetzt. Freilich ist das in unsern Tagen nicht mehr, wo die Undisziplin wieder bis zur Barbarei herabgesunken ist. Martini war bekanntlich ein guter Alterthumsforscher und hatte vortreffliche Werke in diesem Fache. Die Schüler bekamen selten eins davon zu sehen, und ich lugte und guckte umsonst nach den schönen Bücherschränken, wenn ich zuweilen von ungefähr Zutritt zu dem Adyton seines Museums hatte. Ob mir gleich der Tacitus lieber war als die Prachtantiquitäten von Pompeji, so verdroß es mich doch, mich so ganz nachlässig wegwerfend als einen Layen behandelt zu sehen. Gegen mein Wesen im Ganzen hatte nun der Rektor nicht viel, aber desto mehr im Einzelnen gegen Kleinigkeiten, die ich sehr ungeschmeidig nach meinem und nicht nach seinem Sinne that. »Wir sind nun wohl ziemlich fleißig,« sagte er dann und wann, »und es fehlt uns nicht an Talenten, die uns der Himmel gegeben; aber wir sind doch entsetzlich eigensinnig und hartnäckig und wollen immer mit dem Kopfe durch die Wand. Wir werden doch die Welt und ihre Formen nicht anders machen; das wollen wir nur glauben.« Da hatte nun der alte Herr ganz Recht, und sprach sich und mir und der Welt zugleich das Urtheil: denn er richtete sich so sehr nach der Form, daß fast das Wesen darüber verloren ging. Hier wurde denn auch gedichtert oder vielmehr nur geverselt. Seine Methode war folgende. Er versetzte ein Pensum eigene oder fremde Verse in Prose, doch so, daß eben kein Ödipus dazu gehörte, zu sehen, was es gewesen war und wieder werden sollte. Dieses diktirte er und verlangte es in Versen zurück. Das Spielwerk war zu leicht und ununterhaltend. Ich pflegte da oft einen Sprung zu machen und die Verse anders aufzubauen, als sie wohl mochten gewesen seyn: darüber mußte meine voreilige Weisheit manchmal leiden. Zuweilen mochte ich auch wohl die Verse verdorben haben; das liegt nun so in der Natur; man stolpert ein-

mal lieber über Felsen, als daß man immer auf gleichem Wege leicht fortschleicht.

Meine erste Poeterei war in Borna, wo wir zuweilen aus Gellert und Hagedorn so vel quasi deklamiren mußten. Das hatte mich beschäftigt, da ich sonst eben nichts zu thun hatte; ich setzte mich also hin und machte eine satyrische Fabel: der Hasenschwanz. Man pflegte sich nämlich zum Abwischen der schwarzen Tafeln der Hasenpfoten, oder auch wohl der kurzen Hasenschwänze zu bedienen. Nun war einer der Alumnen, der sich eben nicht durch Talente und Fleiß auszeichnete, beständig damit beschäftiget, allerhand possierliche Spielwerke mit dem Hasenpörzel zu machen. Dabei blieb der Junge ein Geck, ein Dummkopf und ein Hasenschwanz. Das war die sehr sinnreiche Erfindung, und sie erhielt ungeheuern Beifall, weil denn doch wohl seit der Schwedenzeit in der Klasse von einem Zögling nichts ähnliches war ans Licht gestellt worden. Es liefen Kopien herum; ich hoffe zu Gott, es ist keine mehr vorhanden. Die Erfindung sieht man; der Vortrag wird wohl toll genug gewesen seyn, und über der Sprache, die bei mir überhaupt nicht sehr glatt ist, hätte man füglich die Schienbeine brechen können, so viel ich mich noch aus einigen Ausdrücken erinnere. Wenn ich mit Martini's Versen fertig war, fing ich nun zuweilen wohl an auch eigene zu zimmern: sie fielen aber alle sehr hart und holperig aus, und ich war wohl etwas ärgerlich und neidisch, daß einer meiner Nachbarn, der das Handwerk nicht fortgesetzt hat, sie so fließend und rieselnd hervor brachte. Der Rektor Martini kam einmal dazu, als ich eben einmal einige zu einer Feierlichkeit hatte drucken lassen, und war Anfangs höchlich aufgebracht über die Keckheit, wie er es billig nannte: indessen verlängerte er den Strafsermon doch nicht weiter, nachdem er sie gelesen hatte; woraus ich schloß, daß sie doch nicht so ganz hundelose in seinen Augen mochten gewesen seyn. »Man sollte so etwas doch nicht unter-

nehmen,« sagte er; »man hat noch nicht Gewandtheit und Routine genug.« Mir kam der ästhetische Urthelspruch sehr sonderbar vor, nach dem, was ich schon hier und da bei den Alten und Neuern über die Sache gelesen hatte. Ich machte sogar griechische Verse, Gott sey bei uns, die nicht in der Schulordonnanz lagen: denn es wurde nur deutsch und lateinisch geverselt; in dem Deutschen meistens Alexandriner, die ich seit der Zeit nicht recht habe leiden können; und im Lateinischen verstieg man sich nicht über den Hexameter und das Distichon. Ich hatte zwar nicht das Herz, meine griechischen Verse geradezu dem Rektor zu übergeben, legte sie ihm aber doch so in den Weg, daß er sie füglich sehen konnte; er nahm aber keine Notiz davon. Seit der Zeit habe ich nur noch einige Mal im philologischen Übermuth einige gedrechselt; aber zum Glück ist keiner übrig geblieben: ob ich gleich mit einigen damals nicht übel zufrieden war, und sie mit großem Wohlgefallen wohl zehnmal durchskandirte. Martini pflegte mich selten in meiner Dachstube zu besuchen; und allemal war er Aristarch, der in den Orbilius überzugehen drohete. Ich hatte, wenn ich nicht Lust hatte zu arbeiten, ein gutes Talent zu schlafen: und that mir etwas gütliches im Morgenschlaf; da mich vor Mitternacht die Wanzen in dem alten verdammten Baue nicht ruhen ließen. Das sagte ich ihm geradezu; und er brummte. Einmal fand ich, als ich etwas spät aufstand, von seiner Hand mit Kreide an die Stubenthüre geschrieben: Sex septemve horas dormisse sat est juvenique senique. Ich veränderte das ve in que; und nun lautete es: Sex septemque (sechs und sieben, also 13) horas. — So blieb es stehen, bis er wieder kam. »Ei seht doch die Variante,« rief er halb komisch, halb strafend; »nicht übel, gar nicht übel für Faulenzer, wie wir sind.« Hätte er den Hexameter nicht ungebührlich zum Heptameter verlängert, so hätte die Schnurre nicht Statt finden können.

Hier las ich in meinem sechzehnten Jahre den ersten Roman, und zwar den Siegwart, den mir mein Vetter Hahn, ein Weißenfelser Gimnasiast, semmelwarm aus der dortigen Presse zuschickte, und zwar alle drei Bände auf einmal. Diese fertigte ich in einer Nacht ab mit ungeheurem Heißhunger. Die erste Wirkung war auf die Phantasie gewaltig; als ich aber prüfte, fand ich schon damals alles zu sehr Spielwerk und Tändelei der Einbildungskraft, die des Menschen bessere Zeit ohne Nutzen in Beschlag nimmet. Nur das Wirkliche fing an mich zu interessiren. Warum sollen wir mit solchen leeren Dichtungen ins Blaue hinaus greifen? Ohne mich auf den Werth dieser Dichtungsart einzulassen, kehrte ich von der Konfektnäscherei immer sogleich zu der ächt nährenden gediegenen Diät der Geschichte zurück. Auch Werther, der damals erschien, fiel mir sogleich in die Hände; und ich muß bekennen, er spielte dem jungen Kopfe gewaltig mit; desto mehr, da alles dort der Geschichte so gleich sieht, und vielleicht meistens Geschichte ist. Da aber meine Seele noch ohne Leidenschaft aller Art war, außer dem allgemeinen Enthusiasmus für das Große, Gute und hohe Schöne, so verflog die Wirkung bald wieder, da ich die Katastrophe nicht in den Annalen der Geschichte verknüpft wieder finden konnte. Nun hätte man glauben sollen, ich habe mit vieler Anstrengung Geschichte studiert. Das war aber auch nicht der Fall. Das Studieren war mir Bedürfniß; und war dieses gestillt, so pflegte ich fast unwillkührlich lange Zeit das Gelesene zu ruminieren, bis ich wohl zuweilen in das sogenannte selige far niente, den behaglichen, halb dunkeln, ziemlich reinen, bloßen Existenzgenuß zurück sank, der vorzüglich der Kindheit eigen ist. Lange hielt ich natürlich diesen nicht aus, und der Geist schritt zu etwas anderem.

Meine Seele hatte von der frühen Kindheit an unbestimmt sehr an der Natur gehangen; dieß ward nun zur Nei-

gung. Das Einfachste war mir immer das liebste; ein gutes Butterbrot und reines Wasser mein bester Genuß. Ich erinnere mich darüber eines drolligen Auftritts. Mein Vater nahm mich einmal mit nach Leipzig; ich mochte ungefähr ein Bube von sieben Jahren seyn. Er traf einen alten Bekannten, und beide wurden einig ein Frühstück in einem Italiänerkeller zu nehmen. Da ich nicht Lust hatte mitzugehen und er mich nicht nöthigen wollte, wies er mir eine Peripherie an, aus welcher ich nicht kommen sollte, und den Eckstein, an welchem man nach einer Viertelstunde mich wieder treffen würde, und gab mir einige Groschen, sie auf dem Markte nach meinem Belieben zu verzehren. Als er zurückkam, hatte sich noch ein Bekannter angeschlossen. Nun, hast du auch ordentlich gefrühstückt, Junge? fragte er mich. »Ja, Vater.« Wie hast du denn dein Geld angewendet? »Ich habe mir eine Semmel gekauft, und Rüben dazu.« Was für Rüben? fragten sie neugierig. »Solche weiße Rüben, wie sie hier haben;« antwortete ich, indem ich hin auf den Gärtner zeigte. Alle lachten laut. Für wie viel denn? »Für zwei Groschen.« Junge, bist du toll? Für zwei Groschen.« weiße Rüben? Für einen Dreier bekommst du ja draußen auf dem Dorfe so viel, daß sich sechs Fuhrknechte satt essen können. »Wo denn?« Draußen überall. »Ich habe nichts gesehen.« Kannst du nicht warten, bis sie groß sind? »Warten, ja warten;« sagte ich und kratzte mich hinter dem Ohre. Es war noch sehr früh im Jahr; ich hätte wenigstens noch einige Monate auf mein Lieblingsessen warten müssen. Man lachte immer fort über den Dreier für die Semmel und die zwei Groschen für weiße Rüben dazu. Ei so laßt doch den Jungen zufrieden, sagte der alte Verwandte; es ist doch wohl besser, als ob er Pfeffernüßchen und Zuckerbrot gekauft hätte. Ich war bloß dem Instinkt und der Neigung gefolgt; aber

als man vernünftig darüber nachdachte, trat man denn doch auf meine Seite. Der nämliche Alte war auch mein Advokat gegen den Koffee, der mir sehr zuwider war. Die ganze Familie trank ihn zum Frühstück; ich sollte also auch. Wir werden dem jungen Herrn ein Süppchen apart kochen, sagte meine Mutter, und wollte mich zur allgemeinen Koffeeparthie nöthigen. Ei so laßt ihn doch zufrieden, sagte der Alte; es wird ihm vielleicht einmal recht lieb seyn, wenn er sich nicht an die verdammte Lorke gewöhnt hat. Meine Mutter glaubte, Butterbrot und kaltes Wasser zum Frühstück ohne etwas Warmes würde mir übel bekommen; da sie aber das Gegentheil sah, ließ sie mich ruhig meinen Weg gehen. An dem Brunnen waschen und trinken war also die nämliche Parthie: übrigens lief ich meistens allein in allen Dickichten herum, und kein Älsternest war mir zu hoch, ich mußte hinauf. Das setzte ich denn etwas verändert in Borna und Leipzig fort. Ich trank durchaus weder Wein noch Bier, bekümmerte mich nichts um Backwerk und feinere Gerichte; aber die schönsten Kirschen und Pflaumen wurden immer reichlich gekauft, sie mochten noch so theuer seyn: und mein Aufwand darin ging für meine Umstände zuweilen fast bis zur Verschwendung. Jetzt verband ich meine Streifereien mit meinen Studien. Man sahe mich seltener auf öffentlichen Promenaden; sondern ich lag in irgend einem Dickicht oder dem versteckten Winkel einer Wiese, und las ohne weitere Wahl was mir in die Hände gefallen war; selten Romane, fast eben so selten Gedichte im Deutschen; aber desto mehr ausgesuchte Stellen aus den Römern und Griechen. Es freute mich besonders nun bei den letzten die Schwierigkeiten überwunden zu haben und mit Leichtigkeit vorwärts zu gehen. Die eklektischen Sprüche der Alten verdrängten immer mehr die biblischen: doch hinderte das nicht die Wirkung, die auch hier und da ein tief aus der

Seele gegriffenes und in die Seele gesprochenes Wort eines Hagiographen that.

In dieser Periode gab ich dem jetzigen Professor Höpfner in den Anfangsgründen der hebräischen Sprache Stunde; und wir haben nachher manchmal darüber gelacht, nachdem mir der Schüler als Herausgeber des Golius so gewaltig zu Kopfe gewachsen war. Zuweilen setzt mirs wohl der Eitelkeitsteufel in den Sinn, daß er meiner guten Unterrichtsmethode im Anfange den schnellen Fortgang nachher verdanke.

Die gegenseitige Unzufriedenheit zwischen mir und dem Rektor stieg immer höher. Ich ging durchaus nicht seinen Weg; und er wollte mich den meinigen nicht gehen lassen. Moralische Fehler, außer etwas Geitz, habe ich an dem Manne nicht wahrgenommen; aber desto mehr Grillen und psychologisch pädagogische Irrthümer und Schwachheiten. Überdieß machte mir mein Stubenfreund, Herr Korbinsky, ein Schüler Fischerts, und ein gewaltiger Purist, dessen lateinischen Styl verdächtig: und man weiß, was eine Sünde hierin bei einem Schulrektor für ein Piakulum ist. Herr Korbinsky hätte wohl besser gethan, mir darüber keine Sylbe zu sagen: zumal da die Sache ihre Richtigkeit hatte. Man weiß, daß Quisquilien die Welt mehr hudeln als Sachen vom größten Belang.

Um diese Zeit war ein Sächsisches Lager bei Schönau, an der Straße nach Weißenfels. Nichts kitzelt einen jungen Menschen mehr, als militärische Unternehmungen, wenn auch nur im Schattenriß, zu sehen, wo der menschliche Erfindungsgeist und die menschliche Kraft vereint mit furchtbarer Anstrengung für moralische, politische oder physische Existenz kämpfen. Einen Nachmittag hatte ich Erlaubniß erhalten hinaus zu gehen, zu schauen. Ich hatte einen Verwandten im Lager, steckte meinen Julius Cäsar zu mir, um doch auch etwas militärisches

an mir zu haben, und wandelte auf und davon. Im Lager traf ich, ich weiß nicht wo, den Grafen Hohenthal, der mir seinen Beifall über meine Neugierde zeigte und nichts gegen meinen Wunsch hatte, die Nacht hier zu bleiben, und das Manöver des folgenden Tags zu sehen. Diese Erlaubniß, oder Quasierlaubniß, denn eigentlich mußte sie vom Rektor kommen, dehnte ich auf zwei Nächte aus, und war in einer ganz neuen Welt, an die bisher meine Phantasie nur wenig gedacht hatte. Ich hatte damals schon mathematischen Sinn genug, mich um den glänzenden blitzenden Donnereinbruch der Reiterei weniger zu bekümmern, obgleich mein Vetter Dragoner war, und meine ganze Aufmerksamkeit auf die Behandlung und Bewegung des Geschützes und den Marsch, vorzüglich der Grenadierbataillone, zu richten. Das mucrone res agitur, ubi ad triarios rediit schwebte mir bei jeder Gelegenheit aus den Alten vor: und so verschieden auch unser Kriegssystem von dem ihrigen ist hierin kommt es ganz gewiß mit demselben überein, wie die ganze Geschichte aller Feldzüge lehrt. Ohne eben Neigung zum Soldatenstande zu haben, las und studierte ich doch schon unwillkührlich solche Bücher, wo der Riesenkampf der menschlichen Natur hell und lebhaft geschildert war: und das fand ich mehr bei den Alten als bei den Neuern, und finde es noch. Als ich nach Hause kam, runzelte der Rektor die Stirne und beutelte das Maul mehr als gewöhnlich, sagte aber sehr wenig, und es schien, als ob er mich als einen Refraktarium aufgegeben hätte. Da ich mein Unrecht fühlte, suchte ich durch Fleiß gut zu machen; da aber dieser Fleiß doch nicht über seinen Stock geschlagen war, konnte ich damit nichts gewinnen. Ich erhielt um die nämliche Zeit ein Schulstipendium von zehen Thalern. »Wir haben zwar Talente und sind nicht müssig,« sagte er mir beim Aufzahlen; »aber unsere Sitten haben diese Belohnung kaum verdient.« Nun machte er Miene, das

Sümmchen wieder einzustreichen und es mir zu vier und vier Groschen gelegenheitlich für die kleinen Bedürfnisse zuzustellen, als ich ihm sagte, der Graf, mein Wohlthäter, wolle mir dieses Geld als Aufmunterung zur eigenen Verwendung überlassen, und für das übrige Sorge tragen. Das schien er nicht zu billigen, wollte aber doch nichts dagegen haben. Ich erhielt das Geld; und da das für mich eine ungeheuere Summe war, dünkte ich mir damit wenigstens ein Krösus zu seyn. Vor allen Dingen wurde Obst gekauft, dann Bücher, hier und da einem Armen reichlicher mitgetheilt; dann ging es zum ersten Male in die Komödie. Man kann denken, wie lange und wie weit ich reichte. Meine Mutter brauchte damals nichts und wollte durchaus nichts als eine Kleinigkeit nehmen, um meine Gutmüthigkeit nicht zu beleidigen, wie sie sich ausdrückte. Da sie von meinen Bedürfnissen wenig verstand, so konnte sie über meine Verwendung bestimmt weder Billigung noch Mißbilligung äußern. Man denke, wie ich kaufte. Ich kaufte, ich glaube vom jetzigen Professor Schäfer, der mein Schulnachbar war, eine Geschichte oder Geographie, in neunzehn Bänden, ich weiß nicht von welchem alten Knaster, für einen Speciesthaler. Schäfer war froh, daß er das Schweinsleder los wurde, um Platz zu bekommen: und doch studierte ich in den Schwarten so ungeheuer, um die Lücken auszufüllen, daß ich wirklich glaube, ich habe daraus mehr gelernt, als aus manchem langen Kollegio von viel Zeit und für viel Geld. Als ich anfing das Buch taxiren zu lernen, schaffte ich es mit wenig Verlust und viel Gewinn wieder fort.

Das erste Theaterstück, das ich sahe, war Ariadne auf Naxos von Benda, die damals neu war. Der mir bekannte mythologische Text rührte mich wenig; aber desto mehr die allgewaltige Magie der Musik, verbunden mit der schönen Darstellung und der mir ganz neuen zauberähnlichen Maschinerie.

Das letzte verschwand bald; aber die Wirkung der Musik blieb und ist geblieben: und noch jetzt kenne ich in der ganzen Peripherie meiner musikalischen Literatur nichts lieblicheres als Benda's Morgenröthe und nichts malerischeres als seinen Sonnenaufgang in diesem Stücke. Noch jetzt, wenn es mir bei musikalischen Freunden recht heimisch gemüthlich ist, pflege ich zum höchsten Genuß eines seligen Viertelstündchens mit dem Notenbuche in der Hand zu kommen: Kinder, bringt mir die Morgenröthe und laßt mir die Sonne aufgehen: und nach dem Vortrage und der Aufnahme dieser Stellen die Seelen zu beurtheilen. Die Theaterneigung bemächtigte sich bald meiner bis zur Epidemie; vorzüglich als ich zur Akademie überging.

Der letzte Vorfall, der wahrscheinlich meine Entfernung von der Schule bestimmte, war folgender. Wir lasen Xenophons Denkwürdigkeiten, ich mochte wohl etwas zerstreut gewesen seyn, der Rektor war wegen einer andern Veranlassung schon aufgebracht und heftig; er wendete sich unversehens kurz zu mir und verlangte die grammatische Auflösung eines schweren Wortes: ich machte sie; er schien schon in der Übereilung zu seyn und fuhr mich hart epanorthotisch an: Man ist nie, wo man seyn soll; es ist der Infinitiv in diesem und diesem Tempus. Es war freilich augenscheinlich der Infinitiv; über das Tempus war Differenz. Er fuhr im Hermentisiren fort, ich setzte mich, brummte ungläubig und suchte meine alte Grammatik aus dem Winkel hervor, wo ich denn fand, daß ich Recht hatte. Das zeigte ich höchst wahrscheinlich selbstgefällig genug meinem Nachbar: Was hat man schon wieder? stürzte der Rektor auf mich zu. Herr Rektor, erwiederte ich ganz gelassen, ich wollte mich bloß überzeugen, daß ich Recht hatte. Das brachte den Mann ganz aus seiner Fassung, er stürmte und wüthete und wollte mich ins Carcer führen lassen. Herr Rektor, bedenken Sie, sagte ich ganz ruhig, es könnte einige

Folgen haben. Er überlas die Periode noch einmal, besann sich und ließ mich ohne Antwort sitzen. Die ganze Klasse war stutzig. Ich wollte heute noch die Stelle im Buche wieder finden. Nach der Stunde ließ er mich rufen, stellte mir etwas gelinde meine widerspenstige Sinnesart vor und gab mit einigen philosophischen Apophthegmen seinen Irrthum zu. Die Neckerei und das halbe Subordinationswesen war mir höchlich zuwider; ich kam förmlich mit der Bitte bei dem Grafen ein, mich noch einige Zeit nach Grimma oder Pforte zu schicken: hier würde ich nunmehr meine Zeit ohne großen Nutzen zubringen. Man war Anfangs mit meiner Unzufriedenheit sehr unzufrieden, mochte aber doch bei näherer Nachfrage finden, daß ich so ganz Unrecht nicht hatte, und beschloß eine Änderung zu machen. Auch wenn ich nicht Recht gehabt hätte, wie das vielleicht hier und da auch der Fall war, forderte es die richtige, psychologische Pädagogik meinen Wünschen nachzugeben und es auf eine andere Weise mit mir zu versuchen. Außer etwas Chorgesang in öffentlichen Stunden, hatte man mich weiter keine Musik treiben lassen, und ich sahe daraus, daß man es mit mir nicht auf die Schulmeisterei anlegte. Ohne eben damit unzufrieden zu seyn, bedauerte ich doch im Stillen, daß ich eine so ganz unmusikalische Seele bleiben sollte; zumal da ich glaubte und noch glaube, daß in meinem Geiste sehr viel sehr schöne eigenthümliche Musik zu wecken gewesen wäre. Ich selbst konnte den zweckmäßigen Unterricht nicht erschwingen. Ich gerathe bei lebendigen tief gegriffenen und tief eindringenden einfach großen Stellen in die größte Rührung, wie das bei Mozart und Haydn und Händel und Bach und einigen andern oft der Fall ist; und eine lange bloß künstliche Tonverstrickung läßt mich unbeschäftigt und leer.

Man schickte mich zu Morus und Wolf in die Prüfung. Der erste ist nachher immer mein guter väterlicher Lehrer ge-

blieben, und ward sodann mein Freund bis an seinen Tod; es wäre unnöthig, hier seinen moralischen und wissenschaftlichen Werth zu preisen. Von dem zweiten, der ein vortrefflicher Lateiner als Ernesti's Schüler war, hielt mich die strenge ascetische Orthodoxie des Mannes mehr entfernt. Was sie meinen Kenntnissen für ein Zeugniß gaben, weiß ich nicht, ich erhielt es versiegelt; es kann aber nicht ungünstig gewesen seyn: denn statt mich noch auf eine Schule zu schicken, wurde ich sogleich auf die Universität gethan. Und so war ich denn in einer Zeit von ohngefähr drei Jahren ein wilder unwissender Landjunge, ein gänzlicher Analphabete, und Leipziger Student; das ging freilich ein wenig rasch. Alles recht gut, sagte mir der wackere Forbiger, als ich Abschied nahm, nur etwas zu früh: ein Urtheil, das ich selbst gern unterschrieb. Martini entließ mich mit Kälte und Würde, ohne jetzt weitere Empfindlichkeit zu äußern. Korbinsky blieb mein Stubenkamerad und Studienleiter, ohne weitere Verbindlichkeit auf beiden Seiten. Ich danke der Gesellschaft dieses Mannes manche bessere Einsichten in den Alten und manchen guten Wink, den ich nachher benutzte. Er starb zu früh als Prediger in Waldheim, ich fürchte als Opfer des unmäßigen Tobakrauchens bei seiner schwachen Brust: er wäre gewiß ein ausgezeichneter Orientalist geworden.

Nun tummelte ich mich in der Freiheit herum, und brauchte sie zwar nicht ganz weise, aber doch so, daß man es eben nicht Mißbrauch nennen konnte. Ich hatte nachzuholen, das fühlte ich, und that es redlich und gewissenhaft: nicht eben durch viele Kollegien, sondern durch eigenen sehr hartnäckigen Fleiß. Vorher hatte ich die Alten nur fragmentarisch gelesen; jetzt fing ich an sie strenge ganz durchzugehen. Da ich nicht Philolog zu werden gedachte, bekümmerte ich mich weniger um das Partikelwesen, und die Sprachnüancen: das kommt nach und nach unmerklich von selbst; sondern es beschäftigten mich die Sachen,

und die Sprache nur, insofern sie zur Sache gehörte und recht schön war. Über die Griechen hörte ich weniger; und doch that ich in denselben mehr und war lebendiger in ihnen als in den Lateinern, weil mich ihr Geist besser ansprach. Oft pflegte ich und pflege noch jetzt halb im Scherz halb im Ernst zu sagen: Was ich Gutes an und in mir habe, verdanke ich meiner Mutter und dem Griechischen. Die dicken Ausgaben mit einem Sumpfe von Noten waren mir als Zeitverderber verhaßt: und meine Meinung, wer mit gehörigen Sprachkenntnissen noch eine große Erklärung einer Horazischen Ode braucht, für den hat Horaz gar nicht geschrieben. Die schönsten Stellen sind immer die einfachsten; und es ward mein ästhetisches Glaubensbekenntniß: Wer nicht in wenig Worten ein rührendes Gedicht, in wenig Strichen eine schöne Zeichnung und in wenig Takten eine vielwirkende Musik hervorbringe, sey nie der Liebling der Musen gewesen. So fiel mir damals das dickbeleibte Buch, Fischers Anakreon, in die Hände, wo des Dichters Grazien in einem Ozeane von Notenkrämerei zu Grunde zu gehen in Gefahr sind. Man findet nichts; und doch lockt die Neugier alle Augenblicke nachzusehen. Könnte ich Anakreon nicht besser genießen, als durch Fischer, ich ließe sie beide, den alten und den neuen Griechen, bei den Käseweibern liegen. Deßwegen verkenne ich Fischers große Verdienste um Literatur und Pädagogik gar nicht. Ich genieße vielleicht, ohne es zu wissen, manches, was die Frucht seiner trockenen schweren Arbeit war.

Von den Kollegien, deren ich mich aus dieser Periode mit vorzüglichen Vergnügen erinnere, waren Morus Vorlesungen über die Annalen des Tacitus unstreitig das erste. Er war ein Muster von Exegeten in jeder Rücksicht, ausgenommen vielleicht in der Theologie, wo er mit ängstlicher Ehrlichkeit zu sehr an der vorgeschriebenen Formel hing: und so wacker der Mann als Theologe war, hat nach meiner Überzeugung die Theologie an

ihm doch nicht so viel gewonnen als die Philologie verloren. Ein sehr gewöhnlicher Mißgriff auf den meisten Universitäten, der auf der Einrichtung beruht. Morus überschüttete uns nicht mit einer Sündfluth philologischer Quisquilien, sondern machte seine Bemerkungen kurz, bündig und gediegen, wie sein Autor den Text; er las nicht für Knaben, und war nicht Schuld, wenn er nicht verstanden wurde. Seine Übersetzung war ein durchdachtes Meisterstück; ich habe nie eine bessere gelesen: dazu wurde sie noch durch einen selbst tiefgefühlten Vortrag und einen Ausdruck großer Herzlichkeit gehoben.

Das Griechische des neuen Testaments wollte mir nach dem Honig der attischen Biene nicht schmecken. Die Barbarismen, Solöcismen und das halb morgenländische Wesen, wovon es voll ist, stießen mich immer zurück: und es gehörte der hohe schöne begeisterte Enthusiasmus Jesu und die liebenswürdige Moral seiner Lehre durch seine Schüler dazu, um mir es wieder in die Hände zu geben. Des Hebräischen hörte ich bei Dathe sehr viel und sehr fleißig; und ich erinnere mich, daß ich damals Dutzende Psalmen und ganze Kapitel aus den andern Büchern auswendig wußte. Es war bloß Bedürfniß des Wissens, und um nicht hinter den andern zurückzubleiben. Und doch hätte mir das Hebräische bald einen übeln Handel zugezogen. Ich wohnte bei einem Becker, wo Mutter und Tochter, ganz angenehme Stückchen Erbsünde, fast immer in ihrem offenen Laden Gesellschaft von jungen Leuten bei sich sahen, die bei ihnen ihr Frühstück hielten. Ich war bis in mein vier und zwanzigstes Jahr ziemlich düster und grämelnd und bekümmerte mich wenig um das Geschlecht. Mein Aufzug war meinen Umständen angemessen und wohl weder glänzend noch zierlich; ich hatte damals einen großen schweren hebräischen Kodex, ich glaube von van der Hoogt, an dem ich hin und herschwitzte. Ein Edelmann aus Thüringen, der wohl auch einmal vor einer hebräischen

Schule vorbei gelaufen seyn mochte, glaubte, er habe das Privilegium, den jungen Theologaster zu hänseln, und rief mir beim Durchgehen Mosheh voh Kalephedan (eine Regel aus der Grammatik) zu. Einmal und zweimal litt ich das ruhig, das dritte Mal kehrte ich mich um und sagte ihm, was zu sagen war. Er antwortete nicht artig, ich erwiederte nicht sanft, und meinte, die Sache sey ohne Worte gehörig zu schlichten; er mußte zufrieden seyn, und ich war im Begriff den Degen zu holen, um ihm zu folgen: da stürzten die Damen, Mutter und Tochter, als Vermittlerinnen herbei, und ließen nicht eher nach, bis sie die hebräischen Streithähne mit gehörigen Gründen aus einander gebracht hatten. Von nun an ließ mich der Herr Baron ruhig fürbaß ziehen; das hätte er auch vorher thun können und sollen.

Jedermann, der mich so hebräisch treiben sah, mußte glauben, ich würde wenigstens der zweite Michaelis werden, oder gar ein neues eigenes morgenländisches Licht; es dauerte aber nicht lange: und seit der Zeit habe ich diesen Artikel so ganz vergessen, daß ich kaum mehr weiß, was Sphah und Mappik und Kal und Hithpael ist: denn ich glaube, ich habe seit 1780 kaum wieder eine hebräische Zeile gelesen.

Ich hatte zur Unterhaltung meines Leibes monatlich fünf Thaler. Es war damals zwar beträchtlich wohlfeiler als jetzt; doch kann man denken, daß ich mit dieser Summe nicht sehr ins weite greifen oder sybaritisiren konnte. Aber ich hatte auch keine Bedürfnisse, die ich damit nicht hätte befriedigen können, außer der verdammten Theaterepidemie, die sich meiner damals in einem hohen Grade bemächtigt hatte. Ich weiß, daß ich damals monatlich gegen vier Thaler ins Theater getragen habe: man denke sich nun dabei meine Kost. Mehrere Tage aß ich trockene Dreilinge, um nur einige Lieblingsstücke zu hören und vorzüglich Reinecke's Vortrag zu genießen.

Als ich diesen Mann das erste Mal sahe, gab er die unbedeutendste Rolle von der Welt, einen Bedienten, der einen Brief zu bringen und kaum sechs Worte zu sprechen hatte. Seine ersten Schritte zeigten wer er war und jedes Wort gab ihm seinen Rang. Ich, obgleich damals noch ziemlich Idiot, ärgerte mich über den Mißgriff der Direktion und setzte ihn sogleich bei mir als den ersten Mann der Gesellschaft nieder. Er hatte bloß einmal gemächlich ausruhen wollen, und ich sahe ihn einige Tage nachher in seiner bessern Sphäre. Es gewährt mir noch immer einen hohen Genuß in der Erinnerung, diesen Liebling der Natur und der Muse gesehen zu haben. Es konnte von ihm gelten, was Hamlet von seinem Vater sagte: das ist ein Mann! Die deutsche Bühne hat allerdings Künstler von größerem Verdienst, aber wohl schwerlich von größerem Werth. Seine letzte Rolle schwebt noch lebendig vor meiner Seele. Er gab Hamlets Geist, und sein Schwört, Schwört auf sein Schwert! war ein ganzes Stück werth. Seit der Zeit habe ich immer und überall kaum Hamlets Gespenst, nie seinen Geist wieder gesehen.

Um diese Zeit fielen mir die Engländer Shaftsbury und Bolingbroke in die Hände, oder vielmehr ich ihnen: man kann sich die Wirkung denken. Die Kirchenformel und meine ehemalige ächt orthodoxe Exegese hielten mich nur noch an sehr schwachen Fäden. Mein Stubengeselle Korbinsky hatte einige Freunde, mit denen er dann und wann etwas freimüthig über die Wolfenbüttler Fragmente sprach. Einige Artikel aus dem Bayle hatte ich auch schon gelesen. Alles dieses half meinen eigenen skeptischen Ideengang ordnen, oder mich verderben, wie meine orthodoxen Freunde meinten. Es war zum Durchbruch gekommen; nur wagte ich nicht, etwas laut werden zu lassen. Ich glaubte nur was ich begriff; und ich begriff von den Kirchendogmen nur sehr wenige. Magister Schmidt, der

Mittelsmann zwischen mir und dem Grafen und mein wirklich väterlicher Freund, aber ein heftiger Kirchenorthodox, hatte, ich weiß nicht, wie doch etwas erfahren, und nahm mich nach seiner Weise sehr warm vor. Der Klagepunkte waren viele, vorzüglich folgende, so viel ich mich erinnere: Ich wäre nicht ordentlich in die Kirche gegangen, und meistens nur zu Zollikofer; ich hätte mich oft gebadet; ich hätte über einige Dogmen frei und profan gesprochen. Wegen dieser Ruchlosigkeiten sahe mich nun der gute Mann schon leibhaft in der Hölle brennen. Das Theater wurde nicht berührt; und das wäre doch wohl das schlimmste gewesen, weil es mich so viel Geld kostete, das ich nicht hatte. Ich läugnete nicht und vertheidigte mich nicht; denn die Vertheidigung hätte zu Erörterungen geführt, die noch schlimmer gewesen wären. Er goß eine bitter epanorthotische Lauge über mich aus, die ich zwar ärgerlich aber doch geduldig abtriefen ließ. Vorzüglich drohete er mit dem Grafen, der bei dieser meiner verkehrten Sinnesart seine Hand von mir abziehen würde. Diese letzte Bemerkung war unpsychologisch, und wirkte gerade das Gegentheil von dem was sie wirken sollte. Sie machte mich stolz statt mich demüthig zu machen. Ich nahm das alles mit Stillschweigen hin, ohne Besserung zu versprechen, an die ich gar nicht denken konnte. Meine Mutter wurde gar nicht erwähnt; und doch wäre diese das wirksamste Argument gewesen. Worin hätte ich mich ändern können ohne den bessern Sinn zu verläugnen? Wen von unsern theuern Kirchenlehrern hätte ich statt Zollikofers hören sollen? Das Bad im Flusse hielt ich für diätetisch gut, und, mit Bescheidenheit gebraucht, nicht für unanständig. Daß ich frei über kirchliche Artikel sollte gesprochen haben, ist wohl möglich; aber gewiß nicht profan; ausgenommen insofern frei und profan eins ist: denn mir ist jeder Volksglaube heilig, der einem ehrlichen Manne Beruhigung gewährt, und sollte er der

Philosophie noch so empfindliche Nasenstüber geben. Wer einem leidenden Wanderer seinen alten Mantel nimmt, unter dem Vorwande, er sey übel gemacht und durchlöchert, ist ein Unmensch auf alle Weise. Ich fordere alle auf, mit denen ich jemals in nähere Berührung gekommen bin, ob ich irgendüber etwas gespottet habe, das einem andern ehrwürdig und heilig war.

Kurz darauf besänftigte ich den zelotischen Mann ohne Mühe durch die Bitte mir eine Predigt zu erlauben, indem ich ihm zugleich das Manuscript zur Durchsicht überreichte. Er blätterte nur wenig darin und gab es mir mit der Gewährung der Bitte und der Bemerkung vertraulich zurück, schon das Motto gebe ihm die Versicherung, er dürfe sich auf meine Bescheidenheit verlassen. Es stand darüber, glaube ich, aus dem Quintilian: Pectus est quod facit disertos. Ich hielt den Vortrag in Rehbach und Knauthayn mit Beifall, und meine Ketzerei schien vergessen zu seyn. Desto tiefer und fester saß sie aber bei mir. Es versteht sich, daß man in der Predigt nicht die leiseste Spur davon fand. Ich weiß nicht mehr, wovon ich sprach; aber es war ein reines Thema der reinen allgemeinen Moral, wo der Mensch mit seiner bessern Natur durch sich selbst in Anspruch genommen wird. Man konnte ihr, wie Zollikofers Vorträgen, nur den Vorwurf machen, daß sie auch für Juden, Türken und Heiden passe. Übrigens maße ich mir nicht an, daß die Rede viel von den Vorzügen der Zollikoferschen gehabt habe.

Es fing nun an furchtbar in mir zu gähren. Ich begriff, daß ich als ehrlicher Mann nicht auf dem Wege fortwandeln konnte. Mit jeder neuen Forschung entstand ein neuer Zweifel, und die Mystik fing an mir verhaßt zu werden, da ich sie so oft Hand in Hand mit weltlicher Klugheit gehen sahe. Ich verehrte die Bibel und versagte dem moralischen Theil derselben den Eingang in meine Seele nicht. Ich verehrte Moses, Christum, aber nach meiner Weise und nicht nach dem System. Heuchelei war

mir unerträglich; ich sagte immer nur, was ich dachte, ob ich gleich nicht alles sagte, was ich dachte. Das heilige Palladium der Menschennatur sind die Gedanken unter der Ägide der Vernunft; und es wird hoffentlich niemals jemand gelingen es zu zerstören.

Meine Lage war sehr prekär und hing von der zufälligen Überzeugung anderer ab. Es war natürlich, daß der Graf endlich alles erfahren mußte; und das schlimmste war, nicht so lebendig, wie es in meinem Innern lag. Ohne seine Unterstützung konnte ich nicht in den Wissenschaften fort leben. Ich wollte der Katastrophe zuvor kommen, zog mich in mich selbst zurück und faßte den Entschluß, auf allen Fall meine eigene Kraft zu versuchen. Das konnte in Leipzig und überhaupt im Vaterlande nicht geschehen. Nach vielen Kämpfen, die mir allerdings wohl das Ansehen eines Melancholischen geben mochten, ging ich auf und davon, ohne einen fest bestimmten Vorsatz, wohin und wozu. Ich nahm mein Monatsgeld, verkaufte einige Bücher, die etwas Werth hatten, und nach Abzahlung meiner kleinen Schulden, die ich nothwendig haben mußte, blieben mir ungefähr neun Thaler. Mit diesen dachte ich schon nach Paris zu kommen und mich umzusehen, was da für mich zu thun sey. Von dort aus, wer sieht nicht gern zuvor Paris, dachte ich nach Metz in die Artillerieschule, da ich eben damals angefangen hatte, etwas ernsthaft Französisch und Mathematik zu treiben. Das übrige überließ ich billig dem Schicksal.

Das traurigste war der qualvolle Gedanke an meine Mutter; und ich muß bekennen, daß ich mir alle obwohl vergebliche Mühe gab ihn zu unterdrücken, da ich die Unmöglichkeit sahe meine Sinnesart zu ändern und die Unmöglichkeit bei dieser Sinnesart als ehrlicher Mann hier zu bleiben. Sie war zwar keine Zelotin und würde mich nicht sogleich verdammt haben; doch würde ihr ruhiges Wesen es widersprechend gefunden haben, daß Ein Kopf sich nicht bei dem beruhigen könne, wobei

sich so viele Hunderttausende ehrsam beruhigen. Auf alle Fälle würde ihr meine Lage, wenn ich geblieben wäre, fast eben so schmerzlich gewesen seyn als meine Entfernung. Ich ging also nach Berichtigung meiner Schulden fort, ohn irgend jemand eine Sylbe gesagt zu haben. Den Degen an der Seite, einige Hemden auf dem Leibe und im Reisesacke und einige Klassiker in der Tasche, marschirte ich zwar ganz rüstig und leicht, aber nichts weniger als ruhig durch die Dörfer nach Dürrenberg, setzte dort über die Saale, ging über das Schlachtfeld bei Roßbach und blieb die erste Nacht in einem kleinen Dorfe bei Freyburg, das, glaube ich, Zeugefeld hieß. Hier schrieb ich in meiner Verlassenheit und mit schwerem Gefühl Abends eine gar rührende Elegie über meinen Zustand. Sie gehört zu den Heiligthümern meiner Seele; niemand hat sie gesehen und sie hat sich bald aus meinem Taschenbuche verloren, so wie meine Stimmung sich erheiterte und einen etwas stoischen Takt erhielt. Den zweiten Abend blieb ich in einem Dorfe vor Erfurt, wo man mich mit vieler Theilnahme sehr gut und wohlfeil bewirthete, und mich schonend merken ließ, ich hätte wohl jemand mit dem Instrumente da, man wies auf den Degen, etwas übel behandelt und müsse das Weite suchen. Ich widersprach zwar; aber man schien doch so etwas zu glauben. In Erörterungen mochte ich mich nicht einlassen, und ihre Meinung that mir weiter keinen Schaden. Den dritten Abend übernachtete ich in Bach, und hier übernahm trotz allem Protest der Landgraf von Kassel, der damalige große Menschenmäkler, durch seine Werber die Besorgung meiner ferneren Nachtquatiere nach Ziegenhayn, Kassel, und weiter nach der neuen Welt.

Ich erfuhr nachher, daß meine Entfernung in Leipzig einiges Aufsehen gemacht hatte, ob ich gleich fast immer für mich und eingezogen wie ein Klosterbruder gelebt hatte. Man hatte

ungefähr vierzehn Tage vorher eine ungewöhnliche Stille und Schwermüthigkeit an mir bemerkt; sehr natürlich: man machte also den voreiligen Schluß, ich habe mich ganz aus dem Leben hinaus begeben. Vorzüglich war ein alter Graf Ysenburg, der gewöhnlich bei dem Grafen Hohenthal lebte und mich mit vieler Güte immer mit Zwieback gefüttert hatte, sehr beschäftigt, den eigentlichen Zusammenhang der Sache ausfindig zu machen. Der alte Herr ließ sich keine Mühe verdrießen und stieg Treppe auf Treppe ab, wo er Nachricht von mir zu haben hoffte. Man erfuhr nichts von einem Duell, konnte sonst nichts ungebührliches gegen mich aufbringen; meine kleinen Schulden waren, und zwar den Tag vorher, alle bezahlt. Es war natürlich, an eine Mädchengeschichte zu denken, und man nannte die Tochter eines ehrsamen Handwerkers, mit welcher ich in Vertraulichkeit sollte gelebt haben. Es war bestimmt eine Lüge; denn die Anmuthung zum Geschlecht ist bei mir sehr späte gekommen. Der alte Graf ging wirklich zu dem Handwerksmanne, dessen Namen ich gar nicht erfahren habe, und trug seine Gedanken so schonend als möglich vor: aber der alte heißköpfige Spießbürger nahm die Eröffnung sehr übel auf und gerieth in Versuchung, den unbefugten Nachforscher zur Ehre seiner Tochter handgreiflich die Treppe hinab zu befördern. Es blieb also den guten Leuten nichts übrig als zu glauben, der Melancholikus habe sich ein Leid angethan. In dieser Vermuthung ließ man mich sogar in die Zeitung setzen; ich habe das Blatt viele Jahre nachher selbst gesehen. Daß ich meine Schulden vorher bezahlt hatte, schien mit ein starkes Argument gegen meinen Verstand zu seyn: ein gräßlicher Gedanke über die Immoralität unserer Jugend.

Als der Graf durch meine Briefe aus Hessen die Geschichte, aber freilich nicht den Grund derselben erfuhr, schien er es für eine gewöhnliche jugendliche Albernheit zu halten und mich

für einen Menschen zu nehmen, den man seinem guten oder bösen Genius überlassen müsse. Ich hatte im Allgemeinen nur Drang die Welt zu sehen vorgeschützt, und übrigens nur wenige Hindeutungen auf mein inneres Ich angegeben. Wozu sollten Erörterungen und Auseinandersetzungen führen, die niemanden frommen konnten? Die Herren würden gedacht haben: contra principia negantem non est disputandum. Also war ich eine Prise des Schicksals, und mußte nun werden wozu ich an der Hand desselben mich selbst machte.

Man brachte mich als Halbarrestanten nach der Festung Ziegenhayn, wo der Jammergefährten aus allen Gegenden schon viele lagen, um mit dem nächsten Frühjahr nach Fawcets Besichtigung nach Amerika zu gehen. Ich ergab mich in mein Schicksal, und suchte das Beste daraus zu machen, so schlecht es auch war. Wir lagen lange in Ziegenhayn, ehe die gehörige Anzahl der Rekruten vom Pfluge und dem Heerwege und aus den Werbestädten zusammen gebracht wurde. Die Geschichte und Periode ist bekannt genug: niemand war damals vor den Handlangern des Seelenverkäufers sicher; Überredung, List, Betrug, Gewalt, alles galt. Man fragte nicht nach den Mitteln zu dem verdammlichen Zwecke. Fremde aller Art wurden angehalten, eingesteckt, fortgeschickt. Mir zerriß man meine akademische Inscription, als das einzige Instrument meiner Legitimirung. Am Ende ärgerte ich mich weiter nicht; leben muß man überall: wo so viele durchkommen, wirst du auch: über den Ozean zu schwimmen war für einen jungen Kerl einladend genug; und zu sehen gab es jenseits auch etwas. So dachte ich. Während unseres Aufenthalts in Ziegenhayn brauchte mich der alte General Gore zum Schreiben und behandelte mich mit vieler Freundlichkeit. Hier war denn ein wahres Quodlibet von Menschenseelen zusammengeschichtet, gute und schlechte, und andere die abwechselnd

beides waren. Meine Kameraden waren noch ein verlaufener Musensohn aus Jena, ein banquerotter Kaufmann aus Wien, ein Posamentierer aus Hannover, ein abgesetzter Postschreiber aus Gotha, ein Mönch aus Würzburg, ein Oberamtmann aus Meinungen, ein Preußischer Husarenwachtmeister ein kassirter Hessischer Major von der Festung und andere von ähnlichem Stempel. Man kann denken, daß es an Unterhaltung nicht fehlen konnte: und nur eine Skizze von dem Leben der Herren müßte eine unterhaltende lehrreiche Lektüre seyn. Da es den meisten gegangen war wie mir, oder noch schlimmer, entspann sich bald ein großes Komplott zu unser aller Befreiung. Man hatte so viel gutes Zutrauen zu meinen Einsichten und meinem Muth, daß man mir Leitung und Kommando mit uneingeschränkter Vollmacht übertrug; und ich ging bei mir zu Rathe und war nicht übel Willens, den Ehrenposten anzunehmen und die fünfzehn hundert Mann auf die Freiheit zu führen und sie dann in Ehren zu entlassen, einen jeden seinen Weg. Außer dem glänzenden Antrage kitzelte mich vorzüglich, dem Ehrenmanne von Landgrafen für seine Seelenschacherei einen Streich zu spielen, an den er denken würde, weil er verteufelt viel kostete. Als ich so ziemlich entschlossen war, kam ein alter Preußischer Feldwebel zu mir sehr vertraulich. »Junger Mensch, sagte er, Sie eilen in Ihr Verderben unvermeidlich, wenn Sie den Antrag annehmen. Selten geht eine solche Unternehmung glücklich durch; der Zufälle sie scheitern zu machen sind zu viele. Glauben Sie mir alten Manne; ich bin leider bei dergleichen Gelegenheiten schon mehr gewesen Sie scheinen gut und rechtschaffen; und ich liebe Sie wie ein Vater. Lassen Sie meinen Rath etwas gelten. Wenn die Sache glücklich durchgeht, werden wir nicht die letzten seyn, davon Vortheil zu ziehen.« Ich überlegte, was mir der alte Kriegsmann gesagt hatte, und unterdrückte den kleinen Ehrgeitz, ent-

schuldigte mich mit meiner Jugend und Unerfahrenheit und ließ die Sache vorwärts gehen. Der Kanonier-Feldwebel hatte Recht; es wurde alles verrathen: ein Schneider aus Göttingen, der ein Stimmchen sang wie eine Nachtigall, erkaufte sich durch die Schurkerei eine Unteroffizierstelle bei der Garde, und da man ihn dort gehörig würdigte und er des Lebens nicht sicher war, die Freiheit und eine Hand voll Dukaten. Ich erinnere mich der Sache noch recht lebhaft. Alle Anstalten zum Ausbruch waren getroffen. Wir lagen in verschiedenen Quartieren, in den Kasernen, dem Schlosse und einem alten Rittersaale. Man wollte um Mitternacht auf ein Zeichen ausziehen, der Wache stürmend die Gewehre wegnehmen, was sich widersetzte niederstechen, das Zeughaus erbrechen, die Kanonen vernageln, das Gouvernementshaus verriegeln und zum Thore hinaus marschiren. In drei Stunden wären wir in Freiheit gewesen: Leute, die den Weg wußten, waren genug dabei. Als wir aber den Tag vorher abtheilungsweise auf den Exercierplatz kamen, fanden wir statt der gewöhnlichen zwanzig Mann deren über hundert, Kanonen auf den Flügeln mit Kanonieren, die brennende Lunten hatten, und Kartetschen in der Ferne liegend. Jeder merkte was die Glocke geschlagen hatte. Der General kam und hielt eine wahre Galgenpredigt. Am Thore sind mehr Kanonen, rief er, wollt Ihr nicht gehen? Die Adjutanten kamen und verlasen zum Arrest, Hans, Peter, Michel, Görge, Kunz. Meine Personalität war eine der ersten: denn daß der verlaufene Student nicht dabei seyn sollte, kam den Herren gar nicht wahrscheinlich vor. Da aber niemand etwas auf mich bringen konnte, wurde ich und vermuthlich noch mehr der Menge wegen, bald los gelassen. Der Prozeß ging an; zwei wurden zum Galgen verurtheilt, worunter ich unfehlbar gewesen seyn würde, hätte mich nicht der alte Preußische Feldwebel gerettet. Die Übrigen mußten in

großer Anzahl Gassen laufen, von sechs und dreißig Malen herab bis zu zwölfen. Es war eine grelle Fleischerei. Die Galgenkandidaten erhielten zwar nach der Todesangst unter dem Instrument Gnade; mußten aber sechs und dreißig Mal Gassen laufen und kamen auf Gnade des Fürsten nach Kassel in die Eisen. Auf unbestimmte Zeit und auf Gnade in die Eisen, waren damals gleichbedeutende Ausdrücke und hießen so viel, als ewig ohne Erlösung. Wenigstens war die Gnade des Fürsten ein Fall, von dem niemand etwas wissen wollte. Mehr als dreißig wurden auf diese Weise grausam gezüchtiget; und Viele, unter denen auch ich war, kamen bloß deßwegen durch, weil der Mitwisser eine zu große Menge hätte bestraft werden müssen. Einige kamen beim Abmarsche wieder los, aus Gründen, die sich leicht errathen lassen: denn ein Kerl, der in Kassel in den Eisen geht, wird von den Engländern nicht bezahlt.

Endlich ging es von Ziegenhayn nach Kassel, wo uns der alte Betelkauer in höchst eigenen Augenschein nahm, keine Sylbe sagte und uns über die Schiffbrücke der Fulda, die steinerne war damals noch nicht gebauet, nach Hannöverisch Minden spedirte. Unser Zug glich so ziemlich Gefangenen: denn wir waren unbewaffnet, und die bewehrten Stiefletten-Dragoner und Gardiste und Jäger hielten mit fertiger Ladung Reihe und Glied fein hübsch in Ordnung. Ich genoß, trotz der allgemeinen Mißstimmung, doch die schöne Gegend zwischen den Bergen am Zusammenfluß der Werra und Fulda, die dort die Weser bilden, mit zunehmender Heiterkeit. Das Reisen macht froher, und unsere Gesellschaft war so bunt, daß das lebendige Quodlibet alle Augenblicke neue Unterhaltung gab. So ging es denn auf sogenannten Bremer Böcken den Strom hinab. Nicht weit von Hameln, glaube ich, machte man eine Absonderung der Preußen die man nicht durch Preußisch-Minden

bringen durfte, und ließ sie einen Marsch zu Lande machen, um das Preußische zu vermeiden. Da mir das zusammengedrückte eingepökelte Wesen auf den kleinen langen Fahrzeugen nicht sonderlich behagen wollte, meldete ich mich als Preußen beim Verlesen. Der Offizier sahe in die Liste und sagte, hier steht ja ein Sachse. So? sagte ich; nun so will ich ein Sachse bleiben. Er schwieg, ließ mich aber, nachdem alle verlesen waren, mit den Preußen aussteigen. Man stellt sich und es ging zu Lande weiter. Ich hatte damals die Gewohnheit, ein Buch zwischen Weste und Beinkleider unter den Gürtel zu stecken. Das Buch mochte dießmal etwas zu stark seyn und den Leib etwas unförmlich machen. »Was Teufel, ist der Kerl schwanger?« sagte ein Hauptmann Lesthen, der eben vor mir stand, und hob die Weste beim Flügel auf, und es wurde der Julius Cäsar zu Tage gefördert. »Was Henker, macht Er denn mit dem Buche?« fuhr er fort. Ich lese darin; war meine Antwort. »Wo hat Er denn das Latein gelernt?« Das Latein pflegt man gewöhnlich in der Schule zu lernen. Er schüttelte den Kopf. Ich hatte in dem Buche eine Menge Randnoten aus dem Vegez, Frontin und andern Alten und Neuen, auch wohl von mir selbst niedergeschrieben. »Von wem sind denn die Bemerkungen hier?« Von mir; und vor mir von den angegebenen Herren. Er sah mich fest an und endigte mit dem spöttischen Abschied: »Er wird wohl einmal ein recht großer Mann werden.« Schwerlich, sagte ich; das ist unter den Deutschen gar nicht wahrscheinlich: aber wenigstens will ich nicht Schuld seyn, daß es nicht wird. Nun ging er fort; und ich las, ohne eben weiter einen Zweck zu denken, in den Ruhestunden zuweilen nach meiner Weise einige Kapitel, aus bloßem Bedürfniß, mich besser zu beschäftigen, als ich in meinen Umgebungen sonst wohl konnte. Hier entspann sich in einem Nachtquartiere wieder ein Komplott und sollte der Kürze

wegen, und da unsere Bedeckung nicht sehr stark war, sogleich ausgeführt werden: ich habe aber die Beschaffenheit desselben nicht recht erfahren können. Diese Rekrutenabtheilung bestand aus lauter Preußischen Landskindern und Preußischen Deserteuren, die beständig vom alten Fritz und Seidlitz und Schwerin sprachen und sich nichts kleines dünkten. Aber weiß der Himmel, wie es war laut geworden: der kommandirende Offizier requirirte sogleich die ganze bewaffnete Bürgerschaft und die Bauern aus der Gegend, machte ächt militärisch Miene, uns in der alten Kirche, wo wir lagen, zusammen zu schießen; und es ging alles wieder ganz ruhig bis an die Weser auf die Bremer Böcke. Hier half mir meine stoische Genügsamkeit und meine Humanität einen Streich machen, der mir in meiner Sphäre zu keiner kleinen Ehre gereichte. Gewinnsucht und Leidenschaft regiert, wie bekannt, die Welt. Damit wir nicht verhungerten, hatte ein Enterpreneur, ein Marketender im Großen, für keine kleine Summe sich anheischig gemacht uns zu beköstigen. Man weiß, wie es geht. Wir wollten so viel als möglich essen, und er wollte so viel als möglich gewinnen, welches sich zusammen nicht wohl vertrug. Fast unsere ganze Löhnung ging auf die Menage; und der Klagen liefen bei dem Obersten von Hatzfeld, der den Transport kommandirte, viele ein. Der Mann hatte ein Gefühl für Recht und that was er konnte, den Speisewirth zur guten Behandlung zu nöthigen. Da Ermahnungen bei Gewinnsüchtigen gewöhnlich vergeblich sind, wurden wechselsweise von dem Transport nach den Schiffen Deputirte gewäht, die auf dem Kochschiffe nach dem Recht sehen sollten. Indeß es ging mit den Deputirten wie im englischen Parlament. Dort besticht man mit Guineen, Stellen und Pensionen; hier bestach man mit Wein, Schnaps und Kuchen: und so ging es denn, hier wie dort, nicht viel besser als vorher. Als die Reihe mein

Schiff traf, wurde ich von der Rekrutenschaft einstimmig zum Deputirten gewählt. Auf dem Kochschiffe wollte man mich, wie gewöhnlich, höflich mit dem Weinglase empfangen und mit Konfekt in der Kajüte halten. Ich habe gefrühstückt, war mein Bescheid, und blieb bei den Kesseln stehen, um zu sehen, daß die gehörige Quantität Fleisch und Gemüse hinein kam. Als die Kähne kamen, um zu holen, drang ich darauf, daß die Menagekessel voll gegeben wurden. Wir werden nicht auskommen, meinte man. Wir werden reichlich auskommen, sagte ich, auf meine Gefahr: denn so viel hatte ich noch rechnen gelernt. Es blieb viel übrig: ich ließ zum zweiten Mal holen, und alle erhielten eine sehr gute Mahlzeit. Noch blieb viel übrig; doch nicht so viel, daß man noch einmal von vorn hätte anfangen können. Da kamen unsere Zwangswächter die Dragoner, vom Ufer mit ihren Töpfen. Eine vorlaute schnippische Köchin wollte austheilen und von den armen Teufeln Weißpfennige dafür einnehmen. Was soll das? rief ich: das Essen ist unser, wir haben es bezahlt; die Leute müssen den Rest unentgeltlich haben. Das Liebchen ward böse, und ich ergriff im Amtseifer den Schöpflöffel und theilte aus bis auf den Boden, ohne einen Heller zu nehmen oder nehmen zu lassen. Die alten Kerle drückten mir freundlich die Hand. »Wir sehen leider deutlich genug,« raunte mir einer zu, »wie Ihr betrogen werdet; können aber nicht helfen.« Als die belobte Kesselprinzessin es noch einmal wagte, mich zu stören, schlug ich sie im Ärger so heftig mit der Schöpfkelle auf die Hand, daß sie laut schreiend und drohend zum Prinzipal in die Kajüte sprang. Da man mich aber so fest entschlossen sahe, unterstand man sich nicht, mich weiter anzutasten. Ich bekam vom Ufer und von den Böcken eine Menge Dankaddressen, mit der Versicherung, daß man noch nicht so gut und so reichlich gespeist habe: und diese Dankaddressen hatten wohl wenigstens

einen eben so guten Grund als die im Parlamente. Man nehme es, wie man will, ich halte diesen Tag für einen der schönsten meines Lebens: und das Bewußtseyn macht mich stolz, daß ich als erster Volksdeputirter, trotz jeder Versuchung, Schmeichelei oder Drohung, mit eben der beharrlichen Entschlossenheit würde gehandelt haben. Die Sache lief unter den Offizieren herum, und ein jeder machte seine Glossen darüber nach seiner Sinnesweise. Die Reihe Deputierter zu seyn kam nicht wieder an unsern Beck, also auch nicht wieder an mich.

So fuhren wir denn den ganzen Strom hinab von Minden bis zu Bremerlee, wo uns die englischen Transportschiffe erwarteten. In Minden auf der Wiese besichtigte uns der Mäckler Fawcet; und es gab von den Dragoner-Unteroffizieren und Gardisten einige freundliche Rippenstöße, weil wir nicht laut und voll und sonorisch genug: Es lebe der König! schrieen. Da ich als ein kleiner Kerl im Ranzengliede, das heißt im mittelsten, stand, entging ich den Puffen, ohne eine Sylbe zu sagen genöthigt zu seyn. Aber den Hut mußte ich wenigstens mit schwingen.

Es würde mir ein hoher Genuß gewesen seyn, an der Hand eines Freundes und Geschichtskenners die Parthieen der Weser von Korvey bis Bremen zu besehen, wo die Schönheiten der Natur durch den Gedanken der alten jetzt verlornen Nationalehre magisch beleuchtet werden: aber damals war unsere Reise ein sklavisches dumpfes Hinstarren auf die Gegenden, wo ehemals Männer für ein besseres nicht so üppiges Vaterland kämpften. Von Varus bis zu Bonifaz herab schwebten mir dunkel die Scenen vor; Bonifaz, der mit heiliger Einfalt die heroische Tugend vertrieb und die feiner gewebte Sklaverei spann, die uns zum Spielwerk anderer gemacht hat. Von Bremen bis Bremerlee fuhren wir in andern Fahrzeugen, die schon See halten

können, aber sich nicht weit von den Küsten entfernen. Unbekümmert legte ich mich Abends hin und schlief mitten auf dem Strome und war sehr verblüfft, als unsere ganze kleine Flotte des Morgens am Ufer ganz trocken da saß, und wartete bis die Fluth sie wieder empor hob: doch waren wir alle nicht halb so verblüfft, als bei der ähnlichen Erscheinung Alexanders Soldaten auf dem Indus.

In den englischen Transportschiffen wurden wir gedrückt, geschichtet und gepökelt wie die Heringe. Den Platz zu sparen hatte man keine Hangematten, sondern Verschläge in der Tabulatur des Verdecks, das schon niedrig genug war: und nun lagen noch zwei Schichten übereinander. Im Verdeck konnte ein ausgewachsener Mann nicht gerade stehen, und im Bettverschlage nicht gerade sitzen. Die Bettkasten waren für sechs und sechs Mann; man denke die Menage. Wenn viere darin lagen, waren sie voll; und die beiden letzten mußten hinein gezwängt werden. Das war bei warmem Wetter nicht kalt: es war für einen Einzelnen gänzlich unmöglich sich umzuwenden und eben so unmöglich auf dem Rücken zu liegen. Die geradeste Richtung mit der schärfsten Kante war nöthig. Wenn wir so auf einer Seite gehörig geschwitzt und gebratet hatten, rief der rechte Flügelmann: Umgewendet! und es wurde umgeschichtet: hatten wir nun auf der andern Seite quantum satis ausgehalten, rief das nämliche der linke Flügelmann; und wir zwängten uns wieder in die vorige Quetsche. Das war eine erbauliche vertrauliche Lage, ungefähr wie im hohen Paradiese, wenn auf der Bühne des Volks Lieblingsstück gegeben wird.

Ich habe vor vielen vielen Jahren diese liebliche Fahrt als Ouvertüre meines Schriftstellerwesens in Archenholzens nun fast vergessenem Journal Literatur- und Völkerkunde mitdrucken lassen, will aber hier, um den Faden nicht zu unterbrechen, das wesentlichste wieder hersetzen. Daß das obengenannte Men-

chenragout die Unterhaltung unterhielt, wird man nicht zweifeln. Die Seele derselben war ein dort vergessener ehemaliger französischer Offizier aus dem siebenjährigen Kriege, mit Namen Dechar, der seit der Zeit abwechselnd gemeiner Preußischer Dragoner und Füselier-Unteroffizier und Sprachmeister und Fechtmeister, Unteroffizier und Polnischer Revolutions-Hauptmann gewesen war, abwechselnd Gassen gelaufen, unter dem Galgen gestanden und im Felde Kanonen genommen hatte, der in Frankfurt am Mayn und Kassel, Berlin und Warschau, Breslau und Jauer alle Winkel kannte, alles Gute und Schlechte wußte, wie ein Achill focht und wie ein Heliogabel fraß und soff, wie Aristarchus sprach und wie Epikurs Küchenjunge lebte. Das Leben dieses Abentheurers allein würde Stoff zu einem großen Gemälde geben. Der schlechteste, gelehrteste und traurigste Gesellschafter war der gute Exmönch aus Würzburg, von dessen entsetzlichem Ende ich hernach noch einiges sagen will.

Es war mir doch ein sonderbares Gefühl, als ich den andern Morgen auf das Verdeck trat, und zum ersten Mal nichts als Himmel und Wasser um mich sah. Der Ozean wogte majestätisch, und die Schiffe tanzten magisch wie kleine Spielwerke auf der unbegränzten, ungeheuren Fläche: der Himmel war bewölkt und theilte dem Wasser seine tiefe ernsthafte Farbe mit. Ich war wirklich in einer andern Welt und fühlte mich abwechselnd größer und kleiner, nach dem eine erhabene oder bange Empfindung eben in der Seele herrschte. So war es, als unter meinem Fuße Gewitter rollten und furchtbar schöne Zauberwelten bildeten, neben mir die schwarzrothen Wolkensäulen des Ätna stürmten, und über mir die milden Sonnenstrahlen Wärme umher gossen und weit weit hin die ganze große Insel mit ihrer Fabelwelt magisch färbten. Bald kam Sturm und mit ihm die Seekrankheit. Beide waren weiter nicht gefährlich; aber doch den Neulingen furchtbar genug. Fünfe von der sechsmännischen

Menage waren krank; ich blieb leider allein gesund. Die Seekrankheit ist nichts als die Wirkung der ungewöhnlich heftigen Bewegung, der man nicht Einhalt thun kann. Man hat ähnliche Erscheinungen genug auf dem Lande. Reiten und Fahren, vorzüglich rücklings, Schaukeln, Karousseldrehen und ähnliche gymnastische Übungen sind die besten Vorbereitungen zu Seereisen. Die nächsten Vorkehrungen sind, wenig essen und hart und kalt, und wenig trinken und kalt und säuerlich: also ist Wurst, Schinken und dergleichen und Limonade und Wein vielleicht die gemessenste Diät die ersten Tage zur See. Ich sage, ich blieb leider gesund; auch für mich leider. Die Seeluft giebt gewaltigen Appetit; die Schiffsportionen waren klein. Da niemand aus der Menage essen konnte, hatte ich die Fülle zur Sättigung und konnte Vorrath von Zwieback sammeln, so daß ich wirklich eine ganze große Nachtmütze voll hatte. Bald kam einer und forderte seine Portion, dann der andere, dann der dritte, und so fort; in kurzer Zeit war ich auf mein eigenes kleines Kontingent gesetzt. Die Genesenen waren durch die Krankheit und das Fasten gehörig auf die beschränkte Portion vorbereitet; die Gesunden hingegen hatten eine sehr unangenehme Speisekapacität gewonnen. Bald war mein kleiner Vorrath aufgezehrt, und mein Magen war bei der ganzen Portion auf ein sehr unbehagliches Halbfasten reducirt. Hier sorgte denn zufällig die freundliche Muse für ihren Zögling. Ich saß auf dem Quarterdeck und las eben Horazens Angustam, amici, pauperiem, als der dicke Steuermann mich sehr unfreundlich von der Bank schleudern wollte. Ich brummte meine Unzufriedenheit in meinem Bißchen Englisch, das ich von Rogler gelernt hatte, so gut ich konnte, und wollte hinunter in meinen Kasten schleichen, wo ich mich von niemand hudeln ließ. Der Kapitän kam dazu, guckte mir in das Buch und hieß mich sitzen bleiben. Als er einige Anordnungen gemacht hatte, kam er zurück und

fing eine Art von Unterhaltung mit mir an: You read latin, my boy? — Yes, Sir. — And you understand it? — I believe, I do. — Very well; it is a very good diversion in the situation, you are in. — So I find, Sir; indeed a great consolation. *) So ging es denn freundlich und theilnehmend weiter. Er nahm mich mit sich in seine Kajüte und zeigte mir seine Reisebibliothek, die aus guten Engländern und einigen Klassikern bestand, und versprach mir, wenn ich die Bücher gut halten würde, mir zuweilen eins daraus zu leihen. Durch seine Freundschaft erhielt ich etwas mehr Freiheit auf dem Schiffe, zumal da ich etwas Vergnügen am Schiffbau zeigte und in wenigen Tagen mir die Nomenklatur der Taue und Segel merkte und sehr flink und sicher oben in dem Mastwerke mit herum lief. Es war wieder das Bedürfniß der Thätigkeit, die mir allerhand kleine Vortheile schaffte und mich vorzüglich gesund erhielt. Da der Kapitän wohl merkte, daß die Schiffsportion meinem exemplarischen Appetit nicht zureichend war, ließ er mir großmüthig heimlich zuweilen eine Nachtmütze voll Zwieback und Rindfleisch zukommen, welches in der That im eigentlichsten Verstande ein sehr wohlthätiges Stipendium war.

Die Kost war übrigens nicht sehr fein, so wie sie nicht sehr reichlich war. Heute Speck und Erbsen und morgen Erbsen und Speck; übermorgen pease and pork und sodann pork and pease: das war fast die ganze Runde. Zuweilen Grütze und Graupen, und zum Schmause Pudding, den wir aus muffigem Mehl halb mit Seewasser, halb mit süßem Wasser, und altem altem Schöpsenfett machen mußten. Der Speck mochte wohl

*) „Du liest Latein, mein Sohn?" — Ja, Herr! — „Und Du verstehst es?" — Ich glaube. — „Sehr gut; das ist eine sehr gute Zerstreuung in Deiner Lage" — Ich finde das auch, mein Herr: es ist in der That ein großer Trost für mich.

vier oder fünf Jahr alt seyn, war von beiden Seiten am Rande schwarzstreifig, weiter hinein gelb, und hatte nur in der Mitte noch einen kleinen weißen Gang. Eben so war es mit dem gesalzenen Rindfleische, das wir in beliebter Kürze oft roh als Schinken aßen. In dem Schiffsbrote waren oft viel Würmer, die wir als Schmalz mitessen mußten, wenn wir nicht die schon kleine Portion noch mehr reduciren wollten: dabei war es so hart, daß wir nicht selten Kanonenkugeln brauchten es nur aus dem gröbsten zu zerbrechen; und doch erlaubte uns der Hunger selten es einzuweichen; auch fehlte es oft an Wasser. Man sagte uns, und nicht ganz unwahrscheinlich, der Zwieback sey französisch; die Engländer haben ihn noch im siebenjährigen Kriege den Franzosen abgenommen, seit der Zeit habe er in Portsmouth im Magazine gelegen, und nun füttere man die Deutschen damit, um wieder in Amerika die Franzosen unter Rochambeau und Lafayette, so Gott wolle, todt zu schlagen. Gott muß aber doch nicht recht gewollt haben. Das schwergeschwefelte Wasser lag in tiefer Verderbniß. Wenn ein Faß heraufgeschroten und aufgeschlagen wurde, roch es auf dem Verdeck wie Styx, Phlegethon und Kocytus zusammen: große fingerlange Fasern machten es fast konsistent; ohne es durch ein Tuch zu seigen, war es nicht wohl trinkbar: und dann mußte man immer noch die Nase zuhalten, und dann schlug man sich doch noch, um nur die Jauche zu bekommen. An Filtriren war für die Menge nicht zu denken. Guten ehrlichen Landmenschen kommt dieses ohne Zweifel schrecklich vor: aber wer Feldzüge und Seefahrten mitgemacht hat, findet darin nichts ungewöhnliches. Rum wurde gegeben und zuweilen etwas Bier, welches dem Porter ähnlich war, und bei den Matrosen strong beer hieß. Da ich den ersten nicht genießen konnte, tauschte ich ihn gegen das letzte aus, welches mir Wohlthat war. Zuweilen wurde mir auch aus der Kajüte

eine Flasche Porter zugesteckt, da ich am Wein durchaus keinen Geschmack fand.

Stürme hatten wir oft, und einmal so stark, daß uns der Aufsatz des Vordermastes und die große Raa zerbrach. Die Thürmung der Wogen, das Heulen der Winde durch die Segel, das Schlagen und Klirren der Taue, das Donnern der Wellen an die Borde, das Geschrei und Lärmen des Schiffsvolks, der ganze furchtbar empörte Ozean, alles ist dem Neuling schrecklich: aber bald wird man es gewohnt und schläft ruhig unter dem Kampfe der Elemente. Der sybaritische Amtmann am Rheine, der die Nachtigallen wegschießen ließ, weil sie ihn im Schlafe störten, könnte keine bessere Kur brauchen, als eine Reise über den Ozean; zumal in einem englischen Transportschiffe. Nichts giebt aber auch dem Sinn ein größeres Bild von der Kraft des menschlichen Geistes als das Regiment eines großen Schiffes. Man nehme eines aus der Linie. Man gebe ihm neunzig Kanonen; es ist noch keines von den ersten. Sie sind alle von dem größten Kaliber. Für jedes Stück habe man zwei hundert Schüsse an Pulver und Kugeln: welcher Vorrath! Segel und Taue und Stangenwerk; vieles doppelt: eine Besatzung von tausend Mann; welche ungeheure Masse für ein Auge, das sie zusammen auf dem Lande sieht! Für diese Mannschaft Lebensmittel an Essen und Trinken für viele Monate. Dieses alles in einer einzigen Maschine beisammen, mit welcher die Wogen wie mit einem Federballe spielen: und dieses ungeheure Ganze führt der menschliche Geist stolz und ruhig durch empörte Elemente hin und her nach seiner Wahl. Kurio's Theater, die sich mit halb Rom auf einem Schwerpunkt drehten, als ob sie der Weltbeherrscher spotteten, waren kaum eine größere Erscheinung.

Wir fuhren nicht durch den Kanal und die spanische See, weil damals noch die Franzosen und Spanier dort mit Flotten

kreuzten und auf uns lauerten; sondern segelten um die Inseln nördlich an den Orkaden weg. Der Sturm trieb uns weit weit nordwärts; und der Sicherheit wegen gab man vielleicht mehr nach als nöthig war. Wir konnten muthmaßlich nicht weit von Grönland seyn; wir froren tief im Sommer, daß wir zitterten Tag und Nacht. Alles ging schlecht genug: wir brachten über einer Fahrt, die sonst gewöhnlich nur vier Wochen dauert, zwei und zwanzig zu. Die Portionen wurden noch knapper an Brod und Fleisch und Wasser; und meine Bekanntschaft mit dem Kapitän war mir noch wohlthätiger. Krankheiten nahmen sehr überhand; doch starben von ungefähr fünf hundert Mann nur sieben und zwanzig, wenn ich nicht irre. Einige meiner nähern Bekannten waren darunter, und unter andern der Exmönch aus Würzburg. Er hatte für einen Mönch recht artige Kenntnisse, wußte viel Geschichte und Mathematik und sprach besser als gewöhnlich Latein. Er war vom Anfange an meine Zuflucht gewesen, wenn die Langeweile sich meiner zuweilen zu bemächtigen drohte: aber vom Anfange an zeigte er einen Mißmuth und eine Gleichgültigkeit gegen das Leben, die ich für nichts weniger als philosophische hielt. Perfer et obdura war schon damals eines meiner Schibolete, und ich hielt es billig für entehrend, mich von gewöhnlichen Streichen des Schicksals niederschlagen zu lassen. In Ziegenhayn und auf dem Marsche hatte ich alle Mühe, den Kleinmüthigen einigermaßen aufrecht zu halten. Auf dem Flusse waren wir getrennt, und als wir auf dem großen Schiffe wieder zusammen kamen, hatte er so völlig Verzicht auf das Leben gethan, daß keine Kraft mehr zu wecken war. Das Kloster ist freilich keine Vorbereitung zum Felde. Es fehlte ihm nichts als Lebensmuth: aber Faulheit und Indolenz, die er wohl Resignation und Apathie nannte, hatten sich seiner in einem solchen Grade bemächtigt, daß er sich fast nicht mehr von der Stelle bewegte. Ein Faulthier

war die Thätigkeit selbst gegen ihn. Wenn ich auch über den Ozean komme, sagte er, so geht dort drüben das Elend erst recht an. Noth und Mangel und Mühseligkeit ist die ganze Aussicht, bis uns ein Rifleman durch die Lunge schießt oder ein Mohak skalpirt. Da hatte die Klosterseele freilich nicht ganz Unrecht; aber ein braver Kerl hält aus bis zuletzt: und es ist doch wohl der schändlichste Tod, aus reiner absoluter Faulheit zu sterben. Nur im Kloster kann eine solche Gedankenmißgeburt entstehen. Er blieb entschlossen, dem Elend nicht entgegen zu leben: und mir war es eine neue Erscheinung, von welcher mir keine Erfahrungsseelenkunde etwas gesagt hatte, daß man ohne alle weitere Krankheit und Veranlassung aus bloßer Indolenz sterben könne. Kein Arzt konnte die geringste Krankheitsanzeige finden, und er klagte über nichts, als über das jämmerliche Leben und die noch jämmerlichere Aussicht. Man prügelte ihn zur Bewegung, zum Luftschöpfen, zum Waschen, zum Essen sogar; ohne Prügel that er von allen dem nichts: nur Rum trank er noch ein wenig ungeprügelt. Endlich ward man das Prügeln überdrüssig und ließ ihn liegen: von dem Augenblicke an wurde nichts mehr gewaschen, gekämmt und gebürstet, und fast nichts mehr gegessen. Er lag in dem Hinbrüten des Todes. So lange ich konnte, besuchte ich ihn in seinem Kasten neben den Aufgegebenen und versuchte noch was Vernunft vermochte; endlich machte es mir die Selbsterhaltung zur Pflicht, mich zu entfernen. Nach dem Tode wollte das Klosterkadaver niemand anrühren, welches sehr zu entschuldigen war. Man suchte die schmutzigsten Gesellen aus und gab ihnen zur Belohnung Rum, daß sie den Todten über Bord warfen. Ich hatte doch noch so viel Theilnahme oder Neugierde, man nenne es wie man will, mich zu nähern und die Erscheinung zu sehen. Es war ein gräßliches Bild menschlichen Elends und menschlicher Verworfenheit, das ich, Gott sey Dank, bei aller meiner

Erfahrung nie wieder gesehen habe. Einige Monate hatte sich der Mensch nicht rasirt und in seinem Unrath gelegen. Das Hemde, dessen Farbe man nicht mehr erkennen konnte, das Kopfhaar, der Bart und die Augenbraunen und Wimpern wimmelten von Insekten, als ob er an der Phthiriase gestorben wäre, welches doch bestimmt der Fall nicht war: denn vorher hielt er sich leidlich reinlich.

Einige Monate ist das Herumschwimmen auf dem Ozean, bei gehörigen Veränderungen, so lange die Erscheinungen neu sind, keine üble Parthie; zumal wenn man in so zahlreicher Gesellschaft segelt wie wir. Unsere Flotte von Transportschiffen aller Art, begleitenden Kriegsschiffen und Kaufmannsfahrzeugen, die die Gelegenheit der Sicherheit benutzten, mochte sich wohl auf siebzig Segel belaufen: und der Abend und Morgen einer solchen schwimmenden Kolonie hat sein angenehmes, wenn die See nicht zu hoch und nicht zu still ist. Besonders hat das Geläute etwas traulich heimisches und doch etwas sehr feierliches auf der unermeßlichen Fläche, daß ich nicht selten zu einem sehr innigen Gebet gestimmt wurde. Was weder Vernunft noch Gefahr bewirken, bewirkt oft die magische Psychagogie der Töne durch das Gefühl.

Wenn ich nicht mit den Matrosen arbeitete, lag ich bei schönem Wetter mit dem Virgil oben im Mastkorbe und verglich unsern überstandenen Sturm mit dem seinigen, und fand ihn nie so lebendig wahr, als eben jetzt, wo ich an den vorigen dachte und den kommenden erwartete. Sein Insequitur clamorque virum, stridorque rudentum ist einfach malerisch schön, daß es den ganzen Auftritt giebt. Das hat er selbst gefühlt, weil es mit wenigen Veränderungen in allen seinen Beschreibungen des Seesturms wieder kommt. Wenn wir auch nicht wüßten, daß er zur See war, aus diesen Stellen würden wir es fast untrüglich schließen können;

so wie ich aus seiner Beschreibung des Atlas schließe, daß er nie auf einem Berge der ersten Höhe war. Ob ich gleich viele Hülfsmittel der Beschäftigung in und außer mir hatte, die den andern fehlten, so fing das Einerlei der Scenen doch endlich an mir lästig zu werden. Das Kabeliauangeln und das Einsalzen zu Laberdan auf einigen Bänken in der Nähe von Amerika gab einige Tage wieder gutes Essen und gute Unterhaltung. Ich erinnere mich, daß wir einmal so reichlich fingen, daß außer der Vertheilung eilf Tonnen in einem Nachmittage eingesalzen wurden. Keine Leber von irgend einem Thier zu Wasser und zu Lande ist mir feiner und schmackhafter vorgekommen, als die Leber vom Kabeliau; so wie der Fisch selbst, frisch zubereitet und genossen, einer der köstlichsten ist. Ich würde ihn gleich nach dem Sterled und Thunfisch setzen, und ihn dem Lachse vorziehen; zumal da er auch viel zarter und gesunder ist.

Endlich bekamen wir das Ufer von Akadien zu Gesichte und liefen unter allgemeinem Freudengeschrei in der Bucht von Hallifax ein. Hallifax ist unstreitig einer der besten Hafen am Ozean, vielleicht der beste, für eine unzählige Menge Schiffe; sicher gegen alle Stürme. Die Insel und das Fort St. George nebst einigen starken Landbatterien vertheidigen den Eingang: und es gehört schon eine ziemliche Macht dazu, ihn zu forciren. Seine Lage ist so, daß er mit Fleiß und Aufwand unbezwinglich gemacht werden kann, wenn man nur die Landseite zu vertheidigen im Stande ist.

Man brachte uns wahrscheinlich nach Hallifax, weil es in Neuyork und den andern Provinzen schon höchst mißlich mit den Royalisten stand, und man das Ausschiffen dort kaum wagen durfte. Der Tag der Ausschiffung war einer der schönsten und einer der schlimmsten. Zwei und zwanzig Wochen waren wir herum geschwommen, ohne das geringste Land ge-

sehen zu haben. Da wir keine brittischen Amphibienseelen waren, sehnte sich alles ohne Ausnahme nach festem Fuße; zumal da der Scharbock empfindlich zu werden anfing. Es war aber ein Hungertag, da uns die Schiffe an das Land wiesen, und das Landkommissariat, zumal da das Ausschiffen sich sehr spät verzögerte, noch nicht geliefert hatte. Doch vergaß jeder in der Freude gern die Forderung des Magens, wenn er nur den Boden begrüßen konnte. Ich erinnere mich dabei eines sehr wehmüthigen Auftritts. Ich war einer der ersten am Lande, und hatte nebst einigen andern eine kleine Quelle herrlichen Wassers am Ufer im Sande entdeckt. Lange hatten wir diese köstliche Erquickung entbehrt; wir tranken mit Wollust und großen Zügen. Schnell erscholl die Entdeckung und die Hungrigen und Durstigen stürzten in Haufen nach dem kleinen spiegelhellen Wasserschatze, drängten sich, stießen sich, jeder wollte gierig der erste Theilnehmer seyn: in dem Getümmel gerieth der Sand des abschüssigen Ufers in Unordnung, gab nach, und in einem Augenblicke war die ganze kleine herrliche Quelle versandet. Sie brauchte Stunden, um sich wieder zu läutern, und die Menge stand traurig um sie herum und betrachtete lechzend den Verlust.

Als ich vom Schiffskapitän Abschied nahm, drückte er mir mit herzlicher Freundlichkeit die Hand. „It is a pity, my boy," sagte er, „you do not stay with us; you would soon become a very good sailor." Heartily I would, sagte ich, but you see, it is impossible. „So it is," rief er, „god speed you well!" *) Mit einem

---

*) „Es thut mir leid, mein Sohn, daß Du nicht bei uns bleibst; Du würdest bald ein guter Seemann geworden seyn." — Herzlich gern wollte ich es; aber Sie sehen, daß es unmöglich ist. — „Das ist es; Gott sey mit Dir."

dankbaren Wunsche für den menschenfreundlichen Mann stieg ich die Leiter hinab ins Boot und ruderte dem Ufer zu. Das Ufer um Hallifax her ist unfreundlich, ziemlich öde und unfruchtbar. Der Ort, der uns zum Lager angewiesen wurde, war abhängiger Felsenboden. Wir kamen spät ans Land, und ehe die Bedürfnisse herbei geschafft wurden, ward es fast Nacht. Die Zelte kamen an und sollten aufgeschlagen werden. Man hatte mich zum Unteroffizier ernannt; ich sollte also für das Aufschlagen sorgen. Nun hatte ich in meinem Leben nur ein einziges Lager ganz nahe gesehen und wußte von der Maschinerie eines Zeltes nicht einen Pfifferling. »Schlippe,« sagte ich zu einem alten Preußischen Grenadier, der mir zugetheilt war, »Latein und Griechisch verstehe ich so ziemlich, aber wenig vom praktischen Militär; helfe Er mir durch, vielleicht kann ich wieder durchhelfen.« Der alte Satyr lächelte, ergriff das Beil, nahm einige mit sich, that, als ob er meine weisen Befehle ausführte, und in einer Stunde stand unser Zelt, trotz den übrigen so gut da, als es der harte Boden erlauben wollte. Die Schwierigkeit war nicht klein, da Zeltstangen und Zeltpflöcke erst aus dem Walde geholt und gehauen werden mußten. Die Nacht kam ein Sturm wie ein Orkan, der unserer Architektur von Leinwand weidlich spottete. Den folgenden Morgen standen vom ganzen Lager nicht zehn Zelte mehr fest: das unsrige stand nur halb: viele hatte der Wind in den Morast hinabgetrieben. Nun fingen wir an, etwas solider zu bauen, wozu uns auch die Kälte trieb; denn es war schon spät im Jahr und ein cimmerisches Wetter auf der verdammten Landzunge.

Da man den Transport nicht zu den Regimentern bringen konnte, wurden wir in ein Bataillon von fünf starken Kompagnien formirt und sollten für uns Dienste thun. Das ging toll genug; der Oberste Hatzfeld that sein möglichstes,

das Gesindel in Ordnung zu bringen. Fast die Hälfte waren gediente Leute; das machte die Sache etwas leichter: nur waren, wie natürlich, die besten Soldaten fast immer die liederlichsten Kerle. Ich als Unteroffizier sollte nun den Exerziermeister machen und wußte selbst nur noch blutwenig. »Schlippe,« sagte ich wieder, »Er sieht wohl, daß es mit mir noch etwas hapert. Wir wollen täglich eine Stunde in den Wald gehen, als obs zur Jagd wäre: da ist Er wohl so gut, mir einige Handgriffe gründlicher zu zeigen, als ich sie bis jetzt gefaßt habe.« Der alte Satyr lächelte, und meinte, es würde schon gehen; zur Noth auch ohne ihn. Es ging; gerade wie bei einem Professor qui docendo discit, ward es täglich mit mir besser; und bald galt ich für einen Kerl, der sein Gewehr meisterhaft zu handhaben verstand und sich in die kleinen Evolutionen geschickt genug zu finden wußte. Es gehört nur einige Kenntniß mathematischer Figuren und etwas Geistesgegenwart zu dem letzten.

Das Leben im Lager im Spätjahr war schlecht genug; keine gute Kost und Kälte bis zum Heulen und Zähnklappern. Unser Bataillon sah aus buntschäckig, wie eine Harlekinsjacke, da es aus den Uniformen aller Regimenter bestand. Wir hatten weder Fahnen noch Kanonen, da es täglich hieß, wir sollten zu unsern Regimentern stoßen. Ich nebst ungefähr 25 andern war dem Regiment Erbprinz zugefallen, habe aber das Regiment nie gesehen.

In dieser Zeit machte ich Münchhausens, oder er vielmehr meine Bekanntschaft. Ich saß im Zelte und wärmte mich gegen die nasse Kälte etwas an Flakkus Odenfeuer, da schlug ein Offizier den Zeltflügel zurück und fragte, ob ich der Sergeant Seume wäre. Da ich denn der war, hieß er mich herauskommen. Ich warf mich in die Ordonnanz und trat hervor; er belugte mich etwas neugierig, faßte mich am Arm,

und fort gings durch mehrere Kompagniegassen dem Ende des Lagers zu, wo sein Zelt stand. Ich wartete der Dinge, die da kommen sollten, da der Herr unterwegs ziemlich einsylbig war. In seinem Zelte lagen auf dem Tische einige Verse, die er mir hingab, und mich fragte, ob sie von mir wären. Ich besahe sie und sagte ja. Es war eine tragikomische Elegie über unser Leben im Lager, die, wie der Gegenstand selbst, lächerlich-weinerlich genug seyn mochte. Wir müssen bekannter werden, sagte er: sehr gern, sagte ich. Er bat mich auf ein Stückchen Wildbraten, denn er ist bekanntlich ein trefflicher Weidmann, den Abend zu Tische; und da in meinem Zelte Schmalhans Küchenmeister war, so kam mir die Einladung sehr willkommen. Seitdem waren wir fast überall zusammen, wenn uns der Dienst nicht trennte; welches leider denn doch oft genug geschah. Münchhausen war damals, wie Johnson sich ausdrückt, a man of sound strong unletterd sense, ein Mann von gesundem, gediegenem, ungelehrtem Verstande, welches ihm und mir sehr zu Statten kam: denn ich hatte schon verdammt viel Schulstaub und nicht wenig Schuldünkel an mir; obgleich meine klassischen Kenntnisse noch sehr seicht waren. Sein Beifall war nun meine beste Belohnung, und seine Kritik meine beste Belehrung. Ich begriff, daß bloße Schule nicht alles sey; und er fand, daß die Schule doch vieles sey und desto mehr, wenn sie durchaus Zögling und Folgerin der bessern Natur ist.

Es hatte sich ein freundschaftlicher Zirkel von Offizeren gebildet, in den man mich unvermerkt fast unzertrennlich hinein zog, und mit vieler Herzlichkeit behandelte. Münchhausen war stillschweigend durch seine Mischung von Ernst, Bonhommie und heiterer Laune darin die Hauptperson. Jeder trug das seinige dazu bei, die Unterhaltung und die Menage zu würzen. Die meisten jungen Herrn waren tüchtige Nim-

robe; und so fehlte es uns selten an etwas frischem Wild auf den Tisch: denn die Lieferungsartikel, ausgenommen das Brot, welches vortrefflich war, waren nicht viel besser als auf dem Schiffe. Die Lieblingsneigung eines jungen Mannes, der Buttlar hieß, zur Konditorei, machte besonders unsere Deserte sehr reich und köstlich, da es uns an Ingredienzen nicht fehlte; und ich erinnere mich selten besseres Backwerk genossen zu haben, als aus seiner Officin. Es war keine ganz uninteressante Gruppe, wenn einer eine wilde Ente spickte, der andere Madeira brachte, der dritte das Gewehr putzte, der vierte Dienstaudienz gab, der fünfte mit Schürze und Geschirr vor dem Kamine Pastetchen schuf, der sechste den possierlichen Ansteller machte, und der siebente im Julius Cäsar las, aber mehr auf die Ente und die Pasteten als den Text sahe. Der Dominus Konditor hatte eine paradiesische Freude und ein ganz verklärtes Antlitz, wenn wir seinem Machwerk durch heroisches Essen und kräftige Lobsprüche Ehre erwiesen; denn er genoß selten etwas davon. Nun gab es aber undankbare Schäker, die zuweilen nach dem Genuß eine bittere Kritik darüber anfingen: und dann gerieth nicht selten der junge Künstler in so heftiges Feuer, daß er Pfannen, Kasserolle, Kuchenformen und alle Geräthschaften zornentflammt durch einander warf und dreimal heilig schwur, er wolle für uns undankbare Gesellen keine Schürze mehr umbinden; welches er auch nach ächter Dilettantenart gewöhnlich drei Tage hielt, wo ihn die Naturschwachheit und Gutmüthigkeit wieder besiegte. Es gelang den Herren nicht, mich zum Jäger zu machen; ob ich gleich zuweilen aus Gefälligkeit mitzog, oder auch wohl allein mit dem Gewehr im Walde und am Wasser herumstreifte: woran vorzüglich mein kurzes Auge Schuld haben mochte. Denn von Jugend auf konnte ich nur auf eine kleine Entfernung bestimmt sehen, ob ich gleich in

der Nähe sehr scharf sahe und die kleinste Schrift bei Mondschein las; welches noch jetzt ziemlich unverändert eben so ist. In der alten Welt habe ich nie gefischt, außer zuweilen als Knabe mit meinem Vater mit dem Hamen in der Rippach, welche herrliche Schmerlen hielt: in Amerika verführte mich der Reichthum des Fischzugs nicht selten zu diesem Vergnügen, wo ich in einer Stunde manchmal mehr Hummer und blak salmon, eine Art kleinere schwarzbraune Lachse fing, als ich nach Hause zu bringen im Stande war. Da beide Arten nicht zu meinem Geschmack gehörten, schenkte ich sie gewöhnlich dem ersten, der sie haben wollte. Für Hummer wählte ich kleine zartere Krebse; und von den Fischen waren Aale, Makrelen, Kabeliaus und einige Schollenarten meine Lieblinge, die alle sehr reichlich und sehr wohlfeil dort zu haben waren: denn für einen englischen Stüber wurde ein Kabeliau gekauft, der mit dem Kopf auf der Schulter lag und mit dem Schwanze nicht selten die Erde berührte. Die Fische waren zwar im Lager als Fieber erzeugend verboten; aber ich ließ mich nicht abhalten, meiner Liebhaberei zu folgen, und mußte selbst einmal dafür auf der Brandwache sitzen. Sie haben mir nie geschadet; vielleicht weil ich sie sehr einfach und meistens gebraten aß. Das war besonders der Fall mit einer sehr großen Sorte Häringe, die zum Einsalzen, wenigstens für die dortige Kunst, zu mächtig waren; aber einen herrlichen Bratfisch gaben. Ich bin nicht Naturhistoriker; aber es macht mir oft ein eigenes Vergnügen, das Geschlecht der Häringe nach meiner Meinung durchzugehen, von dem großen ellenlangen amerikanischen Häringe herab bis zu der athenischen Aphye, die nur das Feuer zu riechen brauchte, um gekocht zu seyn, und die auch mit zu den Häringen zu gehören scheint. Dazwischen liegen der englische, der holländische, der schwedische, der dänische Häring; die Strömlinge und Killoströmlinge, vorzüglich aus

der Peipussee; die Sprotten, die Anchovie, die Sardelle, die mit der Aphye fast eins zu seyn scheint: und weiß der Himmel, wie viele Arten noch in den indischen Meeren leben, mit denen ich unbekannt bin.

Münchhausen munterte mich beständig auf zur Arbeit, das hieß, zum Dichten, wozu ich aber weder viel Zeit noch Lust hatte. Auch kann ich mich nur weniger Kleinigkeiten erinnern, die ich damals geschrieben hätte und keiner einzigen, die verdient hätte, aufbewahrt zu werden: wäre es auch nur als Beleg der Bildungsgeschichte: alles war höchst mittelmäßig. Dafür lief ich, wenn ich Zeit hatte, mit Horaz oder Virgil in der Hand, oder auch wohl mit einem alten Homer, in den Wäldern herum, lagerte mich in einer Grotte oder einer alten Baumgruppe und vergaß nicht selten über meinen Lieblingsstellen den Sonnenuntergang, so daß ich sehr spät ins Lager oder die Kasernen zurückkam. Daneben war ein alter Hagedorn und ein Exemplar von Hölty, die ich irgendwo aufgetrieben hatte, meine Begleiter. Das beste von Hölty wußte ich damals auswendig, wozu noch jetzt bei mir seine berühmten Traumbilder nicht gehören. Die Elegie am Grabe eines Dorfmädchens und am Grabe seines Vaters sind für mich noch jetzt die lieblichste Wehmuth, die ich in der Literatur kenne. Ich zeigte Münchhausen die Schönheiten und ihre Gründe, welches mir bei ihm sehr leicht ward: denn ich habe selten eine Seele für wahre Schönheit empfänglicher und enthusiastischer gefunden als die seinige. Er bedauerte, daß er mir in den Klassikern nicht folgen konnte: aber was ich ihm daraus übersetzte, so wenig meisterhaft auch die Übersetzung seyn mochte, bewieß ihm doch, daß meine Vorliebe für sie kein Vorurtheil war, und weckte ganz leise die Neigung, die bald Entschluß und Ausführung ward, selbst bekannt zu werden mit diesen reichen Schätzen ächter Kunst. Er überraschte mich einige

Jahre nachher mit einer Kenntniß, die mich in Erstaunen setzte. In manchem Alten, vorzüglich im Flakkus, den er etwas hyperbolisch verehrte, hatte er mich zurückgelassen.

Der Dienst war, zumal für mich als Unteroffizier, beschwerlich genug und ließ nicht viel Zeit übrig. Überdieß spannte mich noch dazu der Oberste Hatzfeld ins Joch als Schreibersknecht, so daß ich die noch übrigen Musenstunden beim Adjutanten als Adjuvant saß, mir fast die Finger krumm schmierte und weiter nichts erndtete als ein freundliches Wir bleiben euch in Gnaden wohl gewogen; wovon doch am Ende selbst Taubmanns Katze ihr Bischen Geist aufgab. Ich hatte bei dieser Veranlassung einen sehr tragikomischen Auftritt auf meine Unkosten. Niemand bemerkte die Runzeln und den Murrsinn auf meiner Stirne; das hieß Tag aus Tag ein, schreib Teufel schreib; bis ich in meinem verkehrten Sinn auf ein verzweifeltes Mittel gerieth, mich zu befreien. So wie ich von der Wache kam, nahm ich mein Gewehr und ging in den Wald, um nicht zugegen zu seyn, wenn, wie ich vermuthete, die Bothschaft zur Schreiberei kommen sollte: Das geschah: meine Entfernung wurde sogleich auch als absichtlich mit ziemlich boshaften Zusätzen durch die gehörigen Instanzen dem Obersten rapportirt. Du wirst den Teufel auf den Hals bekommen, riefen mir meine Kameraden zu, als ich zurück kam; der Oberste hat zweimal geschickt; du sollst schreiben. So, sagte ich mürrisch; es ist gut. Ich glaube vielmehr, es ist nicht gut, meinte der Feldwebel: auch kommen Sie morgen wieder auf die Wache; es sind zwei auf Kommando gegangen. Den andern Morgen stand ich in der Front der Wachparade, als der Oberste ziemlich grimmig auf mich zu kam und mir im Eifer einen Knopf vom Rocke drehete. Der Oberste war ein kolossalischer Mann, der auftrat wie ein Herkules, mit dem Blicke Funken sprühte und eine Stimme sprach wie eine Quart-

posaune, übrigens aber noch ziemlich human und wohlwollend war. Er soll zu seiner Zeit, wie man sagte, zu Rinteln mächtig renomirt haben. Wo ist der Herr gestern gewesen? donnerte er mich an. »Auf der Jagd.« Jedermann wußte, daß ich sonst eben kein Jäger war. »Ich will den Sakrementer jagen,« fing er an und hielt eine kurze Art von energischer Galgenpredigt, deren Finale war, daß ich aus der Front ohne Säbel sogleich in die Wache befördert wurde. Nach der Parole wurde Exekution mit dem kalten Eisen gehalten, immer unter Fortsetzung des obigen erbaulichen Sermons von Distinktion und Unerkenntlichkeit und Halsstarrigkeit, mit einigen starken Donnerwettern durchschossen, die sein furchtbarer Baß ziemlich gut nachmachte. Sodann ging es wieder in die Wache. Den andern Morgen, als ich frei gelassen wurde, oder vielmehr, als man die Kette etwas länger ließ, meldete ich mich ordonnanzmäßig bei den Instanzen, und also auch bei dem Obersten. Sind wir nicht ein Paar recht dumme deutsche Dorfteufel, kam er mir komisch polternd entgegen, daß wir uns nicht friedlich vertragen können und uns da so zanken und streiten müssen! »Ich darf nicht widersprechen, Herr Oberster,« brummte ich halblaut mürrisch skeptisch durch den Bart. Zum Teufel, Herr, sey Er nicht impertinent! rief er. Nun fing ich an zu exponiren in aller Ordnung mit Bestimmtheit: daß der Dienst hart und strenge sey, daß ich von Wachen, Visitiren, Kommando's wenig Nächte frei habe, daß, wenn meine Kameraden ausruheten, ich halb schlaftrunken mich am Schreibetische quälen müsse, daß ich das nicht aushalten könne u. s. w. Der Oberste rieb die Stirne, meinte, dem Dinge könnte wohl abgeholfen werden; nur habe ich eine sehr schlechte Methode ergriffen. Da hatte er Recht. Nun frühstückten wir zusammen; er befahl, mich vom gewöhnlichen Dienst zu befreien, außer wenn das Ba-

taillon manövrirte, um nur schreiben zu helfen; und dazu gab er mir monatlich einige spanische Thaler Zulage. Die Ausgleichung war besser als der Prozeß. Die größte Freude über meinen Unfall hatte wohl das Zöfchen, dem ich auf der Weser auf dem Speiseschiffe im Amtseifer so strenge mitgespielt hatte, und das jetzt recht stattlich bei dem Major, wie man sagte, eine Art von haushälterischer Liebschaft machte. Sie lächelte mich so schadenfreundlich an, als ich mich vom Arrest meldete, als ob sie mir den ganzen Auftritt bei Bremen zurückgeben wollte.

Nun ging es gut: ich schrieb eine lange Zeit viel Regimentslisten, und that übrigens sehr wenig. Die Arbeit war zwar trocken und langweilig genug; da oft wegen eines alten morschen Pfanndeckels, der nicht zwei Pfennige werth war, einige Bogen umkopirt werden mußten: dafür fing aber eben auch damals dort das papierne Jahrhundert recht praktisch an, und hat seit der Zeit gehörige reichliche Früchte getragen. Bei Münchhausen konnte ich nun nicht so oft seyn, als ich wünschte und er zu wünschen schien: und die guten Leute hoben mir manchmal mein Stück wilde Ente und einige Pastetchen auf, bis ich erst spät zur Parthie kommen konnte. Ich that abwechselnd Dienste, nach dem Behuf, als Korporal, Sergeant, Fourier und Feldwebel, so daß ich alle Süßigkeiten des kleinen Soldatenlebens gehörig auskosten konnte. Als Fourier war ich ein reicher Mann, weil bei den Lieferungen immer etwas an Brot, Butter, Fleisch, Rum u. s. w. übrig blieb; nur ein einziges Mal mußte ich über zehen spanische Thaler zusetzen: da hieß es denn, thut der Herr nicht die Augen auf, so thue er den Beutel auf.

An eigene Arbeit wurde jetzt wenig gedacht, so sehr mich auch Münchhausen antrieb: einige Kleinigkeiten verdienen nicht Erwähnung. Nur ein einziges Stück, das eine Art

von Jagdstück war, wäre vielleicht psychologisch nicht ganz unwerth, als Bildungsanfang mit aufbehalten zu werden, wenn nur noch irgendwo etwas davon zu finden wäre, als in den Winkeln meines Gedächtnisses, wo nicht viel davon übrig ist. Einiger Verse erinnere ich mich; sie lauteten, glaube ich, so:

Laß uns ruhen, Freund, in dieser Höle,
Auf dem alten grauen Steine da,
Den vielleicht noch keine Menschenseele
Seit dem ersten Tag der Fede sah.

Hah, wie schauervoll und furchtbar stehet
Hier das Antlitz unsrer Mutter aus!
Wie die Allmacht sie dem Nichts entziehet,
Liegt sie hier, Natur, in Schreck und Graus.

Felsen, seit der Fluth noch unbestiegen,
Heben schwer ihr schwarzes Haupt empor,
Und um ihre dunkeln Schädel fliegen
Ungewitter aus der Kluft hervor.

Kreuzend liegen tausendjähr'ge Eichen
Durch einander, die das Alter fraß;
Morsche eingeborstne Stämme zeigen,
Daß den Wald hier nie ein Förster maß.

Kein gesellig Thier besucht die Klüfte,
Wohin nie der Fuß des Wandrers dringt,
Wo kein Vogel durch die leeren Lüfte
Eine Melodie der Freude singt.

Nur zuweilen brummt mit tiefem Grimme
Ein bejahrter Bär aus seiner Gruft
Durch die Felsen, wo mit heisrer Stimme
Nur ein alter grauer Adler ruft.

Doch vielleicht kann noch ein Wilder lauschen,
Der zum Mord sein krummes Messer schleift,
Und sodann in blitzgeschwindem Rauschen
Uns den Schädel von dem Hirne streift u. s. w.

Das übrige ist verwischt und wohl schwerlich irgendwo wieder zu finden, oder des Aufsuchens werth. Das Skalpieren der

der Wilden ist bekannt genug, und man erzählt davon fürchterliche Beispiele. Mir selbst ist keines bekannt geworden. Sie skalpieren sehr ehrlich nur ihre Feinde; und unsere Wilden waren durchaus nur freundschaftliche Leute. Ich kann wenig von ihnen sagen, was nicht schon bekannt wäre. Sie kamen sehr häufig in großer Anzahl in die Stadt, um ihre Jagdbeute zu verkaufen, die meistens aus Moosthieren, Geflügel und zuweilen Fischen, vorzüglich Aalen, bestand. Dafür bekamen sie Rum, europäische Bedürfnisse und spanische Thaler. Sie wußten den Werth des Geldes schon sehr gut zu schätzen, und betrogen eben so oft als sie betrogen wurden. Das Moosthier, oder das Elent, ist ein majestätisches Geschöpf, das an Größe dem größten Holsteiner Pferd nichts nachgiebt, Schaufelgeweihe wie der Damhirsch hat, die prächtig und furchtbar ausgreifen und ihm ein schreckbares Ansehen geben. Das Fleisch ist nicht immer gut; von einem alten ist es sehr zähe und grob: von einem jungen kann man es zu den Leckerbissen zählen, wenn es gut zubereitet wird. Man kann sich die Menge dieser Thiere denken, die dort müssen gewesen seyn, da ganze englische Regimenter Tornister von Elentsfellen hatten. Die sogenannten Wilden waren nicht viel schlechter gekleidet, als ich die Letten, Esthen und Finnen gefunden habe. Ein grobes, graues Tuch, künstlich genug um den Körper gewickelt, machte das Hauptkleidungsstück. Sie kamen gewöhnlich zur See, in ihren bekannten Booten von Birkenrinde, die meisterhaft gebaut waren und die sie mit ihren kleinen Rudern meisterhaft zu führen verstanden. Die englischen Matrosen, die es ihnen nachthun wollten, verloren sehr oft das Gleichgewicht und fielen in die See, worüber denn die Indier und über das europäische schwerfällige Schwimmen recht herzlich lachten. Sie machen mit diesen Booten große Küstenreisen und stechen damit außerordentlich weit in die See. Ich erinnere mich eines

Falles, der uns wenigstens ziemlich unterhaltend war. Ich hatte auf einer kleinen Außenbatterie die Wache, saß auf einer Kanone und schaute behaglich in die See hinaus, die eben ziemlich hoch und hohl ging. Da entdeckten wir in großer Ferne etwas, worüber jeder seine eigenen Muthmaßungen hatte, was es wohl seyn könnte. Keiner rieth die Wahrheit. Als es näher kam, sahen wir, es war ein indisches Birkenboot, das der Wind gerade zu uns ans Ufer trieb. Wir eilten hinab, und es lag ein ziemlich alter Uramerikaner darin, der in Sturm und Wogenbruch recht ruhig schlief. Neben ihm lag eine leere und eine halbleere Rumflasche, die seinem Schlummer sehr behülflich gewesen seyn mochten. Er war nicht zu ermuntern; denn sein Zustand ist leicht zu errathen. Wir führten ihn hinauf ins Wachthaus, legten ihn auf dem ruhigsten Ort der Britsche nieder, wo er lethargisch fortschlief. Das Boot zogen wir ans Land, die Flaschen bargen wir; den Beutel, den er am Gürtel trug, und in dem vierzig spanische Thaler waren, schloß ich aus Vorsicht in den Schrank. Als er ernüchtert erwachte, blickte er wild verwundert um sich, daß er sich auf einer europäischen Wache befand. Da wir ihm aber die gefährliche Lage bedeuteten, in welcher er sich befunden hatte, ward er heiter und schien im Begriff zu seyn uns danken zu wollen: da er aber auf den Gürtel blickte und seinen Beutel vermißte, ward sein Gesicht länger und breiter, und ein Gemisch von Gefühlen schien in seiner Seele zu arbeiten, die alle besagten: Hah hah, so ists; du bist unter die weißen Leute gerathen: als ich ihm aber den Beutel aus dem Schranke darreichte und er schnell am Anblick merkte, daß wohl nichts fehlen würde, er auch wohl eilig den Schluß machen mochte, daß man nicht einen Theil behalten würde, wo man des Ganzen Meister war, ward seine Freude urpatriarchalische Ausgelassenheit. Er umarmte einen nach dem andern, und man sahe ihm an, daß ihm

das Geld nicht so lieb war, als die Gesellschaft ehrlicher Leute; und als er die Summe endlich vollzählig fand, bestand er durchaus darauf, die Wache sollte eine Handvoll Thaler nehmen. Ich hatte gute Gründe das zu verweigern; aber einige mußten wir behalten. Nun bugsirten wir ihn wieder in sein Boot, mit guten Erinnerungen und Warnungen vor der Rumflasche. Er schien ganz Dankbarkeit; das Wetter war besser, und er ruderte gutes Muthes durch die Bucht in den Ozean hinaus. Ein andermal hatte ich auf dem nämlichen Platze den grauenvoll großen Anblick, daß ein schönes herrliches Schiff aus Unkunde des Weges bei starkem widrigem Winde auf einen verborgenen Felsen lief. Ich hatte lange mit ängstlicher Theilnahme zugesehen, wie es mit Mühe und Schwierigkeit herein lavirte. Meine Augen waren mit gespannter Aufmerksamkeit dahin geheftet; meine Seele war ganz auf dem Schiffe, da setzte es in keiner großen Entfernung mit einem furchtbar krachenden Stoß auf das versteckte Riff, so daß die Maste zusammen brachen und die ganze Maschine in Trümmer zu zerbersten drohte. Das Geschrei der Leute war herzschneidend. Sogleich fielen einige Nothschüsse und sogleich eilten einige größere Schiffe, an ihrer Spitze eine Fregatte, und eine Menge kleiner Fahrzeuge zur Hülfe heraus. Von der Mannschaft wurde alles gerettet; aber von der Ladung fast nichts, da sie aus lauter Artikeln bestand, die nicht das Wasser vertragen konnten. Das schöne fast ganz neue Schiff saß fest auf der Spitze, die ein ungeheures Leck gerade unten mitten am Kiel eingebrochen hatte, und weder menschliche Kraft noch Kunst war es herabzubringen im Stande, bis endlich eine sehr einfache Maschinerie es mit der großen Springfluth herunter hob. Man legte nämlich bei der niedrigsten Ebbe auf beiden Seiten eine Menge großer leerer Rumfässer, befestigte sie korrespondirend unter dem Kiel weg mit Tauen, und auf diese Weise hoben die vielen leeren Gefäße

mit Hülfe der hohen Fluth das Schiff aus dem Riff heraus und brachten es glücklich hinein auf den Werft. Ich war durch einen glücklichen Zufall eben wieder gegenwärtig, als es herab gehoben und hinein bugsirt wurde.

Die Wilden benahmen sich, so viel ich habe beobachten können, immer anständig; doch soll das nicht stets der Fall gewesen seyn, und der Gouverneur soll sie militärisch haben einstecken lassen müssen, um ihren Natürlichkeiten in Hinsicht des Geschlechts Einhalt zu thun. Wenn sie des Rums etwas voll und lustig wurden, führten sie drollig genug sogleich am Ufer den Ball auf und tanzten nach einer Art von brummendem Gesang, wozu einige mit Kieselsteinen aus dem Stegreife den Takt schlugen. Wir kamen nicht selten auf unsern größeren Streifereien in ihre Hütten an Felsen und Bächen, die meisten hatten sich tiefer zurückgezogen; ich habe aber nie gehört, daß sie einem von den Unsrigen etwas zu Leide gethan hätten: und dann wäre es wahrscheinlich bloß die Schuld des Europäers gewesen. Einige hielten es mit uns, einige mit den Republikanern, nachdem ihre Stimmung und Lage war: und es wäre wohl schwer zu entscheiden, ob sie hier oder dort mehr betrogen wurden. Mit dem Feuergewehr wußten sie schon seit langer Zeit sehr geschickt umzugehen, und hatten gemeiniglich alte große lange holländische Schießprügel, mit welchen sie mehrere hundert Schritte vortrefflich das Ziel trafen und manchen Posten im Gebüsche wegschossen, ohne daß man gewahr werden konnte, woher die Kugel kam. Als die Franzosen noch Herren von Kanada waren, ließen sie sichs angelegen seyn, durch ihre Missionarien die Amerikaner ins Christenthum einzupfürchen: daher noch mancher Alte unter ihnen, wenn er die Glocken hört, sein Kreuz schlägt und au nom de dieu, du père, du fils et du saint esprit dazu sagt. Das schien indessen auch der ganze Überrest von Kenntniß in

Sprache und Religion zu seyn. Die Engländer bekümmern sich um das Bekehrungsgeschäft wenig oder gar nicht: das hätte nichts zu sagen, da man die Neubekehrten nur gar zu gern in die Verhältnisse der Letten und Esthen treten läßt; wenn man die armen Urbewohner nur nicht ächt europäisch-christlich von allen Seiten so zurück zwänge, daß ihnen in kurzem nichts als der Hals von Kalifornien oder die unbekannten Eisländer übrig bleiben werden. Die ich gesehen habe, waren alle ein großer, schöner, nerviger Menschenschlag, mit länglich regelmäßigen Gesichtern, ungefähr wie die alten ächten Brandenburger. Ich erinnere mich nicht, einen unter ihnen gesehen zu haben, der über fünf Fuß neun Zoll oder unter fünf Fuß drei Zoll gewesen wäre; also sehr selten war einer so klein wie meine eigene Personalität, die doch unter uns noch nicht zwerghaft ist. Die kupferbraune Farbe kleidete die Männer sehr anständig ernsthaft; ungefähr wie bei uns ein Grenadier, der ein halbes Dutzend Feldzüge mitgemacht hat, eine Farbe bekommt, die von seinem Feldkessel nicht sehr verschieden ist. Aber die nämlichen Züge und die nämliche Farbe sind den weiblichen Reizen nichts weniger als günstig; und ich habe keine Indianerin gesehen, die durch ihre Erscheinung den geringsten gefälligen Eindruck auf meinen europäischen Sinn gemacht hätte, ob ich gleich eine Menge junger Mädchen gesehen habe und damals selbst ein junger rüstiger Kerl war. Die meisten sprechen jetzt etwas englisch; da sie vom höchsten Norden bis an die spanische Gränze hinab von lauter ursprünglich englischen Kolonien umgeben sind. Kriegerische Vorfälle haben wir außer einigen Märschen nicht gehabt: ein einziges Mal schien es zu etwas ernsthaftem kommen zu wollen, da die Franzosen den Ort anzugreifen drohten. Aber außer einigen Schüssen von den äußersten Batterien fiel nichts vor: es blieb bei den Drohungen, vermuthlich da

sie die Engländer stärker und in besserer Bereitschaft fanden, als sie vermutheten. Mich ärgerte das; denn ich sahe der Landung und dem blutigen Handel mit aller Neugier eines jungen Menschen entgegen, bei dem Kraftgefühl und Thätigkeitstrieb die natürliche Furchtsamkeit beständig überwand. Wenn ich zuweilen von einigen Kriegsvorfällen gesprochen habe, als ob ich dort gegenwärtig dabei gewesen wäre, so ist das weniger jugendliche Eitelkeit gewesen, als vielmehr, weil mich die Leute durch ihr ungestümes Fragen hineinzwangen, und ich manchmal aus Ärger ja sagte, weil ich beständig nein gesagt hatte. Auch habe ich keine einzige Unwahrheit gesprochen, so viel ich mich erinnere: nur geschah nicht alles unter meinen Augen. Es that mir nachher manchmal leid, da es doch gegen den Charakter der Wahrhaftigkeit ist, der immer mein Ziel war: aber ich wollte nicht gern zurück nehmen, und habe mich seit der Zeit sehr gehütet, eine Sylbe über die strengste Wahrheit zu sagen: gegen dieselbe sprach ich nie.

So kam denn endlich die Nachricht vom Frieden uns eben nicht erwünscht: denn junge thatendurstige Leute sehen nicht gern ihrer Bahn ein Ziel gesteckt. Man hatte mir geschmeichelt, ich könnte Offizier werden und mir eine Laufbahn eröffnen. Mit dem Frieden war alles geschlossen: denn nach unserer alten sogenannten guten Ordnung konnte kein Bürgerlicher in der Regel weiter aspiriren als bis zum Feldwebel; ein Ehrenposten, dessen lebenslängliche Dauer ich eben nicht sehr beneidete. Bei uns mußte man Edelmann seyn oder viel Geld haben, um im Staate ein Mann zu werden; zwei Verdienste, deren philosophische Gültigkeit jedem Vernünftigen sogleich in die Augen springt. Zuweilen that Verbindung und Empfehlung auch etwas; und noch seltner wurde zufälliger Weise auch wohl wirkliches Talent bemerkt. Im Kriege, wo oft periculum in mora ist, und wo man Männer für Ämter

und nicht Ämter für Männlein sucht, sind die Ausnahmen häufiger und es tritt da, dem Kastengeist zum schweren Ärger, nicht selten das alte primitive impertinente Menschenrecht wieder ein, daß jeder nur das gilt was er werth ist. Doch hat es bei uns noch lange Zeit, ehe es dahin im Allgemeinen kommt: der Mensch gilt durchaus nur das, wozu ihn der Staat stempelt, und es ist keine Gefahr, daß Vernunft die Stempelordnung machen und halten werde.

Ich hatte in Amerika einen Freund, von dem ich nicht weiß, wo ihn das Schicksal hingeschlagen hat, der zu den besten gehört, die ich je gehabt habe; einen gewissen Serre aus Halberstadt, von der französischen Kolonie, der einige Zeit bei seinem Anverwandten Lavater in der Schweiz gewesen war, und dessen besseren vernünftigern Enthusiasmus glühend heiß besaß. Dieser war Unteroffizier wie ich, ein junger, muthvoller, leichtsinniger Kerl. Das Leben englischer Söldlinge war uns eben nicht angenehm, und wir beide hatten uns mit dem Gedanken getröstet, wir würden uns gelegenheitlich an die Republikaner anschließen können; ein sehr natürlicher verzeihlicher Gedanke für junge Leute, die mehr mit Plutarch als mit Hobbes lebten. Die Gelegenheit wollte nicht kommen; Serre suchte sie also herbei zu führen: und er hatte eben den Entwurf gemacht, durch die großen Waldungen über die Buchten von Hallifax nach Boston zu gehen; freilich eine Unternehmung auf Tod und Leben. Er hatte sich schon über die englischen Posten unterrichtet, für Munition und nothwendige Bedürfnisse gesorgt; und die Ausführung war beschlossen, als eben der Friedensbothe kam. Mich hatte nichts so sehr zurückgehalten, als der Gedanke, Münchhausen zu verlassen, der mit so viel redlicher Freundschaft an mir hing; und die Sache war von der Beschaffenheit, daß sie durchaus keine Mittheilung litt. Die einzige Bedenklichkeit in unserer

Freundschaft war, daß Münchhausen ein Edelmann war, der den Kopf voll altes Ritterwesen hatte, welches ich auf alle Fälle für halbe Barbarei hielt und noch halte. Freiheit und Gerechtigkeit hat bei Edelleuten einen ganz andern Sinn, als uns Philosophie und allgemeine Staatswissenschaft lehrt: und das verba valent sicut nummi ist nirgends mehr anwendbar, als in unserm sogenannten öffentlichen Rechte. Unserer Freundschaft stand also der Mangel endlicher Übereinstimmung entgegen, welches der Fall bei Serre nicht war, der übrigens weder Münchhausens moralischen Werth noch seinen Lebenstakt hatte. Der Friede zerschlug unsere Unternehmung, da wir nur nach Thätigkeit junger Leute geizten und nicht gesonnen waren, neben und unter den Huronen und neuen Republikanern unser Leben fort zu vegetiren. Auf dem Schiffe wurde ich von Münchhausen getrennt; er kam auf ein anderes Fahrzeug. Der Guignon des Lebens wollte, daß ich ihn seit der Zeit nur zwei Mal wieder sahe; ein Mal, als sich auf dem Meere unsere Schiffe so näherten, daß wir mit der größten Anstrengung uns einige Worte zurufen konnten; das andere Mal, als ich aus Italien und Frankreich kam, und ihn in Schmalkalden besuchte.

Unser Leben in Hallifax bestand aus einem Drittel deutscher Gewöhnlichkeit, einem Drittel huronischer Wildheit und einem Drittel englischer Verfeinerung; und nach dem verschiedenen Charakter der Individuen stach eins von diesen Dritteln hervor. Bei mir blieb wohl meistens der Deutsche sitzen, obgleich Britten und Huronen mein Studium waren, und bald diese bald jene den Vorzug behielten. Ich habe schon oben gesagt, daß Hallifax vielleicht einer der besten Häfen des Erdbodens ist. Die Insel und das Fort St. George am Eingange ist eben stark genug, mit gehöriger Besatzung jeder beträchtlichen Flotte die Annäherung zu verwehren. Die

Stadt selbst, am Ufer hin, tief in die Bucht hinein, hat ungefähr zehentausend Einwohner. Der englische Preis aller Artikel ist immer etwas höher als in andern Ländern, und im Kriege war er es dort ungewöhnlich. Ich erinnere mich, daß ich manchmal zum Abend nach unserm Gelde fast für acht Groschen Brot, für acht Groschen Butter und für acht Groschen Kartoffeln gegessen, und einmal für ein Stückchen Kälberbraten und einen Gurkensallat eine halbe Guinee bezahlt habe. Während eines ganzen Winters bestand mein Abendbrot fast immer aus geröstetem Butterbrot mit geräuchertem Lachs, dem wohlfeilsten Artikel der Gegend. Das Pfund frisches Fleisch kostete nicht selten nach unserm Gelde einen halben Thaler; frisches Gemüse war kaum zu bezahlen. Dafür konnte aber auch ein Handarbeiter am Hafen täglich drei spanische Thaler verdienen: alles kam ins Gleiche. Verschiedene sparsame Kerle haben auf diese Weise mehrere hundert spanische Thaler gesammelt, und, wenn sie der Zufall verschonte, sie mit in die Heimath gebracht. Ich selbst hatte von dem Ertrag der Arbeitskommando's, welche von der Krone bezahlt wurden, einige schwere Goldstücke zurückgelegt. Einige ächt soldatische Kameraden, in deren Taschen sich kein blindes Kupferstück hielt, hänselten mich aber so lange und droheten mir, mir bei meinem seligen Ende mit meinem eigenen Golde tüchtig das Maul zu zerschlagen, daß ich sie sehr bald wieder in Umlauf gesetzt habe. Wenn Münchhausen nichts Wildes lieferte, und ich den schwarzstriefigen Kommisspeck und auch den Rauchlachs zum Überdruß gegessen hatte, schoß uns Serre in den Außengegenden auch wohl einen fetten Hund oder einen feisten Kater, deren frisches Fleisch und Fett uns nicht selten leckere Mahlzeiten gaben.

Unsere Hinfahrt dauerte, wie ich oben sagte, zwei und zwanzig Wochen, eine ungeheuere Länge; den nämlichen Weg

machten wir rückwärts in drei und zwanzig Tagen: also machte ich eine der besten und eine der schlimmsten Fahrten mit. Heimwärts segelten wir, als flögen wir davon; und es gewährte ein eigenes großes kühnes Vergnügen, auf den ungeheuern Maschinen im Sturm daher geschleudert zu werden. Es hatten sich eine große Menge Schiffe aller Arten und aller Nationen zuerst nach dem Frieden gesammelt, und wir liefen wohl über zwei hundert zusammen in dem Kanal ein; unter denen sich auch zwei amerikanische Fregatten mit der neuen freien Staatenflagge befanden, für einen Alt-Engländer wohl das größte Herzeleid, seitdem die brittischen Flotten die Meere besegelten. Die letzte Nacht gehört zu den furchtbarsten und schönsten, die ich auf dem Wasser erlebt habe. Es war ein gewaltiger Gewittersturm auf dem Kanale in der Gegend von Portsmouth. Die zusammen geengte Flotte, das Heulen des Sturms, das Schlagen des Tauwerks, das Rollen des Donners, das Leuchten der Blitze, das grelle Aufhellen der glühenden Wogen und das augenblickliche Schließen zur schwärzesten Nacht, das Rufen und Schreien der Matrosen, das Geläute der Glocken, der ferne dumpfe Hall der Signalschüsse, das Dröhnen und Krachen der Schiffsfugen, und die Angst, daß wir vielleicht über Klippen stürzten, man denke sich die Wirkung des Ganzen auf die entzündete Einbildungskraft! Und mit dem sich heiternden Morgenhimmel waren wir wirklich in der Nähe der Kreideberge, die dem Lande den Namen Albion geben. Es war still und frisch und freundlich, wie nach einer Gewitternacht und die Schiffe schaukelten nur noch unwillkührlich heftig auf der empörten See. Bei diesen und ähnlichen Gelegenheiten war es mein gewöhnliches Vergnügen, mich im Raum unter die Öffnung zu setzen und in die Höhe an den Horizont hinauszusehen; da sah ich denn die Schiffe rechts und links oben auf den Wellen tanzen. Man denke die

Winkel, welche die Schiffe auf der Wege machen mußten, damit dieses möglich war. Oft war die Täuschung so groß, daß man minutenlang glaubte, ein Schiff sey von den Wellen verschlungen, das plötzlich mit Blitzesschnelle wieder auftauchte und eben so wieder verschwand. Bei Deal lagen wir einige Zeit in den Dünen vor Anker, und da wurde uns denn wohl einzeln erlaubt, an das Land zu gehen: das ist also das Ganze meines Aufenthalts in Alt-England und kaum der Erwähnung werth. Die Fahrt über die Nordsee war dießmal sehr stürmisch und langweilig, welches desto verdrießlicher war, da die Reise über den Ozean so schnell ging und wir das übrige nur noch für einen Katzensprung hielten. Auf einmal befanden wir uns bei Cookshafen und Ritzebüttel, vermuthlich weil wir nicht in die Weser einlaufen konnten. Ich erinnere mich hier eines Vorfalls, der die außerordentliche Gewalt der Fluth beweist. Ein Mensch saß auf dem Verschlage, der als Bequemlichkeit diente. Die Fluth war im Ablaufen; er mochte sichs sehr bequem machen, und sein ganzes Gewicht ruhte auf dem Seitenstücke; das Stück brach, er fiel hinunter, und obgleich zwei der besten Schwimmer sogleich nachsprangen, so war er doch augenblicklich verschwunden und wurde nicht wieder gesehen. Mit vieler Mühe rettete das ausgesetzte Boot nur die beiden Matrosen und hatte einige Stunden zu arbeiten, ehe es wieder an das Schiff kam. Nach einigen Tagen segelten wir wieder nach Bremerleh, wo wir Fahrzeuge wechselten, und eben so wieder herauf bugsirt wurden, wie wir hinunter fuhren.

Hier schreckte uns die Besorgniß, daß wir bei Minden würden an die Preußen verkauft werden. Es wurde laut gesprochen, und der bekannte gewissenlose Seelenschacher des alten Landgrafen machte die Sache nicht unwahrscheinlich. Serre also, ein gewisser Wurzner aus Gotha und meine Per-

sonalität hatten bei Elsfleth den löblichen Entschluß gefaßt, uns den Fesseln der schändlichen Dienstbarkeit zu entziehen. Einige Nächte lauerten wir ohne Erfolg auf Gelegenheit; denn die Büchsenschützen hatten ihre geladenen Läufe überall hin gerichtet. Aus Verdruß und Müdigkeit war ich auf meinem Habersack eingeschlafen, und als ich den Morgen erwachte, waren die beiden Hechte fort und hatten mich vermuthlich mit Sicherheit nicht wecken können. Ich kratzte mich hinter den Ohren und sahe ärgerlich nach dem Kahne, der sie in die Freiheit geführt hatte. In Bremen versuchte ichs indessen allein auf meine eigene Hand, und es gelang mir am hellen lichten Tage unter ziemlicher Gefahr. Die nächste Veranlassung war ein Gezänk mit dem Feldwebel über Brodlieferung, in welches sich der kommandirende Offizier etwas diktatorisch handgreiflich mischte. Das Gespenst der Preußen saß mir fest im Gehirn, ich hatte ganz gegen meine Gewohnheit ohne alle Absicht in einigen Gläsern Wein mich etwas warm getrunken, und machte kurz und gut auf und davon, am Ufer hin, über die Brücke weg, in die Altstadt hinein. Ein guter alter ehrlicher Spießbürger mochte mir doch wohl einige Verwirrung ansehen; er kam freundlich zu mir und fragte: »Freund! Ihr seyd wohl ein Hessischer Deserteur?« Und wenn ich denn einer wäre? sagte ich: Da muß ich euch sagen, unser Magistrat hat Kartel mit dem Landgrafen. Und nun —

Und nun — das sind die letzten Worte, welche Seume geschrieben hat; das Folgende ist leider nur Erzählung aus den Erinnerungen einiger Freunde des Verewigten. Ihnen, welche ihn genau gekannt und innig geliebt haben, ist das Bild, welches er selbst gezeichnet hat; ein Vermächtniß, in welchem er bei ihnen fortlebt. Sie glauben ihn noch vor sich zu sehen und reden zu hören, weil sein Leben sich eben so anspruchslos und wahr, eben so heiter und gleichmüthig in Worten und Handlungen darstellte, als er es, während einer schmerzhaften Krankheit, beschrieben hat. Seine Selbstbiographie zeigt uns seine Jugend, seine übrigen Schriften zeigen den Mann, und folgende Züge von einer Hand, welche mit Treue zeichnet, werden die Schilderung seines edlen und liebenswürdigen Charakters vollenden. Große Sorgfalt für sein Inneres, wenige für sein Äußeres; ernstes Denken, ruhiges Erwägen und Tiefe des Gemüths; Mangel an Nachgiebigkeit und Reichthum an Nachsicht; Bewußtseyn seines Werthes und Bescheidenheit eines gebildeten Menschen; Freundlichkeit und Liebe im Herzen, oft finster um Stirn und Auge; empfänglich für das Schöne und Erhabene; flammender Eifer für Gerechtigkeit und eine gesetzmäßige Freiheit; selbstständig ohne Furcht; bitter gegen Falschheit und Unterdrückung; Haß gegen schlechte Menschen aus Liebe zur Menschheit; — so war Seume.

Wieland nannte Seumen, wegen seiner Tugenden und wenigen Bedürfnisse, den edlen Cyniker, einen Menschen von

großem Werth. Dieses Lob des berühmten und liebenswürdigen Mannes hat ihn sehr glücklich gemacht und wird ihn ehren bei allen, welche den Beifall der besten unter den Menschen für den höchsten Ruhm halten, den ein Sterblicher gewinnen kann. Einer seiner Freunde, der allen seinen entfernten Geliebten ein Sternbild widmete, wobei er ihrer in stillen Nächten gedachte, wurde von Seume gefragt: wohin er denn ihn einmal künftig einquartieren würde? und als er darauf im scherzenden Tone antwortete: »Sie haben schon lange Ihren Platz in dem hellen nicht untergehenden Gestirn des großen Bären;« sagte Seume mit Lächeln: So, so! Meinetwegen! — Die Begebenheiten, welche hier angeknüpft werden, sind Beweise zu dem Lobe, welches eine unpartheiische Freundschaft ausgesprochen hat und können als Belege dienen: daß ein widriges Schicksal der Hebel edler Naturen wird.

Das gutmüthige Volk der guten Stadt Bremen drängte sich als eine Schutzwehr um Seume herum und schob gewissermaßen den Fremdling hülfreich zum nächsten Thore hinaus. Seume, ein trefflicher Läufer, flog wie ein Pfeil. Demungeachtet waren seine Verfolger, die Hessischen Jäger, ihm immer ganz nahe und trieben ihn endlich in einen Sack zwischen den beiden Flüssen der Hunte und der Weser. Hier, glaubten sie, könne er ihnen nicht entspringen, und er selbst hielt sich für verloren: denn, wollte er sich ins Wasser stürzen, so tödtete ihn, den durch und durch Erhitzten, der Schlag; blieb er stehen, so war er das Opfer seiner Flucht. Zum Glück sah er in einem Weidenbusch am Ufer der Hunte einen

Fischerkahn und sprang hinein. Der mitleidige Fischer, welcher der Menschenjagd zugesehen hatte, hieß ihn, sich gleich auf den Boden niederlegen, und stieß augenblicklich vom Lande ab. Nun kamen auch die Jäger und schossen; aber die Kugeln flogen über das Schiff, und der gleichmüthige Schiffer arbeitete ruhig durch die Gefahr, bis er glücklich das jenseitige Ufer erreichte. »Hier, Freund, sagte der Mann, seyd Ihr frei, und auf Oldenburgischem Grund und Boden. Gott helf Euch weiter!« Das Leben war gerettet, die Kette zerbrochen, und der Landgraf litt einen Verlust von einer Handvoll Thaler, die er aus Seume's Verkauf zum zweitenmal hätte lösen können.

Den folgenden Tag kamen Hessische Offiziere mit freundlichen Worten, brachten Pardon, boten Geld, versprachen Beförderung; aber Seume ließ sich nicht verleiten, empfahl sich höflich und ging aus ihrer Gesellschaft weg nach der Stadt Oldenburg. Der damalige, jetzt noch in Rußland lebende Herzog dieses Landes, ein gebildeter, edler Fürst, unterstützte den einnehmenden interessanten jungen Deserteur, und that Vorschläge zu künftigen Lebensplänen; als aber Seume die Sehnsucht nach der geliebten Mutter und dem Vaterlande äußerte, entließ er ihn mit einem ansehnlichen Geschenk. Durch diese Großmuth konnte der so lange Geplagte und Verkaufte nun bequem, frei und froh die Rückkehr zur lieben Heimath antreten und der gerettete Sohn konnte wieder in die Arme der Mutter eilen. Schon hatte er wohlgemuth die Oldenburgische Gränze überschritten, als das unglückliche Vergessen, die Hessische Uniform mit einem Civilrock zu vertauschen, ihn gerade in den verhaßten Dienst brachte, dem er durch seine Flucht hatte entgehen wollen und ihm in einem Augenblick wieder Freiheit, Hoffnung und kaum genossenes Glück raubte. Preußische Werber hielten ihn an und schlepp-

ten ihn als Deserteur ohne Umstände nach Emden, wo er gemeiner Soldat werden mußte. Den Käfigt, in welchen man ihn, wie alle unfreiwillig genommene Soldaten, eingesperrt hatte, zu zerbrechen, dem ehemals strengen Preußischen Dienst und der verächtlichen Behandlung der Soldaten wieder zu entgehen, das war die einzige tröstliche Aussicht, welche ihm hier in der Garnison übrig blieb, und die ihn reitzte, so bald als möglich zu entfliehen. Einst, in einer sternhellen Nacht, führte er seinen Entschluß wirklich aus. Er mochte ungefähr eine Stunde gelaufen seyn, als die Lärmkanone seine Flucht ankündigte und die ganze Gegend zum Verfolgen aufrief. Seume ließ sich dadurch nicht schrecken; aber ein dicker Nebel verhüllte ihm den Weg, machte ihn irre und führte ihn wieder gerade nach Emden in die Hände derer, welchen er zu entgehen glaubte. In seinem Arrest schrieb er mit Kreide einen lateinischen Vers an die Thüre der Wachtstube, welcher die traurige Stimmung seiner Seele ausdrückte. Der wachhabende Offizier fragte, wer den Vers geschrieben habe? »Vermuthlich der kleine schwarze Arrestant;« antwortete die Wache. Das Kriegsverhör begann mit der Untersuchung über den Hexameter und ein Kapitän behauptete: er sey nicht richtig. Seume bewies aus der Prosodie, daß er vollkommen schön sey und lehrte die Richter, was zu einem guten Hexameter erfordert werde. Als aber demungeachtet der Kapitän seine Kritik noch zu behaupten suchte, brachte Seume einen Beweis vor, der entscheiden mußte; er zog seinen Virgil aus der Tasche und zeigte, daß jener Vers aus dem größten Künstler der lateinischen Poesie genommen war. Die Untersuchung über eine Stelle aus dem Virgil führte zu der Frage, wie er in Dienst gekommen sey? und als Seume hierauf finster antwortete: durch Gewalt von den Preußen wie von den Hessen: ließ man Gnade für Recht ergehen und befreite ihn von dem

Arrest. Der brave General Courbiere, welchen die Preußen, noch nach der Schlacht bei Jena, mit Achtung öffentlich genannt haben, nahm sich seiner an, erleichterte ihm den Dienst, trug ihm auf, seine Kinder zu unterrichten und empfahl ihn mehreren Familien. Jetzt hatte Seume keine Noth. Aber, weil er nicht hoffen durfte, wieder los zu kommen und keine Aussicht hatte, befördert zu werden bei der Einrichtung Friedrich II., nach welcher nur die Adelichen Offizierstellen erhalten konnten; dachte er an einen neuen Versuch zu entfliehen, ungeachtet der erste so wenig gelungen war. Es war Winter; die grundlosen Wege und Felder in Ostfriesland mochten eben hart und die weiten, tiefen Gräben eben zugefroren seyn, als Seume seinen Posten verließ, und, in der Dunkelheit der Nacht, das Weite suchte. Noch in eben der Nacht fing es an zu thauen; der Regen strömte vom Himmel und machte die Felder, worauf Seume seinen Weg in der Entfernung von der Landstraße und den Dörfern suchen mußte, zu tiefen Morästen. Länger als 24 Stunden war er, durchnäßt und erhitzt, ohne einige Stärkung, fortgewadet, durch das Eis in tiefe Gräben gesunken, und hatte mit fast übermenschlicher Anstrengung sich bis nahe an die Gränze gearbeitet, als er sich erschöpft fühlte und der Ohnmacht nahe in ein Dorf ging. Die Leute halfen ihm; aus seinen Stiefeln floß das Blut; man legte ihn in ein Bett. Der freundliche Amtmann des Orts besuchte ihn, gab ihm Erquickungen, und sandte ihn den andern Tag auf einem Wagen, sorgfältig in Stroh gepackt, unter einer handfesten Bedeckung, wieder nach Emden in die Ketten zurück. Wer vermochte jetzt den Unglücklichen, welchen Jedermann schon froh in Sicherheit glaubte, den seine Offiziere selbst mit Jammer wieder eingeliefert sahen, zu retten? Zum Unglück war der General, sein Gönner, mit dem Obersten des Regiments gespannt; keiner traute dem andern, um et-

was für den Arrestanten gegen die fürchterlichen Kriegsgesetze zu wagen. Die angesehensten Männer in Emden verwandten sich für Seumen mit allen Kräften, doch ohne glücklichen Erfolg; vergeblich bat fast die ganze Stadt. Endlich kam die Jugend, an ihrer Spitze die eigenen Kinder des Generals, und baten mit Thränen und Händeringen für ihren geliebten Lehrer um Gnade. »Kinder,« sagte der General, konnte aber vor Wehmuth kaum sprechen, »Kinder, ich kann nicht, so gern ich wollte.« — Man nahm Seumen die Ketten ab, und stellte ihn vor das Kriegsgericht, welches ihn zu zwölfmal Spießruthen verurtheilte. Finster und schweigend trat er ab, als der Oberste: Halt! rief. Seume trat wieder vor. Der Oberste sprach weiter: »In Rücksicht des sonstigen guten Betragens des Arrestanten, seines moralischen Lebenswandels und des guten Gebrauchs, welchen er von seinen Talenten macht, auch wegen der Art und Weise, wie er in den Dienst gekommen ist, verwandelt das Kriegsgericht die bestimmte Strafe in sechswöchentliches Gefängniß bei Wasser und Brod.« — Der General setzte halb laut hinzu: »Arrestant wird es auch wohl nicht übel nehmen, wenn ihm die Bürger zuweilen ein Stück Braten senden.« Dieser Wink wurde gut verstanden. Seume schmausete während der sechs Wochen seines Arrestes durch die Gutmüthigkeit der Bürger in Emden besser als der General, und konnte noch von seinem Überfluß den Kameraden reichlich mittheilen.

Diese letzte Flucht, die blutige Strafe, welche die preußische Disciplin für eine zweite Desertion bestimmte, und die unerwartete glückliche Wendung mußten Seumen noch bekannter machen, als er schon vorher war, und ihm allgemeine Theilnahme erwecken. Die Sache hatte durchaus keine nachtheiligen Folgen für ihn; der Dienst wurde ihm nicht schwerer gemacht, seine Freiheit nicht beschränkter, als sie vor seiner Entfernung

war; er konnte seine Lehrstunden wieder fortsetzen, und es fehlte ihm an nichts, als an Unabhängigkeit von dem preußischen Dienstzwange. Einst fragte ihn ein begüterter, braver Mann, ein Bürger der Stadt: Warum, Seume, suchen Sie nicht Urlaub, um einmal nach Sachsen zu reisen? — »Ich würde ihn nicht erhalten.« — Sie werden ihn gewiß erhalten; bieten Sie nur eine Kaution. — »Das kann ich nicht; denn ich habe nicht so viel Geld.« — Dann habe ich. Bieten Sie achtzig Thaler; sprechen Sie morgen mit dem General. — »Ich komme nicht wieder.« — Was geht das mich an; machen Sie das, wie Sie wollen; achtzig Thaler stehen parat. — Seume bat um den Urlaub, erhielt ihn, und kam glücklich bei seiner glücklichen Mutter in Poserne an.

Jetzt faßte er den Plan, sich in Leipzig ganz den Wissenschaften zu widmen, und während er seinem Körper, nach so vieler Anstrengung, Erholung gewährte, den Geist in größere Thätigkeit zu setzen. Wovon aber sollten die achtzig Thaler Kaution, die ihm so edelmüthig gegeben waren, wieder erstattet werden? Die gute Mutter hätte gewiß den letzten Heller für den geliebten Sohn und das wiedergefundene Glück hergegeben; aber der gute Sohn verschwieg die Schuld sorgfältig, weil er wollte, daß die liebende Mutter sich um seinetwillen nichts versagen, und in keine Verlegenheit kommen sollte. Der Kreissteuereinnehmer Weiße, der liebenswürdigste Mensch, den ich in einem Zeitraum von einem halben Jahrhundert habe kennen gelernt, und dessen Gleichen ich auf meinen Reisen nirgends gefunden habe, schaffte Rath und half Seumen auch aus der Noth, die ihm jetzt noch auf dem Herzen lag. Weiße gab Seumen einen englischen Roman: Honorie Warren, zum Übersetzen; als dieser mit der Arbeit fertig war, ging jener damit zu dem Buchhändler Göschen, sagte ihm den Zweck derselben und erzählte ihm die Geschichte

des Übersetzers. Dieser Roman ist 1788 gedruckt erschienen. Das Honorar dafür wurde nach Emden an den Mann gesandt, welcher durch seine Großmuth Seume's Befreier geworden war, und auf die Wiedererstattung wahrscheinlich gar nicht gerechnet hatte.

Vielleicht haben wenige Schriftsteller ihre Laufbahn aus so edlen Absichten als Seume begonnen; denn sein erstes Werk ist ein rührendes Denkmal des Edelmuths eines Bürgers (in Emden), der Dankbarkeit, Redlichkeit und kindlichen Liebe des Verfassers, wodurch dieses Buch jedem fühlenden Herzen interessant werden muß.

Jetzt widmete sich Seume, nach einer langen und prüfungsvollen Unterbrechung, ganz den Wissenschaften mit aller der Freiheit, die er sich ehemals gewünscht hatte und mit angeborner Liebe und Ausdauer, an dem Orte, den er ehemals aus freiem Entschluß verließ. Der Abweg, welchen er damals von seiner akademischen Laufbahn einschlug, hatte ihn durch scharfe Dornen, durch ein zwar schmerzliches doch läuterndes Fegefeuer geführt. Die wirkliche Welt, der Umgang mit Edlen und niedrigen Naturen, die sonderbaren Verhältnisse wilder, roher und disciplinirter Menschen im Kampf unter einander und mit den Elementen hatten ihm Lektionen gegeben, welche eine herrliche Vorbereitung zu den Studien der Wissenschaften wurden, und ihn vor Pedanterien, Schulstaub, Gehaltlosigkeiten und Übertreibungen sicherten. Um den Aufwand für die geistigen und leiblichen Bedürfnisse auf der Universität zu gewinnen, gab er Unterricht in lebenden Sprachen. Seine Methode war erleichternd für das Gedächtniß, bildend für den Geist, erweckend für das Gemüth; sie und die große Anhänglichkeit der Schüler an ihren Lehrer sind ein Beweis, daß ein vorzüglicher Mensch auf jedem Standpunkt das Rechte trifft und Achtung und Liebe einflößt.

1792 wurde Seume Magister. Der Küster Rothe an der Thomaskirche gab ihm dazu das Geld, zutrauungsvoll, ohne Eigennutz, aus reiner Achtung und Zuneigung; ihm ist auch das Gedicht »an meinen Freund Rothe in Leipzig zu seinem drei und sechzigsten Geburtstage« gewidmet. *)

Zum Beweise hinlänglicher Geschicklichkeit zu einem Magister, gehörte damals auch die Ausarbeitung einer Chrie nach hergebrachter Form. Das Formwesen war niemals Seume's Sache gewesen und war es noch weniger jetzt. Da gab es denn beim Examen statt der Fragen und Antworten Diskussionen über das Wesentliche und Unwesentliche in der Meisterschaft der Kunst und in dem Gebiete der Wissenschaft, welche dem Examinator sehr bedenklich und anmaßend vorkommen mußten. Als aber Seume seine Disputation: Die Waffen der Alten, verglichen mit den Waffen der Neuen, vertheidigte, war man zufrieden, und hielt ihn des Rechts, Vorlesungen zu halten, vollkommen würdig. Der Soldat war in einen Magister verwandelt, oder, welches die Eitelkeit lieber hört, in einen Doktor der Philosophie. Man kann nicht mit Gewißheit entscheiden, ob die Natur Seumen mehr Anlage zum Militärstande, oder für die Wissenschaften gegeben habe. Sein Körper war stark wie seine Seele. Aber es schien, als wenn er zur Mathematik, die einem Anführer in Feldzügen unentbehrlich ist, weniger Talent und Neigung hatte, als zu den schönen Wissenschaften, der Philosophie und Philologie. Damals scheint Seume's Absicht gewesen zu seyn, sich für eine akademische Lehrstelle zu bilden. Er hatte vermuthlich deßhalb als Vorbereitung die Stelle

---

*) Im 4ten Bande der gesammelten Schreiften Seite 249.

eines Instruktors und Erziehers gesucht, und eine solche gefunden in dem Hause der Gräfin von Igelströhm durch seinen Gönner Weiße, welcher, durch seine Kinderschriften, das Zutrauen begüterter Eltern in halb Europa erworben hatte und ganz Deutschland mit Hofmeistern versorgte. Jene Dame hielt sich in Leipzig auf, so lange ihr Sohn, der Seume zum Führer erhielt, dort studierte. Der Eleve war wild und sein Erzieher nicht wenig muthig und rasch. Einst als die jetzt verewigte edle Fürstin, Louise Henr. Wilh. von Dessau, bei der Gräfin von Igelströhm zum Besuch war und bei ihr in einer stillen Laube des Gartens saß, jagten die beiden Herrn, wie ein paar feurige junge Rosse, so gewaltsam vor den nervenschwachen Freundinnen vorüber, daß die Fürstin gar sehr erschrack. »Wer ist der finstre, wilde, junge Mann?« fragte sie. Der Führer meines Sohnes, antwortete die Gräfin mit Lächeln. »Führer!« wiederholte die Fürstin und schüttelte den Kopf. Ja, sagte die Gräfin, ein sehr guter, wohl unterrichteter Führer; ein sehr redlicher, interessanter Mann.

Als der junge Graf seine akademischen Studien geschlossen hatte, holte ihn sein Vater von Leipzig ab. Dieser nahm auch Seumen mit und führte ihn zu seinem Bruder, dem russischen bevollmächtigten Minister und General en chef. Er wurde Sekretär des Generals, kam mit demselben 1793 in Warschau an, gewann die Achtung desselben und erhielt von ihm eine Offizierstelle bei den Grenadieren, damit er Gelegenheit zum Emporsteigen bekommen möchte. Im Besitze des unbeschränkten Vertrauens mußte er alle wichtige diplomatische Papiere in jener kritischen Periode, welche der Theilungsgeschichte Polens folgte, für die große Kaiserin Katharina die Zweite ausarbeiten. Der General hatte nicht unterlassen, den Verfasser dieser Aufsätze der Kaiserin zu nennen, und diese

hatte ihm die Beförderung seines Grenadierlieutenants empfohlen.

Igelströhm und Seume! Das war eine Verbindung eigener Art. Der alte Hof- und Staatsmann war üppig, prachtliebend, sinnlich, verständig und klug; aus Diensteifer ein tüchtiger politischer Despot, übrigens ein braver Sodat, großmüthig und gutmüthig. Man hat ihn vieles Bösen beschuldigt; aber Seume hat ihn mit Unparteilichkeit gerechtfertigt in einer Schrift, welche er über die damalige Lage der Dinge in Polen geschrieben hat, und welche gleich erwähnt werden wird. Diesem Manne stand Seume zur Seite, wie wir ihn kennen; Seume, der immer die Wahrheit unverholen sagte und von den polnischen Angelegenheiten ganz andre Ansichten hatte, als der General und die Kaiserin. Demohngeachtet bewies Igelströhm seinem Sekretär privatim und öffentlich die größte Achtung und ein aufrichtiges Wohlwollen. Der polnische General Kosciusko hatte die Russen geschlagen; diese nannten ihn einen Meuter und Bösewicht; Seume sagte, er sey der edelste und bravste Pole, und Igelströhm erwiederte nichts weiter darauf, als: Mon cher, Sie sind ein sonderbarer Mensch. Wenn Seume in seinem schlechten Oberrock manchmal von seinem Schreibetisch aufsprang, um den General über etwas zu fragen, und ohne Toilette durch das Vorzimmer eilte, worin die vornehmen Polen und Russen vom Militär- und Civilstande auf Audienz warteten, so hielten ihn diese für einen Domestiken des Generals und behandelten ihn herablassend; er sie dagegen ohne Komplimente wie seines Gleichen. Der Mensch kam ihnen noch sonderbarer vor, wenn sie ihn hernach an der Tafel mitten unter sich sitzen sahen, wenn der General ihn nicht anders als mon cher nannte, und ihm auch wohl eine seltene Schüssel sandte, wenn er wußte, daß Seume sie gern aß. Die Erscheinung war ihnen ein Räthsel,

das sie manchmal aus dem Takt brachte und dessen Auflösung oft komisch genug war. Der Ton an des Generals Tafel war ungezwungen, heiter, interessant und witzig. Nicht selten fochten die dort anwesenden Kriegsmänner mit Epigrammen gegen einander, und unter ihnen waren mehrere, welche, unbeschadet ihrer militärischen Verdienste, mit den Musen so vertraut waren, daß sie während des Essens sehr schöne Verse aus dem Stegereif machen konnten. Der junge, schöne Major von Igelströhm, eben so muthig als geistreich und gut, ein naher Verwandter des Generals und ein glänzender Stern in jener Gesellschaft, war vorzüglich Seume's Freund.

Nach und nach wurde es in Warschau bekannt, daß der Sekretär bei seinem Chef viel galt; da versuchte man denn eine Zeitlang ihn zu allerhand vortheilhaften Spekulationen zu benutzen, bis seine Uneigennützigkeit und Redlichkeit eben so bekannt wurden, als die Gunst des Generals, und bis die Bestecher sich einander ins Ohr flüsterten: mit dem Menschen ist nichts anzufangen. Unter andern bat ein Jude um seine Protektion bei Gelegenheit eines Magazinverkaufs. Er meinte, es sey doch besser, daß ein so verdienstvoller Mann, wie der Sekretär, und ein so ehrlicher Mann, als er, der Kauflustige, bei der Sache gewönnen, als ganz fremde und habsüchtige Menschen. Was wollen Sie denn geben? fragte Seume; der Jude nannte eine Summe. So viel, sagte Seume, ist die Sache nicht werth, es scheint, Sie haben Sich sehr verrechnet. Sie werden Ihre Verbindlichkeiten nicht erfüllen können. Bleiben Sie davon. »Was?« erwiederte der Jude empfindich, »ich mich verrechnen? Ich versichere Ihnen, daß noch eine hübsche Summe schöner Dukaten für Sie, und für mich ein ganz honettes Profitchen übrig bleibt.« Seume wies den Mann zum General und fertigte ihn mit der Versicherung ab, daß er sich in ihm sehr geirrt habe und auf ihn gar nicht rech-

nen dürfe. So muß man es anfangen, wenn man arm aber ruhig leben und sterben will.

Der General Igelströhm versuchte den Stoiker ein wenig zu sybaritisiren; aber auch er sagte sehr oft in guter Laune: an dem Menschen ist Hopfen und Malz verloren.

Auf heiteres Wohlleben folgten nun wieder Schrecken des Todes. Die Kaiserin verlangte eine Reduktion der polnischen Nationaltruppen; die Polen widersetzten sich, und es brach die Revolution, welche schon lange unter der Asche glimmte, endlich in vollen Flammen aus. Über 100,000 Polen hatten sich verschworen, und, was unglaublich scheint, diese, aus Menschen aller Art zusammengesetzte, Verschwörung blieb zwei Jahre lang verschwiegen. Die interessante Begebenheit, ihre Veranlassung und Folge, erzählt Seume in einer Schrift unter dem bescheidenen Titel: Einige Nachrichten über die Vorfälle in Polen im Jahre 1794, welche er zuerst zu Leipzig 1796 herausgegeben und dem Herrn Grafen von Hohenthal auf Knauthayn aus Dankbarkeit zugeeignet hat. Er sagt in der Vorrede:

»Es war einer der schönsten Tage meines Lebens, als ein rechtschaffner Mann mich Ihnen, verehrungswürdiger Wohlthäter, einst mit den Worten empfahl: Er ist ein Knabe guter Art; der Segen seines Vaters ruht auf ihm. Seine Empfehlung galt, und noch jetzt thut dem Kriegsmanne die Erinnerung im Herzen so wohl, als sie dem Jüngling oft am Grabe des Vaters that.« — — —

Nachdem er die Verbindlichkeit, welche der Graf ihm aufgelegt, öffentlich erkannt hat, fährt er fort:

»Wenn irgend eine gute Seele bei einer gutgedachten und gutgesprochenen Stelle mir mit einer leisen Empfindung des Dankes lohnen sollte, so übergebe ich Ihnen den Zoll, den ich durch Ihre Güte zu empfangen in den Stand gesetzt wurde.«

Die Darstellung jener fürchterlichen Tage in der genann-

ten Schrift, als ein wichtiges Stück aus Seume's Leben, und von ihm selbst geschrieben, muß hier mit seinen eigenen Worten eingeschaltet werden.

»Nachdem die Russen von den Polen geschlagen waren, fingen die Unruhen auch in Warschau an. Der General Igelströhm nahm dagegen Maßregeln und nun brach das Blutbad am grünen Donnerstag aus. Die Polen glaubten das Prävenire wählen zu müssen. Ungefähr 4000 pohlnisches Militär befand sich in Warschau, für welches ihre Chefs mit ihren Köpfen zu bürgen versprachen; aber ihre Bürgschaft half den Russen nichts. Das Verständniß war nur unter einigen kleinen Offizieren von der Krongarde zu Fuße und zu Pferde und von der Artillerie, kaum einigen hunderten Gemeinen und einigen hunderten der unternehmendsten Köpfe von der Populace. Sehr wenige Staabsoffiziere entschlossen sich Partei zu nehmen. Die Subalternen führten ihre Kompagnien, als ob es zum Exerzierplatz ginge, und alles gewann bald ein ziemlich wohlgeordnetes Ganze. Um Mitternacht brachten die Kosaken schon Rapport von häufigen Bewegungen. Die Mirsche Kavallerie that früh ungefähr um fünf Uhr den ersten Angriff auf einen russischen Posten von zwei Kanonen, nicht weit vom eisernen Thore, hinter dem sächsischen Palaste, war glücklich in schneller Überraschung, hieb den größten Theil der Leute nieder; vernagelte die Kanonen, und bald lief das Feuer durch die ganze Stadt. Die Russen waren sogleich auf ihren bestimmten Posten, aber alles war noch wie in einer fremden Welt und wußte so wenig von der Absicht der andern bei dem Lärm, daß russisches und pohlnisches Militär noch mit Honneurs vor einander vorüber zogen. Mit vieler Geschicklichkeit hatten die Pohlen, welche natürlich die russischen Posten wußten, die verschiedenen Kommando's abgeschnitten. Nun gab es erst Erklärungen, und in kurzem war alles in Feuer. Die

Pohlen öffneten das Zeughaus und führten ihre zahlreiche ziemlich wohlbediente Artillerie heraus, und fingen an, aus allen Kräften mit derselben zu arbeiten. Bis ungefähr um zehn Uhr war das Gefecht noch sehr furchtsam von Seiten der Pohlen, indem die Populace sich noch scheute, sogleich thätig Partei zu nehmen. Aber um diese Stunde hatte man schon einige Offiziere gefangen, einige Posten und einige Kanonen genommen; und alles strömte nun nach dem Zeughause, um Waffen und Munition zu holen, welche man denn auch an alle und jede mit Vergnügen austheilte. Auch war schon an verschiedenen Orten Munition aufgeführt. Man stelle sich vor, daß von den Russen nicht mehr als 5500 Mann unter dem Gewehr standen, daß fast eine gleiche Anzahl pohlnischer Soldaten und gewiß über 20,000 Bewaffnete aller Art gegen dieselben fochten, daß die Pohlen eine Überlegenheit in der Menge ihrer guten und wohlbedienten Artillerie hatten, daß sie überall den Vortheil der Position in den engen Gassen und allen Plätzen durch genauere Kenntniß der Lokalität sich zu erwerben wußten, daß sie nicht von Enthusiasmus, sondern von Wuth hingerissen blind auf den Tod liefen; nehme man dieses alles, und man kann fast nach mathematischer Berechnung den Ausgang der Aktion bestimmen. Einige Bataillons der Unsrigen gingen unstreitig etwas zu frühe unter dem Kommando des General Novitzky aus der Stadt; und das Ganze konnte also deßwegen noch weniger einen Vereinigungspunkt gewinnen. Hätte der General Igelströhm am Donnerstage das ganze Unternehmen der Polen, alle ihre Vortheile und die ganze augenblickliche Lage der Seinigen gekannt, ich bin versichert, er würde nicht mit Hartnäckigkeit die Stadt haben behaupten wollen; da ihm der Rückzug noch frei stand. Aber Mangel an Kommunikation ließ selbst den kommandirenden General nur einen Theil der Geschichte übersehen; und diese

Kommunikation war unter den Umständen gar nicht so leicht, als mancher wohl glauben dürfte. Es wurden viele Kouriere erschossen oder gefangen, die von einem Posten zum andern geschickt wurden. Das Gefecht dauerte mit abwechselndem Glücke den ganzen Donnerstag fort. Eine offene Feldschlacht ist nach dem Zeugniß aller alten Offiziere ein Spielwerk gegen eine solche Mönchsklepperei, wo der ehrliche Kerl aus dem Winkel niedergeschossen wird, ohne einen Feind zu sehen. Die Schüsse flogen von den Ecken, aus den Kellern, aus den Fenstern, über die Mauern, von den Dächern; und von unten und oben und von allen Seiten und überall war Tod, und niemand zeigte sich. Ungefähr siebenzig Kanonen von verschiedenem Kaliber arbeiteten ohne Aufhören durch die Plätze und Gassen der Stadt; bald drängten die Russen, bald die Polen. Das Rikoschet der Kartätschen rasselte grell von einer Mauer zur andern, und schlug nieder, was die geraden Kugeln nicht fassen konnten. Schon waren die Straßen mit Leichen bestreut. Man konnte schon deutlich sehen, daß wir uns unmöglich würden halten können. Die Nacht brach ein; das Postengefecht dauerte fort. An allen Ecken und Plätzen der Stadt arbeitete das Geschütz; und das kleine Gewehr machte von allen Quartieren eine grelle Musik während der Pausen. Die Nacht war furchtbar schön. Der Himmel schien sie gemacht zu haben, um den Menschen Spielraum zu ihrer Thorheit zu geben; mit glänzender Ruhe blickte der Mond auf den Wahnsinn der Elenden herab. Die beiden Abende werden lange, vielleicht immer ihr Bild in meiner Seele lassen; es ist groß und schrecklich. Der ferne und nahe Donner der Stücke, der sich fürchterlich dumpf durch die Straßen brach, das Geklettere der kleinen Gewehre, der hohle Ton der Lärmtrommeln, der Todtenlaut der Sturmglocken, das Pfeifen der Kugeln, das Heulen der Hunde, das Hurrahgeschrei der Re-

volutionäre, das Klirren ihrer Säbel, das matte Ächzen der Verwundeten und Sterbenden; nehmen Sie dieses alles in der tiefen, hellen, herrlichen Mitternacht, und vollenden Sie das Gemälde nach Ihrem eigenen Gefühl. Ich vergaß unter der Größe des meinigen der Gefahr, und freute mich einige Augenblicke bei der schaurigen Scene gegenwärtig zu seyn. Schon den Donnerstag Nachmittag waren die Pohlen in das Hintertheil des Igelströhmischen Palastes, wo der Ingeniergeneral von Suchteln stand, einmal eingedrungen, und hatten aus demselben alle Hofzimmer, unter denen die Gesandtschaftskanzlei war, mit ihren Kugelbüchsen zerschossen; wurden aber nach einer Stunde wieder daraus vertrieben. Von allen Seiten wurde der Palast gedrängt, und schon gegen fünf Uhr Abends das hintere Thor, welches die Pohlen mit Gewalt zu erbrechen suchten, verrammelt, und der Thorweg mit todten Pferden vollgeführt. Zu verwundern war es, daß nichts Feuer fing; indem das Schießen von beiden Seiten so heftig war, daß man vor Dampfe keine Hand breit im Hofe sehen konnte. In der Nacht selbst gab der General die Hoffnung auf, sich länger halten zu können. Die Zeit eines glücklichen Rückzugs war verstrichen, und nun dachte man bloß auf Rettung. Der General schickte verschiedene Offiziere als Kouriere zu dem damaligen Brigadier Mokronowsky, der an der Spitze der Revolutionäre stand, um wegen des Auszugs zu verhandeln; aber keiner kam zurück; und wenn man auch dieses Verfahren der Pohlen mit der allgemeinen Verwirrung entschuldigen wollte, da man ihnen durch die Wuth des Pöbels keinen sichern Rückweg schaffen konnte, so ist doch das folgende Benehmen der Herren, die durchaus mit ihren Kanonen Gerechtigkeit predigen wollten, sonderbar genug, indem man alle diese Offiziere, unter welchen selbst der Brigadier Bauer sich befand, hernach als Kriegsgefangene behielt, da sie doch auf Treu und Glau-

den mit Trompetern gekommen waren; eine von den vielen Inkonsequenzen, die man in der ganzen Geschichte findet. Der General Igelströhm schaffte sich endlich mit ungefähr vierhundert Mann, nachdem er sich im engsten Gedränge noch bis den Freitag Nachmittag geschlagen hatte, mit Gewalt nach der Seite von Povonsk einen Ausweg. Hätten die Polen Disposition und Entschlossenheit genug gehabt, so wären wenige Russen durchgekommen, gestehen selbst einige wackere Offiziere von den Unsrigen, die bei der Retirade waren; aber die Russen fochten wie Russen. Die Grenadiere wiesen jeden Vorschlag und Zuruf, sich zu ergeben mit Verachtung zurück, und sagten: ihre Bajonette würden ihnen schon Durchgang verschaffen. Auch schleppten sich wirklich Schwerverwundete unter dem heftigsten Feuer von allen Seiten bis vor die Stadt hinaus, wo sodann die herbeieilenden Preußen ihren Rückzug deckten. Ich hatte daß Unglück, da ich eben einen schwerverwundeten Kameraden, den ich schon einigemal besucht hatte, auf noch einige Augenblicke sehen wollte, in der Eile zurückgelassen, abgeschnitten von einem Ort zum andern getrieben und endlich gefangen zu werden. Was seit der Zeit im Felde vorgegangen ist, kann ich nicht als Augenzeuge, sondern nur durch Nachrichten und aus der Wirkung wissen, die es auf Warschau hatte; und auch dieses nur unzulänglich, da unsere Gefangenschaft so enge war, daß wir Kriminalverbrechern ziemlich ähnlich sahen.

»Den Freitag Nachmittag hatte sich also der General Igelströhm mit den einigen Hunderten, die er noch zusammenziehen konnte, durchgeschlagen und sich mit den Preußen vereiniget. Die Zurückgebliebenen wurden meistens niedergemacht, wenn sie nicht so glücklich waren, einem vernünftigen Militär oder sonst menschlichen Menschen in die Hände zu fallen. Ich verbarg mich im Hotel des Grafen Borch, wo mein verwundeter Freund lag, in welches ich, als ich zu den

Unsrigen retiriren wollte, von einer Partei zurückgetrieben wurde. Das Gemetzel fing nun erst an recht wüthend und grausam zu werden, da die Pohlen nun entschieden überall das Übergewicht hatten, und der bewaffnete Pöbel selten Gefühl für Menschlichkeit hat; und das Schießen dauerte, wiewohl nicht so stark als gestern und heute Vormittage, durch die ganze Stadt fort, bis ohngefähr um Mitternacht, wo sodann nur unterbrochen aus kleinem Gewehr gefeuert wurde. Den Sonnabend früh fing es in einzelnen Parteien, wo sich noch die Feinde trafen, zuweilen hartnäckig wieder an, indem sich einige Rotten Russen wie Verzweifelte wehrten; hörte aber gegen den Mittag ganz auf. Denn jetzt wurde zur Ruhe geschlagen und geblasen; und hier muß ich gestehen, so groß vorher das Geschrei, der Lärm, das wilde Geschieße und verworrene Geheul bei Morden und Plündern gewesen war, so schnell war nun alles stille; es fiel kein Schuß, kein Schlag mehr. Ich war so glücklich gewesen, vor der Wuth der besoffenen Parteien mich verborgen zu halten, indem ich wirklich in den Todesstunden, wo keiner der Unsrigen, als nur Erschlagene und Halbtodte, mehr zu sehen waren, meine Retirade hinter ein großes Bollwerk alter Fässer auf einem der obersten Böden nahm. Unzählige Parteien zogen zu Mord und Raube unter und neben mir hin, rekognoscirten glücklich umsonst alle Schlupfwinkel um mich her, und zogen mit dem tröstlichen Fluche fürbaß: Verdammt, hier sind keine Russen. Sie sehen, lieber Freund, daß ich sehr offenherzig erzähle, da niemand um die Geschichte weiß, als ich selbst; denn daß ich die Nacht vom Charfreitag zum heiligen Sonnabend ganz ruhig hinter einer Batterie Tonnen auf einem der höchsten Böden Warschau's über Welt und Menschen und ihre und meine Narrheit philosophirte, wird man wohl schwerlich unter die Heldenthaten rechnen.

»Nachdem ich einmal das Unglück gehabt hatte, zurückzubleiben; und wer damals zurückblieb, den konnte man eben nicht geradezu der Poltronerie zeihen; nachdem ich mich ferner ziemlich mathematisch überzeugt hatte, daß ich allein wohl schwerlich Warschau behaupten würde, so fing ich omnibus modis an darauf zu denken, wie ich nun meinen Hirnschädel endlich sichern möchte; und der Himmel war so gnädig mich zu schützen. Der fürchterlichste Augenblick meines Lebens war den Sonnabend Morgens, als das Gefecht in einzelnen kleinen Parthien wieder anfing. Es hatten sich nämlich noch einige von unsern Soldaten, mit mehrern Bedienten, Weibern und Kindern von der Ambassade auf einen Boden des andern Flügels von dem Gebäude retirirt, den von mir nur eine dünne Bretterwand schied. Eine starke Partei, vermuthlich von gestern oder schon wieder heute besoffener Polen, drangen auf den Boden, und die russischen Soldaten wollten den Angriff zurücktreiben. Das Gefecht fing also oben an. Stellen Sie sich vor, auf einen Obergebäude das Krachen der Schüsse, das Geklirr der Gewehre, das wüthende unartikulirte Gebrülle der Polen, das Geschrei der Russen, das Kreischen der Weiber und Kinder in der Todesangst; es ist doch etwas ganz anders, als wenn man dergleichen nachgemacht auf dem Theater sieht und hört. Ich selbst war für mich in diesem Momente in Sicherheit; aber mein Gefühl ergriff mich mächtig; ich bebte, ich fühlte Kälte durch meine Glieder fahren, die Haare starrten unter dem Hute; ich glaube, es war selbst Todesangst: es war eine unnennbare schreckliche Empfindung, die ich in meinem Leben weder vorher noch nachher gehabt habe. Mir war diese Erfahrung Bestättigung einer Meinung, die ich immer gehabt habe; um das Gefühl eines Mannes zu seiner Höhe zu treiben, gehört nothwendig die ganze Macht der Sympathie: Zufälle seiner eigenen abgesonderten Individualität

reißen ihn nie so sehr außer sich, daß er sein Gleichgewicht verlöre, oder er verdient nicht mehr, daß man ihn Mann nenne. Ich hatte während der ganzen Zeit meiner Krypto-militärschaft hinter den Tonnen meinen Degen in der Faust, um ihn an vernünftige Leute mit Anstand abzugeben, oder ehrlich in der Arbeit zu sterben, wenn mich eine Rotte Bedlamisten entdeckte; ein Tertium war schwerlich denkbar. Ich hatte seit Mittwoche Abend nichts als einige Bissen Konfekt gegessen, die mir ein Soldat vom Raube reichte, und einigemal einen Trunk Wasser getrunken; Sie können also leicht denken, daß mich den Sonnabend früh Hunger und Durst plagte. Ich rekognoscirte von oben herab die Straße, als sich der Lärm etwas zu legen anfing; aber alles war noch voll Verwüstung und Verwirrung. In dem Hofe des Palastes waren zum wenigsten noch einige Hundert bunten Gesindels aller Art, mit Waffen aller Art, schrieen Sprachen aller Art durch einander; und nur zuweilen brach mit unaufhaltbarer Gewalt der Jubel: Freiheit und Kosciusko! durch den Haufen. Ganz matt warf ich mich auf den Boden und schlief recht ruhig ungefähr eine Stunde, als mich der hohle Lärm von Fußtritten und das Stampfen der Gewehrkolben weckte: ich fuhr auf, und setzte mich wieder in meine alte Positur; aber auch diese Gesellschaft ging fluchend vorüber, ohne mich zu wittern. Ich wartete noch eine Weile; Hunger und Durst fingen von neuem an gewaltig zu werden; ich hesitirte noch etwas, denn wer hesitirt nicht ein wenig, ehe er den Fuß rückt, wenn der Schritt den Kopf gilt? auch wenn er ziemlich hungrig und durstig ist. Nach kurzer Überlegung ließ ich den Degen liegen, riß die Kordons vom Hute, warf Feldzeichen und Feder weg, und marschirte so entschlossenen Muthes, da ich zum Glück nur einen blauen Überrock an hatte, durch das Getümmel. Zwei Schildwachen standen am Eingange des Hauses, vier am

Thore; Niemand bemerkte mich, unter der Verwirrung. Alle Straßen lagen voll todter Pferde, Sättel, Mäntel, Monturen, Kasken und Exuvien aller Art; die Kadaver der Gebliebenen hatte man gleich des Morgens zusammengesammelt, und in den verschiedenen Gegenden der Stadt in Haufen gestapelt, um sie zu zählen, und von da sie zu begraben, oder in die Weichsel zu werfen. Mich däucht, in der Geschichte mehr Beispiele gelesen zu haben, daß man bei Warschau die Todten in die Weichsel warf. So philosophisch man auch denken mag, empört ein solches Verfahren doch immer das Menschengefühl; ehemals sah man es als etwas Charakteristisches der alten Barbarei an, und jetzt kann es ein Beispiel seyn, daß unser Jahrhundert sich von derselben bei weitem noch nicht völlig losgemacht hat. Alles fand ich auf der Straße; die Revolutionären mit noch blutigen Waffen unter Hurrahrufen, die andern als Neugierige, und nicht wenige zeigten sich zu ihrer eigenen Sicherheit; indem niemand sicher war, der nicht wenigstens an der Freude äußerlich Theil nahm. Pistolen und bloße Säbel waren in Aller Händen; und ich habe selbst Männer wandeln gesehen, die zwei Paar Pistolen im Gürtel trugen, in der einen Hand den Säbel hatten, und am andern Arm eine Dame führten. Sie können sich leicht vorstellen, daß meine Promenade keine der angenehmsten war; ich durchwandelte, ohne geflissentlich viel Notiz zu nehmen, einige Gassen. Das Haus des Generals Igelströhms war ganz zerstört, es stand nur das Gerippe davon da; in denjenigen einiger andern Russen hatte man nicht viel glimpflicher gehaußt. Mein erster bestimmter Gang war zu dem sächsischen Major, Herrn von Geßnitz, bei dem ich, als einem Landsmanne, mir die erste Nachricht von dem Ausgange und der Lage der Sachen holen wollte, da ich selbst weiter nichts wissen konnte, als daß die Unsrigen fort waren. Der Major kam mir mit weit

größerer Angst entgegen, als ich selbst hatte, und bat mich um Gottes Willen nicht in sein Haus zu kommen. Dem Vater einer Familie mußte dieses Gefühl natürlich seyn; ich versicherte ihn, daß ich durchaus nicht meine Sicherheit auf Kosten der seinigen erkaufen wollte, auch wenn man mich vor seiner Schwelle niederhauen sollte. Er konnte oder wollte nicht viel sprechen, und schien meine augenblickliche Entfernung zu wünschen. Auf seinen Rath sollte ich nach dem Rathhause in der Altstadt zu dem erwählten Präsidenten Sakreczewsky gehen, und mich zum Arrest melden. Unwillkührlich marschirte ich von ihm fort durch den Sächsischen Hof, um einen andern Freund, den Doktor Blauberg, aufzusuchen, der als Arzt doch nicht mit bei der Schlächterei gewesen seyn konnte. Hier erschien ich als ein Gespenst; denn ich sollte mit Gewalt den vorigen Tag nicht weit von dem Hause gefallen seyn, und die Bedienten hatten noch die Identität meines Kadavers nach genauer Besichtigung behauptet. Kaum wollte man mir glauben, als ich selbst das Gegentheil versicherte. Den Doktor selbst hatte man eine halbe Stunde vorher, als den Russen anhänglich, abgeholt, und sein alter Schwiegervater bat mich inständig, ihn nicht in Gefahr zu setzen. Er bot mir Säbel und Pistolen an, damit ich unter der Maske eines Revolutionärs sicher in das Arsenal kommen könnte. Ich liebe nie die Maske; ich dankte ihm und wandelte vor Verdruß einige Gassen auf und ab. Der Mann meinte es gut; er war selbst Pole, und konnte nichts anders thun, wir waren beide in Verlegenheit. Ich kam unvermerkt wieder in den sächsischen Garten, und hielt hier, auf dem besten Spaziergange in Warschau mit mir selbst Kriegsrath, was ich wohl mit meinem Kopfe anfangen sollte. Alle Ausgänge waren besetzt, die Gegend wimmelte von Truppen und wilden Revolutionären; und vor der Stadt, sagte man mir im Hause des

Doktors, wird alles niedergehauen, was man auffängt. Noch unentschlossen was ich thun sollte, war ich in Gedanken in die Krakauer Vorstadt gekommen, und hier hielt das Schalinskische Regiment mit seinen Kanonen. Einige Offiziere sprachen französisch, und plötzlich fiel mir ein, es wäream besten, ich bliebe hier; und sogleich war ich bei ihnen. Meine Herren, sagte ich, ich bin ein russischer Offizier, bei Ihnen kann ich hoffentlich sicher seyn. Sie sahen mich voll Verwunderung an, und mir selbst war es nun unbegreiflich, wie ich, da ich doch Uniform-Unterkleider trug, und der Hut mit Knopf und Litze noch ganz militärisch aussah, durch das wüthige Gewimmel gekommen war. Meine erste Bitte war um etwas Trinken, und sie ließen sogleich aus der nahen Apotheke etwas Zimmetwasser holen, welches mir mit einem Stücke Kommißbrod auf der Kanone recht köstlich schmeckte. Die Offiziere waren sehr höflich und artig, und fragten und sagten manches über die Begebenheit; einige davon erinnerten sich nun, mich in der Uniform gesehen zu haben. Sogleich versammelten sich um uns her einige Dutzend von der Populace, und fragten mit grimmigen Blicken: ob ich kein Russe wäre? da ihnen aber ein Offizier sagte, ich sey ein Franzose, und sie mich französisch sprechen hörten, gingen sie halb mißtrauisch weiter. Sie haben uns viel, sehr viel zu schaffen gemacht, sagte mir sodann ein Offizier, welcher deutsch sprach; unser Regiment hat 250 Mann Verlust; aber wie konnte Ihr General die Stadt gegen unser Militär, unsere starke Artillerie, unsere ganze bewaffnete Bürgerschaft, gegen alle unsere Vortheile, die uns Lokalkenntniß gab, behaupten wollen? wahrlich, die Idee war gigantisch. Ich sagte ihm, daß man Vorfälle nicht immer vorher sehen könne, und daß keiner gewinnen würde, wenn sich der Andere nicht verrechnete. Alle waren sehr artig; und zwei von ihnen begleiteten mich nach dem königlichen

Schloß, wo mich Mokronowßky, der eben dort war, auf die Hauptwache bringen ließ. — — —

Als ich den Sonnabend Nachmittag im Schlosse anlangte, hatte man eben vor dem Schloßthore noch einige Russen niedergehauen, die die Wache nicht retten konnte. Nun fing die Ungezähmtheit und Gesetzlosigkeit an, ihre Kräfte zu zeigen. Alles trug Waffen; und nur sehr wenige hatten Scharfsinn genug, um zu sehen, was weiter geschehen würde. Es führte blos Haß, Wuth und Wahnsinn; und um die Grausamkeiten zu beschönigen, erdichtete man die lächerlichsten Beschuldigungen. Leicht ist es, die Rache des Pöbels zu reitzen, aber sehr schwer, sie zu besänftigen. Man sprach von Freiheit, Niemand hatte davon einen Begriff; alles war zügellos, und bei der geringsten Veranlassung drohete man, alle Gefangene ohne Unterschied zu morden. Die einstweilige Regierung wandte zwar alles an, um wieder Ordnung herzustellen; aber folgendes Beispiel zeigt, wie schwach das Ruder gegen den Sturm war. Bei einer kleinen nichtswürdigen Veranlassung wurde den ersten Osterfeiertag achtzig russische Gefangene niedergemetzelt. Ich habe die Geschichte mit den Umständen von einem Pohlen, der Augenzeuge des schändlichen Schauspiels gewesen ist, der zuvor nichts weniger als russischer Partisan war, aber nach und nach, durch wilde Unordnung und dergleichen Unmenschlichkeiten getrieben, selbst in der größten Gefahr fast immer für uns war. Obige Anzahl Gefangener sollte von einem Ort zum andern gebracht werden. Alles geht, natürlich voll Neugierde, bewaffnet vor, neben und hinter ihnen her, um recht nach Herzenslust spotten und schimpfen zu können, welches jederzeit das Vergnügen des Pöbels jeder Art ist. Ein kleiner giftiger Junge, dem vermuthlich die Physiognomie eines der Gefangenen zuwider war, oder der von ihm auf seine Spottfragen eine nicht genug demüthige Antwort erhalten hatte, schießt mit der Pistole nach

ihm, trifft aber zum Unglück einen dabei kommandirten Offizier durch den Arm, und hat die listige Bosheit, die Pistole dem Gefangenen unter die Füße zu werfen, und zu sagen: dieser habe sie ihm aus dem Gürtel gerissen, und nach dem Offizier geschossen. Alles ward wüthend, schrie Halt! und wollte sogleich über die Gefangenen herfallen. Die Menge wuchs, man führte schon Kanonen mit Kartätschen herbei, und kein Ansehen einiger herbeigeeilten Magistratspersonen half etwas. Die Gefangenen fielen auf die Knie, baten flehend und mit gefalteten Händen, man möchte untersuchen, und den Schuldigen tödten: nichts, man drohete, alle Gefangene in allen Gefängnissen zu ermorden, wenn man ihnen nicht diese Preis geben wollte. Die Krise war schrecklich: das Militärkommando war nicht stark genug, den bewaffneten Pöbel zu zähmen; er fiel mit dem Säbel über die armen Elenden her, und metzelte sie mehr als schlächtermäßig alle nieder. Leute, die zugegen gewesen sind, können das Gräßliche des Anblicks nicht genug beschreiben, wie die noch zuckenden rauchenden Glieder der Zerstümmelten in einem kleinen Raum auf der Methstraße umher gelegen haben. Das ist Volkswuth. Gesetzt auch, welches doch selbst Polen, als nicht wahr eingestehen, daß der Gefangene die Pistole im Grimm ergriffen habe, so konnten doch nur Unmenschen deßwegen so viele Unschuldige niederhauen. Dieses war einer der kritischen Augenblicke für die Gefangenen; und der Major Wengersky, der durch seinen Volkston viel Ansehen und Gewalt über die bewaffnete Menge hatte, sagte nachher zu uns: »Kinder, dieser Sturm war gestillt, gebe Gott, daß er nicht von neuem ausbreche; seyn Sie um Gottes Willen ruhig und vorsichtig; denn in dieser Lage kann man für nichts stehen.« In der Schloßwache waren ohngefähr sechzehn gefangene Offiziere von den Unsrigen, die meisten verwundet und einige sehr schwer.

Hier wurden wir aus des Königs Küche gespeist, und man begegnete uns mit vieler Artigkeit. Nach vierzehn Tagen wurden die Kranken in das Spital, und wir übrigen in das Kommissionshaus gebracht, wo wir mehrere unserer Kameraden vorfanden. Hier trat die neuerwählte Kommission ihre Funktion förmlich an, und nahm uns unter nähere Aufsicht, und wir gewannen täglich mehr das Ansehen von Kriminalisten. Kaum hatten wir Stroh zum Schlafen; zum Essen nicht Messer und Gabel; und erst nach einigen Wochen ließ man sich bedeuten, daß wohl schwerlich ein Offizier über Tische mit einer Gabel sich oder seine Wache tödten würde. Man fing an uns Messer und Gabel, jedoch nur bei Tische, zu erlauben und jedesmal standen bei dem Essen doppelte Posten mit bloßem Säbel oder gespanntem Hahn. Bier wollte man anfangs nicht zulassen, aber an Branntewein fehlte es nie, welches mir gewaltig inkonsequent däuchte; Bücher sollten gar nicht, und noch weniger Schreibmaterialien erlaubt werden, so daß sogar ein Arzt sein anatomisches Kompendium verstecken mußte, das er noch durch Zufall gerettet hatte. Hernach wurde man humaner, und endlich hatte Herr Sabletzky von der Kommission sogar selbst die Güte, mir einen beträchtlichen Vorrath Papiere zuzustellen, weil er wußte, daß ich ein Poetaster war, und die Poeten sich um politische Intriguen sehr selten bekümmern. Die zweite Krise war vor dem Tage der Hinrichtung der Herren Ozarowsky, Ankewiez, Kossakowsky und Sabiello. Ankewicz, gewesener Präsident des Conseil permanent, hatte, sagt man, einen falschen Lärm veranstalten lassen, als ob die Russen und Preußen zurückkämen, um die Stadt anzugreifen; bei dieser Gelegenheit sollte dann seine Partei die Gefangenen befreien und so vereinigt versuchen, ob für ihn und sie nicht Rettung möglich wäre. Alles stürmte nach dem Arsenale, es wurden Kanonen vorgefahren, es fielen

hin und wieder Schüsse: und kein Gefangener durfte es wagen, sich am Fenster zu zeigen, so drohete man abzudrücken. Man fand den Lärm bald falsch; aber alles war eben deßwegen in der entsetzlichsten Gährung. Dieses war ein Donnerstag; den Freitag wurden schnell die Dekrete für die Obenbenannten abgefaßt, und sie wurden hingerichtet. Noch immer droheten Unvernünftige und wahnsinnige Schwärmer den Gefangenen den Untergang, und die Strenge gegen sie ließ nicht nach. Man erlaubte kein Licht und keine Bücher; aber wohl Branntewein und Karten; eine Maaßregel, die mir ganz abderitisch vorkam; denn wirklich waren unter einer Menge junger Leute, die auch nicht alle die feinste Bildung hatten, über dem Spiele Rausch und heftiger lärmender Zank nicht selten. Einige Tage nachher hatten einige Offiziere von Distinktion für mich die Erlaubniß erhalten, daß ich in den sogenannten Brühlschen Palast gebracht wurde, wo ehemals Repnin und Stackelberg gewohnt hatten, und wo alle Ausgezeichnete unter den russischen Gefangenen und das ganze Corps diplomatique saßen. Alle waren bis auf das letzte Hemde ausgeplündert; eine Methode, die sich doch wahrlich nicht mit der gepriesenen Menschlichkeit der Revolutionäre vertrug. Noch einige Monate nach der Periode machte der Graf Moschinsky dem General Suchteln ein Geschenk mit einem Hute, weil er bisher beständig hatte müssen mit bloßem Kopfe gehen. Man erlaubte selbst keinem Offizier, das Geld zu empfangen, das ihm von seinen Verwandten von außen her zur Erleichterung ihres Zustandes zugeschickt wurde, sondern zählte es ihnen nach und nach in Dukaten zu, daß sie sich kaum einzelne Kleidungsstücke machen lassen konnten. Dieses ist zu entschuldigen, da die traurigen Verhältnisse es nothwendig machten; daß man aber die Offiziere wie Missethäter auf der Erde liegen ließ, daß man ihnen nicht einmal eine bretterne Bettstelle, lange

Zeit nicht einmal einen groben Strohsack, und nur höchst wenig erbärmliches Stroh zum Lager gab, ist wohl unter gesitteten Völkern ohne Beispiel. Man ließ uns nicht in die Stadt gehen, aus Besorgniß vor der Wuth des Pöbels, und daß die Besorgnisse nicht gegründet waren, beweist der fürchterliche Aufstand, in welchem der Fürst-Bischof Massalsky, der Fürst Czetwertinsky, der Geheimerath Boskamp, der Kriminalgerichtsassessor Wulfers und mehrere andere ihre Opfer wurden. Zwar muß ich selbst hier der Populace die Gerechtigkeit widerfahren lassen, daß sie, als sie die Thore mit Gewalt gesprengt hatten, gegen die Kriegsgefangenen nicht das geringste weder sprachen noch thaten, sondern einigen Erschrockenen und Weibern vielmehr Muth einredeten, und, wie sie sagten, nur die Verräther, ihre Landsleute, zum Galgen schleppen wollten. Allein wer kann einer wüthenden Menge trauen? Nur ein Funke ist genug, ein ganz neues Feuer anzublasen.

»Der Feind rückte heran; die polnischen Truppen unter Kosciusko waren auf ihrer Retirade nicht weit mehr von Warschau. Die Gefängnisse waren voll Staatsgefangener, welches eine starke Wache forderte. Der Dienst in den Schanzen war natürlich sehr strenge und lästig; die Arbeit beschwerlich. Sogleich machen einige Hitzköpfe das Projekt, die gefangenen Polen, die alle den Tod verdient hätten, oder doch die Vornehmsten de facto hinrichten zu lassen. Man richtete des Nachts an zwölf verschiedenen Orten Galgen auf; und auch vor dem Thore des Brühlschen Palastes ward unter einer Menge Fackeln und dem lautesten Vivatrufen so ein Instrument des Volksgerichts aufgeflanzt. Die Kommission ließ mit Anbruch des Tages manche niederreißen, und auch den vor unserer Pforte; aber kaum erfuhr es die erbitterte Menge, so kam sie mit großer Verstärkung unter den Waffen, und richtete ihn unter dem gräßlichsten Lärm wieder auf. Ei-

nige Deliquenten hatten wirklich Sentenz, und sollten diesen Tag gehangen werden; aber man stürmte alle Gefängnisse und führte mit Gewalt heraus, wen man bestimmt hatte. Der Fürst Bischof wurde unter unserm Fenster dicht an dem Thore in Pontifikalibus gehangen, die übrigen schleppte man an verschiedene Orte, und oft von einem Galgen zum andern, wenn der eine schon besetzt war. Verschiedene von den polnischen Offizieren, die bei diesem Tumulte Ordnung schaffen wollten, wurden verwundet. Die Krise ließ das Schlimmste befürchten. Zum Glück rückte Kosciusko nach dem Verlust des Treffens bei Czechoczin mit der Armee immer näher nach der Stadt, und schickte sogleich einige tausend Mann Kavallerie herein, welche die Ordnung wieder herstellen half. Auf den offenen Plätzen wurden Piquete mit Kanonen aufgestellt, und gegen die Ruhestörer mit Strenge verfahren; so daß einige Tage nachher einige Tausend müßige Taugenichtse, als Rekruten zur Armee geschickt wurden.

»Die Belagerung der Stadt von den Preußen fing an; und während der ganzen Zeit war die Stadt selbst in der größten Ruhe. Man begegnete nun den Gefangenen, so viel als man in der Lage erwarten konnte, mit Achtung und Anstand, ob man gleich natürlich von der Strenge nichts nachlassen konnte.« — —

Die Preußen hatten Warschau zwar belagert, aber nicht genommen. Suwarow verstand das Ding besser, erschien, nahm, zog siegend in die Stadt ein und befreite die russischen Gefangenen.

Seume's Freunde in Leipzig hielten ihn als ein Opfer der revolutionären Wuth für verloren, aber wie wurden sie überrascht, und nicht wenig erfreut, als er gerettet und wohlbehalten wieder vor ihnen stand! Er kam auf Befehl der russischen Kaiserin nach Sachsen, als Begleiter und Beistand des jungen Majors Muromzow, Sohn des Obersten, der bei Ka-

tharina viel gegolten hatte, und auf dem Schlachtfelde schwer verwundet in polnische Gefangenschaft gerathen war. Der Jüngling, welcher durch die Brust geschossen war, suchte Heilung und wurde durch den vortrefflichen Eckhold in Leipzig völlig wieder hergestellt. Diese Sendung war ehrenvoll für Seume, und er konnte nun mit Sicherheit darauf rechnen, im russischen Dienst bald einen bedeutenden Posten zu erhalten, als am 27. November 1796 der Tod die große Monarchin von der Erde wegnahm und Seume's schöne Hoffnungen auf einmal wieder vernichtete. In einer gehaltvollen Schrift: Über das Leben und den Charakter der Kaiserin von Rußland Katharina II., die im Anfange des Jahres 1797 in Leipzig erschien, hat Seume den Charakter und die Thaten seiner Gönnerin kurz, unparteiisch, würdig und meisterhaft geschildert. Wer ihn für einen unruhigen, mit den Maßregeln aller monarchischen Regierung unzufriedenen Menschen gehalten hat, der wird nach Lesung jener Schrift eine andere Meinung von ihm bekommen, und die Gründe wie den Zusammenhang seiner politischen Meinungen erst recht beurtheilen können.

Paul I. bestieg nun den russischen Thron. Seine Maximen und Beschlüsse haben Vielen weh gethan, auch Seume litt darunter. Alle russische Offiziere im Auslande wurden strenge zurückberufen, und die nicht gleich kamen, wurden auf der Liste ausgestrichen. Seume war auf Befehl Katharinens in Leipzig; sein Geschäft war ohne seine Schuld noch nicht vollendet; denn Eckholds Kunst und die Heilung der Natur richtete sich nicht nach einem kaiserlichen Ukas; demohngeachtet strich man auch ihn aus. Aber Seume war nicht weniger ein harter Kopf als Paul I. Er schrieb und protestirte so lange und so nachdrücklich, bis man ihm einen ehrenvollen Abschied sandte, und zugleich die Erlaubniß ertheilte, wieder zum Dienst zurückkommen zu können. Auf diese Erlaubniß lei-

stete aber der Lieutenant Verzicht, wohl einsehend, daß seine Art und Weise mit Pauls des Ersten Art und Weise gar nicht verträglich war, und blieb frei und unabhängig in Sachsen. Der Charakter des Kaisers ist übertrieben getadelt; Seume hat ihn in mancher Rücksicht gerechtfertigt und richtiger beurtheilt in einer Schrift, die unter dem Titel: Zwei Briefe über die neuesten Veränderungen in Rußland, 1797 herausgekommen ist, und manche noch jetzt interessante Nachrichten über die Organisation und die treffliche Kleidung des russischen Militärs enthalten, wodurch man geneigt werden kann zu glauben, daß andere Nationen manches davon nachgeahmt haben. Er lebte jetzt wieder in Leipzig von der Schulmeisterei — wie er zu sagen pflegte — von dem Unterricht im Englischen und Französischen. Seine Leiden und Freuden waren die nämlichen, welche überhaupt dem Menschen zu Theil werden, wenn er ein stark fühlendes Herz und einen gebildeten Geist, wenn er eine Bildung hat, die kein Gepräge fremder Gewalt ist, sondern aus dem eigenen Geiste durch die von Gott mitgetheilte Kunst entstand.

Ich würde gesagt haben, er habe von jetzt an das Privatleben erwählt, wenn man also ein Leben nennen könnte, welches angewendet wird, für das Beste der ganzen Menschheit zu wirken. Er suchte keine Militärstelle, weil nach seiner Meinung das deutsche Militär nicht für das stritt, was er für das Beste hielt, und weil er auswärtigen Kriegern nicht helfen wollte Deutschland einst, wie er voraussah, den Folgen des Krieges auszusetzen. Er suchte kein Amt; in einem Amte durfte er das nicht öffentlich sagen, was er mündlich und schriftlich sagen wollte, und er brauchte kein Amt; denn der Unterhalt für ihn, der so wenig bedurfte, war leicht zu gewinnen, und an Erheiterung konnte es ihm nicht fehlen, weil ihm je-

des gute Haus, jedes edle Herz offen stand, und er den feinsten Sinn für wahre Geselligkeit hatte.

Der Buchhändler Göschen, welcher damals einige schöne Ausgaben deutscher classischer Schriftsteller druckte, bat Seume zu ihm nach Grimma zu kommen, und die Revision der Handschriften und des Drucks zu übernehmen. Er nahm die Einladung an, arbeitete mit Liebe und Treue, und lebte hier in der reitzenden Natur, in den Bergen und Schluchten, an den lieblichen Ufern der Mulde. Im Jahr 1780 gab er bei einem andern Buchhändler seine Gedichte *) heraus. Sein Umgang waren einige gebildete Familien jener Gegend, und einige Jünglinge, welche er durch Lehren und Beispiel bildete, zur Entbehrung und Ertragung gewöhnte. War der Winterabend recht unangenehm, so stand er bei anbrechender Nacht von seiner Arbeit auf, ging noch zu diesem oder jenem Freunde auf dem Lande, und gebot dem Zögling in einer Stunde ganz allein nachzukommen. Hatten sie dann wieder ausgeruhet, so wandelten sie in dicker Finsterniß durch Schneegestöber und Sturm, durch Hügel, Berge und Hohlwege nach Grimma zurück. Es wurde auch wohl zu Mittage beim allerschlechtesten Wetter des Monats December ein Spaziergang von sechs tüchtigen Stunden nach Leipzig beschlossen, um dort in das Schauspiel zu gehen, welches um sechs Uhr Abends anfängt. War das Stück geendigt und eine warme Suppe gegegessen, so ging die Reise unaufhaltbar gleich zurück, und der Mentor und sein Zögling kamen bald nach Mitternacht wieder in ihrer Wohnung an. Nicht allein die Härte des Winters, sondern auch die Hitze und die Gefahr des Sommers soll die Jugend ertragen lernen. Ein Freund lebte allein auf dem Lande und litt viel von dem Einfluß der Gewitter auf seinen

*) Die dritte Auflage erschien 1810.

Körper. In einer schrecklichen Mitternacht flogen Blitze auf Blitze vom Himmel und ein Donnerschlag unterbrach den andern: da dachte Seume an seinen Freund, machte sich stracks mit seinem Zögling auf, und erschien bei dem Leidenden als ein freundlicher Engel in der gefährlichen Nacht. Einer dieser Zöglinge, welcher jetzt in Wien ein geschickter Tonkünstler ist, hatte eine sehr zarte, weichliche Natur; demohngeachtet wurde diese vermittelst jener Übungen so gestärkt, daß er den letzten Feldzug der Östreicher gegen die Franzosen, ohne sich zu schonen, tapfer mitgemacht und die größten Fatiguen glücklich ausgehalten hat. Die Jünglinge wurden durch diese strenge Erziehungsart zwar hart aber nicht rauh, stark aber nicht wild; sie blieben in ihrem Innern sanft, und fähig des schönen Genusses der stillen häuslichen Freuden, welche auch ihr Lehrer so gern und so innig genoß. Wenn seine Freunde ein Familienfest feierten, so durfte Seume nicht fehlen und sie haben ihn da recht herzlich froh gesehen. Es sind noch viele Gedichte vorhanden, worin er jenen glücklichen Stunden ein Monument gesetzt hat, die jetzt von den Besitzern als heilige Pfänder seiner Freundschaft angesehen werden. Eins bei dem Wiegenfeste eines kleinen Mädchens soll hier abgedruckt werden, weil es so leicht und ungezwungen ist.

Für Lottchen zu ihrem neuen Jahre.

Der Tag
Mag
So schaurig
Novemberlich sehn,
Er ist doch nicht traurig;
Ist schön.
Das Jahr
War
Dem feinen Geschöpfchen
Mit niedlichem Köpfchen
Ein Blumenaltar:

So werde
Die Erde
Dem lieblichen Mädchen von Jahr zu Jahr.
Nun Lottchen,
Du drolliges Bild,
Du bist ja so wild,
Lauf bald nun ein drolliges Trottchen
Kosakisch,
So schnakisch
wie kaum es der liebe Papa
In artiger Gruppe
Der lärmenden Truppe
Der häuslichen Polterer sah.

Seume's einfache, klare und treuherzige Sprache mit dem Landvolke bewog Göschen, auf einem ländlichen Spaziergang, ihn aufzumuntern, ein Sittenbuch für den Stand zu schreiben, den er so gut kannte und den er liebte. Er schenkte die Handschrift seinem Freunde, dem würdigen Pastor Schieck in Pomsen, und sie ist, nach dem Tode ihres Verfassers, unter dem Titel: Nachlaß moralisch religiösen Inhaltes, gedruckt worden. Für das Honorar derselben hat ihr ehemaliger Besitzer der Gemeine des Dorfes Groß-Steinberg eine neue Altar- und Kanzelbekleidung besorgt zum Andenken an den edlen Mann, welcher eines Bauern Sohn war.

Es haben sich hier und dort einige Vers- und Reimmeister, welche in der reinen Kunstform viel geleistet zu haben glauben, mit der Frage vernehmen lassen, ob Seume auch ein Dichter sey? Besteht das Wesentliche der Poesie in hoher Begeisterung, kühnen Gedanken, in tiefem Gefühl des Großen und Schönen, in Gebilden, welche in der Seele entstehen, und welche die Seele wahr, lebendig, ergreifend, wohlklingend und melodisch ausspricht, so ist Seume ein Dichter, ohngeachtet er kein romantisches Gedicht gemacht hat; sondern nur das poetische Talent zur Unterstützung jener Ideen benutzte, für welche er seine Nation empfänglich machen wollte. Alle

seine für das Publikum bestimmten Gedichte sind nur Vorübungen und Vorläufer zu einem großen Lehrgedichte: Asträa, welches er nicht ausführen konnte, weil ihn der Tod zu früh überraschte. Durch Schillers Thalia wurde das Gedicht an Münchhausen allgemein bekannt. Schnorr las dasselbe und es riß ihn so hin, daß er nicht eher ruhte, bis er die Bekanntschaft des Dichters gemacht hatte. Aus dieser Bekanntschaft, von den Musen geknüpft, entstand ein Bund der Freundschaft, den zu lösen die Zeit nicht vermochte. Bei Schnorr, diesem ächten Künstler, wenn, wie Lessing meint, der Kunstsinn den Künstler macht, bei Schnorr, diesem braven Hausvater, der eine zahlreiche Familie durch unermüdeten Fleiß und Entsagung aller erkünstelten Bedürfnisse erhält und trefflich erzieht, bei dem heitern, durch und durch guten Schnorr aß Seume gewöhnlich des Abends sein Butterbrod und seine Kartoffeln, trank Wasser, wiegte die Kleinen eins nach dem andern auf seinem Schooß, und lebte und webte hier in der Kunst, und in der wahren lieblichen Natur.

Seume hatte Empfänglichkeit für die Reize des schönen Geschlechts, er war mehrere Mal wirklich verliebt mit der ganzen Stärke und Heftigkeit seines Gemüths. Ich würde dieses, als etwas ganz gewöhnliches, das den mehrsten Geschöpfen zu begegnen pflegt, gar nicht erwähnen, noch weniger bemerken, daß er, wie alle ätherische und kräftige Menschen, den Kopf dabei ein wenig verloren habe, wenn es nicht auffallend gewesen wäre, daß die beiden letzten Gegenstände seiner Liebe reiche Mädchen waren. Er suchte ihren Reichthum nicht, aber da sie reich waren, ließ er sich hier gehen, und strebte nach einer ehelichen Verbindung mit dem Gegenstand seiner Liebe, weil, wenn er ein Opfer seiner Überzeugung und deren lauter Verkündigung werden sollte, welches gar nichts unmögliches war, die Gattin nicht verlassen von Familie und

Vermögen seyn möchte. Gewiß haben mehrere Mädchen Eindruck auf ihn gemacht, aber wenn sie arm waren, so suchte er gleich Anfangs Herr über eine solche Liebe zu werden, und ihrer Macht zu entgehen.

Es war überhaupt Plan in seinem Privatleben, wiewohl dieser Plan nicht in die Augen fiel. Als Göschen ihm die Aufsicht über seine damaligen typographischen Unternehmungen antrug, antwortete Seume: Zwei Jahre will ich bei Ihnen sitzen, dann muß ich mich aber wieder ein wenig auslaufen. Ich will dann nach Syrakus. Mit dem letzten Tage der zwei Jahre, im Anfange des Dezembers 1801, reisete er ab, und nach neun Monaten trat er an demselben Tage, den er als Ziel seiner Abwesenheit bestimmt hatte, auch wieder in Göschens ländliche Hütte, zum frohen Erstaunen der ganzen Familie. Wenige Wochen vor seiner Abreise, am Geburtstage der Mutter dieser Familie, seiner Freundin, sang er im Garten bei einer sternhellen Nacht, verkleidet als Einsiedler, folgendes Lied:

Der Abend gießt, wie Dämmrungstraum,
Sich friedlich durch den Apfelbaum,
Und haucht dem Greiß am Lebensziel
Noch Jugendgeist ins Saitenspiel.

Ich bin dem Sturm der Welt entflohn,
Und Ruh ist meiner Seele Ton;
Hoch wogt' ich einst von Pol zu Pol,
Nun bin ich einsam, still und wohl.

Ein Silberhaupt, das weise war,
Sieht tief zurück durch manches Jahr,
Und sieht aus der Vergangenheit
Prophetisch den Erfolg der Zeit.

Es weht mich von der Sternenbahn
Jetzt himmlische Begeistrung an;
Hört, Kinder, hört mit stiller Ruh
Dem Lied des alten Klausners zu!

Engelharfen tönen laut
Durch der Geister Reihn,
Wo die Tugend Hütten baut,
Gut und froh zu seyn.
Gott der Vater schuf die Erde,
Daß sie uns zum Himmel werde.

Freundschaft giebt und Liebe nur
Menschenmajestät;
Jede Freude der Natur
Wird durch sie erhöht:
Ohne diese mag der armen
Traurigen sich Gott erbarmen.

Wenn die Mutter zu dem Fest
Ihre Kinder nimmt,
Und die Freude jubeln läßt,
Die im Auge glimmt;
Welche Zunge könnte sagen,
Was beredt die Herzen schlagen!

Schöner als es gestern war,
Schöner ist es heut;
Und so bringet jedes Jahr
Seine Seligkeit.
Mag die Zeit vorüber fließen,
Weise wissen zu genießen.

Engelharfen tönen laut
Durch der Geister Reihn,
Wo die Tugend Hütten baut,
Gut und froh zu seyn.
Gott der Vater schuf die Erde,
Daß sie uns zum Himmel werde.

Während einer Handvoll Tage hatte er die Reise durch Österreich, Italien, Sizilien, die Schweiz, von da einen Abstecher nach Paris, und von Paris nach Sachsen zu Fuße vollendet. Die Veranlassung zu dieser Reise war keine andere als der Wunsch, den klassischen Boden zu durchwandeln, und in den großen Begebenheiten, in dem herrlichen Reiche der Kunst des Alterthums, und in der schönen Natur Italiens anschaulich zu leben. Er hat geschwelgt in diesen Genüssen;

aber er hat darüber nicht, wie Andere, den Geschmack des Guten und Schönen verloren, welches die vaterländische Erde und der Himmel unserer Heimath reichlich giebt. Das beweiset folgendes kleine Gedicht:

Den 20. September 1802.

Lieben Leute,
Bringet heute
Jeder seiner Gaben beste
Zu der Freundin Jahresfeste,
Freude bringt und frohen Sinn:
Wo man freundlich sich begegnet,
Seele sich durch Seele segnet,
Wohnt des Lebens Königin.

Ihre Kinder
Fliehn geschwinder,
Doppelt froh sie zu begrüßen,
Mit der Freude Feuerküssen
Heute zu der Mutter Schooß;
Und der Mann des Herzens eilet
Ihnen in den Arm und theilet
Ihres Lebens schönes Loos.

Aus den Blicken
Strahlt Entzücken
Und es leuchtet in der Ferne
Mit der Hoffnung Flammensterne
Schön und mild die Zukunft schon.
Mögen, Freundin, Dir auf Erden
Oft noch solche Stunden werden,
Und die Zeit ist nicht entflohn.

Am Aetna wächst die Frucht der Hesperiden
Und Oehl und goldner Wein;
Allein man wohnt am Aetna nicht zufrieden
Und kann nicht ruhig seyn.

Der Feuerberg stürzt aus dem Höllenschlunde
Oft seine Fluth herab,
Und wälzt die Stadt mit Oehl und Frucht zu Grunde,
Und macht ein großes Grab.

Am Hügel hier blühn jetzt noch schöne Rosen,
Und wächst auch etwas Wein:
Auch können wir beim Lied vertraulich kosen
Und immer ruhig seyn.

Zwar nickt uns nicht von einem hohen Baume
Die Ambrafeige zu;
Doch pflücken wir vom Ast die Mohrenpflaume,
Und essen sie in Ruh.

Die Mandel fehlt, wir haben aber Kirschen,
Und haben dran Gewinn;
Und gäben wir wohl unsre Purpurpfirschen
Für die Granate hin?

Der Aetna ist ein häßlicher Herr Vetter
Mit seiner Feerei:
Hier kommt wohl auch ein kleines Donnerwetter;
Doch ist es bald vorbei.

Drum wollen wir genießen, singen, kosen,
Und froh seyn wollen wir
Singt, Freunde, singt: Es leben unsre Rosen
Auf unserm Berge hier!

Nach Vollendung dieser großen Wanderung ruhte er wieder in Leipzig aus, und schrieb seinen Spaziergang nach Syrakus. Dieses Werk verschaffte ihm als Schriftsteller und als Mensch eine große Achtung bei allen Edeln von der Newa bis an den Rhein. Jetzt, da die öffentliche Meinung für ihn war, tadelte er mit Kühnheit alles, was er als Fehler und Mißbräuche in den gesellschaftlichen Verhältnissen erkannte, und sagte ohne Schonung der Personen das Gute und Böse einer jeden Verfassung gerade heraus. In der Vorrede zu seiner Übersetzung von Percivals Beschreibung des Vorgebirges der guten Hoffnung macht er den Engländern wie den andern Eroberern über ihr politisches Verfahren starke

Vorwürfe und sagt ihnen seine Meinung ohne Zurückhaltung. »Der Verfasser,« sagt Seume, »hat die Feinde seiner »Nation so schlecht gemacht, als sichs mit Ehre und einem »Anschein von Wahrheit thun ließ, aber dadurch wird die »Sache für seine Landsleute nicht besser, denn wo sie die Mei»ster spielten, und noch spielen, da geht es mit eben so wenig »Mäßigung und Humanität zu, als überall — — — Andere »wissen doch ihren Erpressungen und Malversationen noch einen »Anstrich von Wohlwollen zu geben, wodurch sich freilich kein »Sehender blenden läßt. Percival sagt ohne Scheu geradezu: »wenn wir das Vorgebirge haben, beherrschen wir den Handel »Indiens, folglich den Handel der Welt, folglich — die Fol»gen sind alle klar. Das ist ächt brittisch. Britannia, Be»herrscherin des Meeres! durch die Wogen mache den Erdball »zinsbar! — Der jetzige politische Horizont kommt mir vor, »wie die Lage vor der Schlacht von Zama; siegt die eine Par»tei, so haben wir wahrscheinlich eine Römerei, vielleicht etwas »sanfter und glimpflicher nach dem Geiste der Zeit, im übrigen »aber ganz ähnlich. Wenn England im Streite nicht erliegt, »ist dadurch nichts gewonnen, als Dauer des Kampfes, wo»zu die Andern die Kräfte liefern. Die Energie der Englän»der ist nicht zu verkennen, so wenig als ihr Freiheitssinn zu »Hause; daß sie sich aber durch Gerechtigkeit, Humanität »und reines Wohlwollen vor Nationen in andern Welttheilen »auszeichnen sollten, wird ihnen Niemand glauben. — Wo »der Begriff Sklave noch im Rechte gilt, darf man durchaus »nicht behaupten, daß man die erste Stufe reiner menschlicher »Bildung erstiegen. Der Himmel bewahre uns auch vor rö»mischer und griechischer Freiheit, wenn für das allgemeine »Heil der Menschheit Hoffnung seyn soll. Freiheit ist durch»aus nichts als Gerechtigkeit, und diese nichts als gleiche Be»fugniß mit gleichen Pflichten im Staate. Und so lange man

»sich ein Haarbreit von dieser Basis entfernt, so mag man »Konstitutionen bauen, wie man will; es werden blitzende »Meteore seyn, aber nicht halten. Nur die Natur mit ihren »Gesetzen ist beständig.« —

Wahrscheinlich hat er auch damals seine Anmerkungen zum Plutarch in lateinischer Sprache geschrieben, mit einer Vorrede, welche so kühn war, daß sie kein Buchhändler drucken konnte, und kein Censor die Erlaubniß dazu gab. Wo die Handschrift hingerathen ist, weiß man nicht.

Der russische Konsul in Leipzig, Herr Hofrath Schwarz, suchte für einen jungen, angesehenen Mann einen Begleiter bis Dorpat. Seume ergriff diese Gelegenheit, um den längst gefaßten Vorsatz auszuführen, seine Freunde und ehemaligen Kriegsgefährten in Petersburg einmal zu überraschen. Diese merkwürdige Reise durch Rußland, Finnland und Schweden hat er in dem Werke: mein Sommer, beschrieben, und er hat auch dieses Werk benutzt, um das Leben seiner Seele ohne Schleier darzustellen. Die Vorrede zu diesem Werke ist meisterhaft und gehört in dieser Rücksicht zu dem Besten, was die alte und neue Literatur in diesem Fache aufgestellt hat.

Die oft genug wiederholten Behauptungen Seume's waren jetzt eingetroffen, die Franzosen wurden Beherrscher des Kontinents, und er sah den Folgen in der Stille und Abgezogenheit zu. Er hatte einige Bogen Papier zusammgeheftet und den Titel: Schmieralien darauf geschrieben. Die verhängnißvolle Zeit brachte gewissermaßen in jedem Menschen, nach seiner Individualität, Schmieralien hervor, Zunder, welchen die Begebenheiten entzündet hatten, und bei andern bald erlosch, den aber Seume in seiner Seele Nahrung gab, und dann in sein Magazin trug, welches, nach seinem Tode, unter dem Titel: Apokryphen 1811 erschien. Im Jahre 1808

erschien sein Miltiades. Dieses Werk ist kein Spiel bestimmt, gesehen zu werden, und weichen Seelen zu Thränen zu verhelfen; es ist ein Bild für die Seele des Jünglings und des Mannes, die in Flammen für das Vaterland ausbrechen soll.

Gegen Johannis des eben genannten Jahres litt der vielgewanderte an einer Schwäche des Fußes, welche er seit den amerikanischen Feldzügen, wiewohl ohne große Beschwerde, schon zuweilen empfunden hatte, die aber jetzt so groß war, daß er einige Wochen das Bett hüten mußte. Das war ein Vorbote der größeren Leiden, die bald über ihn ausbrachen. Am Ende des Augusts begann eine Krankheit des Unterleibes, der Blasenkatharr, eine Krankheit, die mit den qualvollsten Schmerzen verknüpft ist, ihm fast allen Schlaf raubte, und, was noch grausamer für ihn war, ihm weder das Lesen noch das Schreiben, ja nicht einmal das Sprechen verstattete. Während dieser Pein hat er seine Trauer und seinen Trost in dem rührenden Gedichte: Kampf gegen Marbona ausgedrückt. Möge es Niemand ungelesen lassen! Sein edler Freund, der treffliche Doktor Braun, that, was es vermochte; er linderte die Schmerzen, hob die gesunkenen Kräfte immer wieder empor, nnd stellte ihn so weit wieder her, als es möglich war. Mit Anfang des Jahres konnte er wieder ausgehen und seine Freunde besuchen; jedoch blieb er immer schwach, weil der Saame des Todes im Wachsthume zwar geschwächt, aber nicht erstickt werden konnte. Die treueste Freundschaft hat für ihn während dieser Krankheit gesorgt und ihn gepflegt. Der Kaufmann Haußner, ließ sich ehemals von Seume in der englischen Sprache unterrichten, und nahm ihn hernach, um seinen Umgang zu genießen, in seine Wohnung auf. Mehr kann kein Bruder für den Bruder, kein Sohn für den Vater thun, als dieser Mann für seinen Freund, während der ganzen Krankheit, mit Delikatesse, mit Auf-

opferung, mit einer Art von Eifersucht gegen die Freundschaftsbezeugungen anderer gethan hat.

Im Frühlinge 1810 wagte Seume, ungeachtet seiner Schwäche, eine Reise nach Weimar zu seinem verehrten Freunde Wieland. Dieser, erschüttert durch die Hinfälligkeit des ehemals so kräftigen Mannes, und besorgt wegen einer vielleicht hülflosen Zukunft, ging zu seiner Gönnerin, der Erbprinzessin von Weimar, eine der seltenen Fürstinnen, die alle gute und edle Menschen liebt und von allen geliebt wird, erzählte ihr Seume's Geschichte und führte den edeln Mann selbst bei ihr ein. Sie nahm sich desselben an, und verlangte von ihm, daß er an ihren Bruder, den Kaiser Alexander, nach Petersburg schreiben sollte. Seume schrieb nach seiner Art wahr und würdig. Wieland fürchtete, der Ton des Briefes möchte hier und da dem Kaiser auffallend seyn, die Großfürstin fand es nicht; nahm den Brief und sandte ihn selbst an ihren erhabenen Bruder ab. Der gütige Monarch bestimmte für Seume eine Pension; aber leider bedurfte er derselben nicht mehr, er hatte das Ende seiner irdischen Wanderschaft und das Ende aller Sorgen erreicht.

Nach seiner Zurückkunft von Weimar fand er seine Wohlthäterin und Freundin, die Frau Elisa von der Recke, und den Dichter Tiedge, der ihn unbeschreiblich achtete und liebte, im Begriff nach Töplitz in das Bad zu reisen. Er wurde dadurch zu dem Entschlusse bewogen, ihnen zu folgen, und in ihrer Gesellschaft zu versuchen, ob auch er an jener Quelle Heilung und die Kraft seines Lebens wieder gewinnen könnte. Bei seinem Abschiede übergab er dem Dr. Braune, als ein Pfand seiner Liebe, die Handschrift des von ihm selbst niedergeschriebenen Lebens. Wir sehen aus diesem und aus dem Gedichte: Morbona, daß bis jetzt die Krankheit seinen Geist nicht überwältiget hatte. Ließen die Schmerzen nur etwas

nach, so war sein Gespräch heiter, freundlich, lehrreich und oft witzig. Er war immer herzlich gegen die Freunde, zuweilen sanfter als gewöhnlich, aber eben so stark und bitter als sonst gegen alle Feinde der Vernunft, des Lichtes und der Humanität.

Gegen das Ende des Monats Mai 1810 traf Seume in Töplitz ein, wo er im goldnen Schiffe, oder der sogenannten Töpferschenke, eine Stube bezog, welche ihm die heiterste Aussicht auf die Stadt und das Bad, von dem er noch entscheidende Hülfe hoffte, auf ein paradiesisch grünendes Thal, mit hohen, im Frühlingsdufte schwimmenden Bergen, aber auch auf die Stelle seines künftigen Grabes gewährte. Ganz nahe war er hier dem Fürstenhause, wo die Frau von der Recke und Tiedge wohnten, deren Umgang ihn den vorhergehenden Winter so oft zu einer wahrhaft menschenfreundlichen Heiterkeit gestimmt hatte, und ihm auch nun seine letzten trüben Stunden erhellte. Auch konnte so am leichtesten, aus der Küche der Frau von der Recke, für seine, nach einer strengen Diät, angeordneten Speisen gesorgt werden, und dieses diente ihm zu keiner geringen Beruhigung, da er selbst über diese Diät, wenigstens anfangs, sehr gewissenhaft hielt. Unterzeichneter, der ihn seit zwanzig Jahren kannte und schätzte, hatte seine Wohnung eine Treppe höher über ihm; bald sammelten sich auch einige andere Freunde und Bekannten um ihn her, und waren daher ebnfalls im Stande, durch kleinere Dienste für ihn zu sorgen, die Seume mit williger Dankbarkeit und anfangs unter freundlichen Scherzen annahm. Ungeachtet Seume dieses Mal natürlich Pferd und Wagen bei seiner Reise zu Hülfe genommen hatte, so ward es doch bald bei Menschen aller Art in Töplitz bekannt, daß der berühmte Fußwanderer angekommen sey, um hier das Bad zu gebrauchen, und seine Ankunft sowohl, als der mögliche Erfolg seiner Kur erregte allgemeine Theilnahme. Er selbst wünschte

diese Kur möglichst beschleunigt. Denn die mitgebrachte nicht unbedeutende Menge von Dukaten seiner Baarschaft, über welche er mit der Genauigkeit eines Finanziers häufige Revision hielt, wie auch die in seinem Taschenbuche aufgezeichneten Reiserouten und Städtenamen wiesen auf einen Lieblingsplan hin, den Rhein, oder wohl gar die Schweiz zu besuchen. Leider schlugen aber bald die Äußerungen des würdigen Töplitzer Brunnenarztes, D. Ambroczy, den er wegen seines Zustandes um Rath fragte, seine und mit noch deutlichern Ausdrücken die Hoffnung seiner Freunde nieder. Der Gebrauch des freilich weit wirksamern Stadtbades ward Seumen ganz untersagt, und nur die Steinbäder, in dem, eine Viertelstunde Weges entfernten Dorfe Schönau, wurden gestattet, welche bei günstiger Witterung gebraucht, wenn auch den Grund seiner Krankheit nicht ganz heben, aber ihm doch etwas Stärke geben, wenigstens nichts schaden würden. Die größte Schwierigkeit lag für Seume und seine Freunde darinnen, ihm ein medizinisch zweckmäßiges Getränk zu verschaffen. Das laue Trinkwasser in Töplitz ist bekanntermaßen, selbst nach seiner Erkältung, ohne Kraft und kaum trinkbar, weßhalb man sich an die Biere und österreichischen Landweine, oder einen selbst mitgebrachten Weinkeller halten muß. Allein alle diese Getränke waren Seumen gerade, aus medizinisch bekannten Gründen, bei seiner Krankheit verboten. Seume versuchte vom mineralischen Wasser der benachbarten Brunnenstadt Bilin zu trinken. Aber das Wasser dieses Sauerbrunnens war ihm zu schwer, und vermehrte seine Übel. Im Kloster Mariaschein, eine Stunde von Töplitz, fließt das Mariabrünnlein, eine erfrischende, mit zierlicher Kuppel überdeckte Quelle, von der ich Seumen eine Flasche zur Probe mitbrachte. Allein auch diese Gabe der Heiligen wollte unserm Kranken nicht zusagen, und überdem war die Quelle zu entfernt. Seume war einmal

an das Selterwasser gewöhnt, welches man anfangs aber in Töplitz vergebens suchte. Schon bemeisterte sich der Unmuth unseres Freundes, und aus einer sehr gewöhnlichen Täuschung schob er alle Schuld seiner Schmerzen nicht auf seinen unheilbaren Zustand, sondern auf den Mangel des Selterwassers, an das er gewöhnt sey. Es ist eine eben so bewährte, als rührende Erfahrung, daß die Hoffnung den Menschen selbst am Rande des Grabes nicht verläßt, um ihm, wenigstens durch ihren lieblichen Schein, die finstere Wahrheit der letzten Stunden zu verschleiern. Auch Seume war davon ein Beispiel. Sein Muth fand sich nicht wenig aufgerichtet, und sein Hang zur Selbstständigkeit vorzüglich geschmeichelt, als ihm selbst gelang, was keinem seiner Freunde gelungen war, bei einem Krämer in Töplitz noch einige Flaschen Selterwasser aufzutreiben. Aber bald sah er ein, daß auch diese seine Panazee das verlorne Gleichgewicht seiner Natur wiederherzustellen nicht mehr im Stande war. Nichtsdestoweniger brauchte er, anfangs mit aller Vorsicht, einige Steinbäder, und spürte auch deren gute Wirkung. Ja selbst der Gang nach Schönau und zurück, den er bei guter Witterung zu Fuß, in dem alten Reisekostüm, das wir an ihm kannten, wacker unternahm, ermattete ihn so wenig, daß er gewöhnlich seinen Mittag noch bei seiner Freundin Elise zubringen, und mit ihr und Tiedge, nach alter Weise, über die Welt und sein Zeitalter philosophiren konnte. Zuweilen äußerte er zwar, hier im Schooße vertrauter Freundschaft, den in seiner Lage wohl erlaubten Wunsch, durch den Tod bald von seinen Schmerzen befreit zu werden. Ja er gab wohl nicht undeutlich zu verstehen, daß ihn bloß um der Schwachen und Thoren willen die Pflicht des Beispiels abhielte, seinem für sich, und wie er meinte, für seine Freunde beschwerlichen Zustande ein Ende zu machen. Indessen wechselte diese trübe Stimmung mit

andern der Lebensliebe und Lebenshoffnung wieder ab. Gewöhnlich wird die viele Sorge, welche ein Kranker an seine Heilung zu verschwenden pflegt, ein neuer Grund der Lebensliebe. Denn wer wünschte wohl vergebens gesorgt zu haben? Dies war auch bei Seumen der Fall, so wenig er sonst, in gesunden Tagen selbst, das Gut des Lebens zu preißen gewohnt schien. Diese abwechselnden Stimmungen brachten nun freilich einige Widersprüche in seinem Betragen, zuweilen ängstliche, übertriebene Folgsamkeit gegen die diätetischen Regeln, zuweilen auch halsstarrige Unfolgsamkeit, bald stoische Geduld, bald minder stoische Wunderlichkeit hervor, weßwegen er denn manche moralische, wohlmeinende Vorhaltung von seinen Freunden anhören mußte, die er mit seinen gewöhnlichen Sarkasmen, oder mit einem lakonischen: Schon gut! hinnahm. Leider war er aber keinesweges, bei der rauheren Witterung, die dem ersten Scheinfrühlinge folgte, dahin zu bestimmen, das Baden ganz auszusetzen. Ja an einem mit Regen drohenden Tage erwachte der alte militärische Geist in ihm so sehr, daß er die für Kranke, freilich mit mancherlei Beschwerlichkeit und Unkosten verknüpfte, einzige Transportanstalt verschmähte und seinen Weg zu Fuß antrat, welcher denn mit einem von mir nachgebrachten Regenschirme rückwärts vollendet werden mußte. »Ich bin hierher gekommen, um zu baden,« sprach er, »folglich muß ich baden und kann nicht auf die Witterung warten.« Diese traurige Konsequenz, verbunden mit der kleinen Inkonsequenz, einmal nach dem Bade, der Einladung des gastfreien Prälaten von Ossegg zufolge, sich umzuziehen, und trotz aller Erinnerung bei Tische selbst seine diätetischen Regeln alle zu vergessen — war entscheidend. Nur ein paarmal saß er noch gebückt, in seinen Mantel gehüllt und mit aschgrauer Gesichtsfarbe, in dem gewohnten Kreise, und mußte seinen Sitz bald mit dem Sopha, endlich mit dem Bette vertauschen. Er

konnte nun nicht mehr ausdauern, und alles, was ihm sonst lieb gewesen war, wiederstand ihm.

Gern hatte er vordem in dem Zirkel der Frau von der Recke von deren Begleiterinen die Lieder Elisens und Tiedgens zur Guitarre, oder Schillers Ideale, nach Naumanns, tief ins Herz dringender Komposition, zum Fortepiano, singen hören, und den Sängerinnen durch manche Herzlichkeit, ja selbst durch manche feine Galanterie gedankt. Einst brachte er den beiden Begleiterinnen Elisens Eine Rose. — »Ich habe nicht mehr, als die Eine Rose,« sagte er zu ihnen, »und ich glaube Sie damit zu ehren, daß ich Ihnen beiden nur Eine gebe.« — Noch in Töplitz, wo die Anwesenheit der liebenswürdigen und talentvollen Wittwe Naumanns manche Veranlassung zu musikalischen Unterhaltungen gab, war Seume ein aufmerksamer Zuhörer. Ja selbst in den letzten Tagen, ehe er sich legte, ward er einst durch die Stelle in einem von Elisens Liedern:

„Hinter jenen Sternen
Hält die Liebe Wort."

wunderbar ergriffen. Dieser Gedanke, welchen in einem spätern Liede Schiller auf eine ähnliche Weise ausdrückt, rührte unsern düster und in sich gekehrt dasitzenden Seume so sehr, daß er mitten unter dem Gesange mit Thränen in den Augen aufstand, Elisen die Hand drückte und sagte: »Elisa, das ist ein herrlicher Gedanke!« Dieses war aber auch die letzte Äußerung unseres Freundes, die von Gefühl für die Außenwelt und für das höhere Schöne zeugte, wiewohl sie hinreichend seine Überzeugung von der Fortdauer des edleren Daseyns in uns beurkundet. Man bot ihm an, als er sich schon ganz in sein Krankenzimmer zurückgezogen und verschlossen hatte, ihn wenigstens noch von ferne Musik hören zu lassen; aber er verbat es, wie auch die Besuche selbst aller Freunde, die nicht,

so zu sagen, zu seiner medizinischen Wartung angestellt waren, oder ihm dabei durch Handreichungen nützlich seyn konnten. Ganz schien von nun an der kräftige Geist in sich selbst zusammengerollt, hatte das äußerliche Wesen den körperlichen Leiden, ja selbst den wehmüthigsten Äußerungen derselben, überlassen, und verkündete sich nur noch durch den starren, aber durchdringenden, prüfenden Blick, mit dem er die Umstehenden ansah. Selbst auf meine mit möglichster Schonung und Vorsicht an ihn gerichtete Frage, ob er noch einem abwesenden oder gegenwärtigen Freunde etwas zu entdecken und aufzutragen habe, antwortete er nicht mehr verständlich, wiewohl er seinen Leipziger Arzt und vertrauten Freund, Dr Braune, mit Namen nannte. Den Trost einer höhern Welt, der in den herrlichsten Sprüchen der Weisen des Alterthums ausgedrückt, und in einem vor seinem Sterbelager aufgeschlagenen Bande der Reisen des jüngern Anacharsis gesammelt, mehr seine trauernden Freunde erhob, als sein Ohr erreichte, schien er nicht mehr zu bedürfen. Über Seume's religiöse Überzeugungen, über welche auch sein bei Göschen 1811 erschienener Nachlaß moralisch-religiösen Inhalts befriedigenden Aufschluß giebt, habe ich, so wie von einigen andern Zügen seines Charakters, bei Gelegenheit einer frühern Handschrift seiner Gedichte, in der Minerva 1812 einige Worte gesprochen. Es sey mir erlaubt, die hierher gehörige Stelle zu wiederholen:

»Freilich hatte wohl die Ansicht seines Zeitalters Seumen in den spätern Jahren seines Lebens manches Symbol geraubt, das zu einer andern Zeit ihm in dem letzten Kampfe seiner Natur eine heitere, minder bittere, versöhnte Stimmung hätte geben können. Freilich sprach er wohl zuweilen in eben dem rauhen Tone mit dem Himmel, wie mit seinen nächsten Freunden, und glaubte vielleicht den Himmel, den er mit seinen Bitten nicht bestürmen zu wollen erklärte, eben so da-

durch zu ehren, wie seine Freunde. Allein der Mann, der unter dem Sturme von Warschau, in einer Stunde, wo achtzehn tausend Menschen um einer politischen Maxime willen hingeschlachtet wurden, zu Gott betete — betete auch zu Gott, als einem Ewigseyenden, in seiner Todesstunde, und trat mit dem letzten Seufzer über das so grausende Gemälde des niedern Lebens an die Schwelle einer richtenden, aber auch versöhnenden Ewigkeit. Eine Sterbenacht ist schon an sich feierlich, und die Nacht, wo unser Freund seinen letzten Kampf zu kämpfen begann, ward es noch mehr durch die Umgebungen, durch das tief unter dem matt erhellten Krankenzimmer im Schatten liegende Töplitzer Frühlingsthal, umringt und durchschnitten von grotesk gestalteten Bergen, deren Rücken sich bis an die Fenster zog, durch das fernher vom Begräbnißplatze leuchtende, ahnungsvolle Licht einer Kapelle, wo schon ein Leichnam bewacht wurde, der unserm Seume am folgenden Tage weichen mußte. Unmöglich konnte man in solcher Stunde die andächtigen Seufzer des sich verlassen fühlenden Sterbenden, der nur von einem Freunde und einem jungen Feldscheer (auch ein Bewunderer des berühmten Fußwanderers) bewacht wurde, für bloß zufällige Wirkungen des Schmerzes, sein Aufstöhnen zu dem, namentlich von ihm genannten Gotte (wie der ungläubige Lamettrie auf seinem Krankenlager selbst gesagt haben soll) für eine bloße Redensart erklären.« — Minerva 1812 S. 290.

Ein Umstand, der weniger den Sterbenden, als seine um ihn versammelten Freunde in den letzten Stunden beunruhigte, trug dazu bei, dem schaurig romantischen Bilde seines Lebens eine ästhetische Vollendung zu geben, es gerade so wunderlich und flüchtig schließen zu lassen, als es begonnen hatte, um eine poetische Weissagung unsers Diogenes zu erfüllen,

die sich in der frühern Sammlung seiner unvollkommnen Gedichte (s. Minerva am angef. Orte S. 304) befindet.

Und weigerte man mir auch Sarg und Decke,
Was liegt mir dran?
Flaum oder Stein ist Eins, an welchem Flecke
Geht mich nichts an.

In einem Badeorte müssen die Wirthe, welche Kranke einnehmen, eigentlich auf Todesfälle gefaßt seyn. Indessen kann man es eines Theils doch niemanden zumuthen, schon Sterbende einzunehmen, andern Theils einen Kontrakt auf längere Zeit gelten zu lassen, als man ihn eingegangen war. Seume's Logis war weiter vermiethet, und diese sehr vortheilhafte Vermiethung konnte durch seinen Todesfall gehindert werden. Die Inhumanität lag also mehr in dem wunderlichen Spiele des Schicksals, als in den Menschen, daß Seume in dem Augenblicke, da sein Engel (um einen Seumischen, militärischen Ausdruck zu gebrauchen) abgelöst! rief, juristisch genommen, eigentlich ohne Quartier war, und doch hätte dieser Umstand, wenn Seume anders in dem Zustand gewesen wäre, ihn noch zu beachten, seine Bitterkeit gegen die gesellschaftlichen Verhältnisse gewissermaßen rechtfertigen können. Alles war mit Seume's Bewilligung — (denn Sterbende verändern bekanntlich den Ort gern) — schon eingepackt, um ihn hinüber in seine neue Wohnung zu schaffen, als die Senftenträger, bei der unerwarteten Beschleunigung seiner Auflösung, eben so wenig Lust bezeigten, einen schon halb zur Leiche gewordenen Menschen fortzutragen, wie der neue Wirth, ihn aufzunehmen. Mit vieler Mühe und nur durch die Dazwischenkunft der angesehensten Männer von Töplitz, ja der Polizei selbst, gelangen unsre Vorstellungen, die bisherigen Wirthsleute zu bewegen, ihm die Stätte, wo er krank gelegen hatte, auch zum Sterben zu lassen. Während man indeß noch über diesen irdischen Wohnungswechsel stritt —

löste Seume selbst den Knoten, brach seine morsche Hütte ab, und vertauschte die irdische Wohnung mit der friedlichen und seligen im Schooße seines Schöpfers. Dieses geschah in den Vormittagsstunden des 13. Juni 1810. Seine schon zusammengepackte, für einen vorübereilenden Wanderer nicht unbeträchtliche Verlassenschaft, indem außer dem baaren Gelde seine Krankengarderobe sehr gut ausgestattet war, wurde nun dem Magistrat übergeben, und Anstalt zu seiner Beerdigung getroffen.

Hier darf nun der Edelmuth der katholischen Geistlichkeit von Töplitz nicht ungerühmt bleiben, die manchem frühern Herkommen zuwider, jedoch mit sichtbarer Zufriedenheit aller Einwohner, unserm, in verschiedenem Glauben gebornen Freunde nicht nur das ehrenvollste Begräbniß, ganz nach unsern deßhalb geäußerten Wünschen, sondern auch auf ihrer eben so durch die Natur, als durch die Kirche geweihten Erde eine freundliche Ruhestätte gewährte. Und so ward Seume's, des unruhigen Wanderers, der über manchen menschlichen Mißbrauch im Leben geeifert hatte, Grabstein zugleich ein schönes Denkmal friedlicher Gesinnungen zweier getrennter Religionsparteien.

Am Morgen des 15. Juni versammelten sich die in Töplitz anwesenden Freunde Seume's, in der Wohnung der Frau von der Recke, dem sogenannten Fürstenhause, um in Begleitung einiger andern angesehenen Einwohner und Badegäste von Töplitz, die auch von fern den Namen des merkwürdigen Menschen geehrt hatten, und unter Vortritt des würdigen Geistlichen, Seume's Reste der Erde zu übergeben. Außer der Frau von der Recke und ihrer nächsten Umgebung, befanden sich unter der Begleitung Herr Professor Fichte und seine Gattin, die Gattin des Herrn Hofrath Böttiger von Dresden, die Wittwe Naumanns, Herr Dr. Weigel, der Seumen ebenfalls in den letzten Stunden mit medizinischer

Hülfe beigestanden hatte, und späterhin die Besorgung seines Grabsteines übernahm, Herr Hofrath Tittmann von Dresden, der Herr Graf Schönfeld der Jüngere aus Wien, der sich Seume's bildenden Umgangs von Leipzig her dankbar erinnerte, und andere mehr, welche die in ganz Deutschland verbreiteten Freunde des Verstorbenen in dieser ernsten Stunde würdig vertreten konnten. Das Begräbnißlied, das von den Schülern beim Eintritte in den kleinen, ländlich berasten Kirchhof aus ihren Notenbüchern gesungen ward, war zufälliger Weise ganz in Seume's Sinne, und als wenn er es selber gedichtet hätte, zumal der letzte Vers, von dem ich mich erinnere, daß er den stolzen Sieger mit dem Erobererschwerte so gut wie jeden andern Adamssohn, der dazu geboren ist, der Erde Früchte zu verzehren, und sich — erobern zu lassen, vor das Todtengericht und die Schaufel des Todtengräbers lud. — Hierauf empfing die Leiche in der kleinen Kapelle den priesterlichen Segen als Mitgabe zu ihrer letzten Wanderung. — Der Sarg stieg mit den Überresten unsers Geliebten in die schwarze, räthselvolle Tiefe hinab, und unter dem Klange der Sterbeglocken, welche das sichtbare Bild des Freundes hinabriefen, sprach der Endesunterzeichnete vor dem Kreise der stilltrauernden umstehenden Freunde folgende Worte:

»Hier also, auf diesem Hügel kalter Erde, legt unser Seume seinen Wanderstab für immer.... nieder. Wohl Ihm und uns, seinen Freunden, daß wir es sagen können von Grund des Herzens! Nicht ziellos war seine Reise, nicht vergebens sein wundervoll reiches Leben, so oft er diesem Leben am Abend seiner Tage auch wohl zürnen mochte, überwältigt von Schmerzen der Seele und ihrer irdischen Hülle!...

»Was Seume war, ward er durch sich selbst. Nicht aus rohem Triebe durchwanderte unser geliebter Wanderer von Syrakus die Erde. Er suchte die Spuren der allwaltenden

Ordnung in den Schönheiten und Schrecknissen der Natur, in den Trümmern gesunkener Völker, in den Mordscenen seiner Zeit.... in den Gesinnungen der Menschen seiner Brüder. Ach der rauhe Sohn der Natur, mit gradem Blick, mit dem tiefsten, brennendsten Gefühle des Rechts im Herzen, und dieses Herz auf der Zunge tragend, konnte seine Menschen nur zürnend, nur murrend lieben. Dennoch liebte er sie, und die Edelsten seines Volks entgegneten dankbar seine Liebe. Jetzt empfängt ein fremdes Land, in dessen heilenden Quellen er Milderung seiner Qualen suchte.... seine Asche, und endet diese Qualen mit ewiger Ruhe. Segnet, Freunde, diesen heiligen Boden, der sein Grab ward! Unser Freund ward hier nicht getäuscht mit leeren Hoffnungen. Er wähnte hier von Schmerzen zu ruhen, die unheilbar waren, und fand hier das höchste Leben, das keiner Heilung bedarf. Friede seiner Asche! Die Erde deckt die Bösen, und die Guten drückt sie nicht.« —

Dieselben Freunde, welche hierauf mit Thränen Erde auf seinen Sarg warfen, unterzeichneten sich mit noch mehreren theilnehmenden Menschen zu einem kleinen Denkmahl auf dem Grabe nahe an den Mauern der schützenden Kapelle. Unser Seume hat nun in fremder Erde, fern von den Seinigen, einen Stein, schwerer, fester und in die Augen fallender, als wohl jemals der unruhige Erdenpilger sich es hätte träumen lassen. Aber selbst der Todtengräber hat dieses Denkmahl des wunderbaren, menschenfreundlichen und menschenfeindlichen Weltbürgers lieb, und durch eine harmonische Veranstaltung des Schicksals, besuchen und bekränzen an diesem von Fremden aller Völker wimmelnden Orte, jährlich viele wandernde Fremdlinge das Grab desjenigen, der auf dieser Erde selbst immer ein pilgernder Fremdling blieb. C. A. H. Clodius.

Anhang.

I. Einige Briefe des Verfassers an seine Geliebte.

Erster Brief an M....

Eben will ich mich schlafen legen, liebes Mädchen, und es ist recht spät, und ich bin recht müde, weil ich viel Zeugs gearbeitet habe, was mir kein Vergnügen macht: aber Dir muß ich doch vorher schreiben. Das gehört zu meinem Dessert des Abends. Wenn Du die Briefe und Briefchen alle zusammenzählst, Mädchen, die ich Dir schon geschrieben habe; ich glaube, man könnte das Augsburger Archiv damit anfüllen. Und was mag ich Dir wohl immer alles geschrieben haben? Was kann das seyn? Und wenn ich tausend Foliobände an Dich schriebe, so würde alles nur Liebe seyn. Wenigstens mußt Du jede Zeile aus meinem Briefe streichen, die nicht etwas von Liebe athmet.

Und wenn ich hundert Jahre schriebe,
Ich schriebe doch Dir nichts als Liebe.
Der Puls, der Dir nicht Liebe schlägt,
Der Wunsch, der mich zu Dir nicht trägt
Gehöret nicht zu meinem Wesen,
Ist meiner Seele fremd gewesen.
Die Liebe nur belebt mein Herz
Und hebet froh es himmelwärts;
Die Liebe, die Du mir zum Leben
Und für die Ewigkeit gegeben.
Ich sah und sog mit tiefem Geiz
Von Deinem Antlitz jeden Reiz,
Ich kam und nahm aus deinen Blicken

Der Seele süßestes Entzücken;
Ich sah Dich und ein neuer Schmerz
Zog wonnevoll mir in das Herz.
Du sprachst mir, und von Deiner Lippe
Floß sanft der Strohm der Aganippe.
Du sahst mich an, und denkend stand
Ich wie gefesselt hingebannt
Ach, einsam bin ich oft gelaufen,
Um mir mit Weisheit Ruh zu kaufen;
Die Weisheit schlug vor meiner Ruh,
Wenn ich erschien, den Laden zu.
Ich kam mit deinem holden Bilde
Zurück vom herbstlichen Gefilde,
Mit jedem Tritte folgtst Du mir,
Und selig war ich stets mit Dir.
Da wagt' ich endlich nah zu treten
Und meine Seele vorzubeten.
Die Angst, die mich gefoltert hat,
Als ich die kühne Bitte bat,
Hast Du in deinen bängsten Stunden
Gewiß im Leben nicht empfunden:
Die Freude, die mich schnell durchlief,
Als ich den ersten lieben Brief
Mit Beben las, den Du geschrieben,
Ist mir noch heute so geblieben,
Wie damals sie mein Herz empfand,
Als ich wie neu geschaffen stand.
Vergieb mir, Mädchen meiner Seele,
Wenn ich Dir mein Geschwätz erzähle;
Ich denk' an jeden Augenblick,
Wo ich Dich einst nur sah, zurück,
Und jauchze bei der Göttergabe,
Daß ich Dich, Mädchen, Dich nun habe.
Nun bin ich Gottes liebster Sohn;
Ich singe mit dem schönen Lohn
Troß jedem König hohe Psalmen,
Und ihre Scepter sind nur Halmen.
Was kümmert mich ihr Flittergold;
Du, liebes Mädchen, bist mir hold;
Ich lege mich zu deinen Füßen,
Und Du bückst Dich herab zu Küssen.
Von nun an soll mir ganz allein
Nur Deine Liebe Weisheit seyn;
Aus Deinen seelenvollen Blicken
Soll sie mich nur allein beglücken;
Und dann von diesem Glücke warm

Studier' ich nur in deinem Arm,
Und was ich Dir am Herzen lerne,
Ist schöner als die Morgensterne.
Ach wäre nur die Zeit erst da,
Die ich schon oft im Traume sah!
Wo Du dich lieblich an mich schmiegest
Und dich in meinem Arme wiegest,
Wo Du mir deinen Feuerkuß
Zum Morgen- und zum Abendgruß
Mit froher froher Liebe bringest,
Und mir ein Lied der Freude singest:
Dann kann ich meinen besten Kuß
Zum Morgen- und zum Abendgruß
Dir mit der frohsten Liebe bringen,
Und Dir ein Lied der Freude singen.

Die Verse sehen wohl etwas schläfrig aus? Es ist Mitternacht, Mädchen! da ist es ganz natürlich. Du mußt mit mir Schwätzer recht viel Geduld haben. Wenn Du mich einmahl ganz hast, so magst Du mich nach deiner Weise ziehen; wenn Du nämlich noch etwas Taugliches an mir findest. Folgsam will ich wohl seyn, wenn Du mir das Gute ordentlich vordemonstrirst. Was machst du Liebe? Werde ja gesund! Werden Papa und Mama nicht bald wieder irgend einen Schmaus haben? Ich wünsche den Leutchen recht viel Geselligkeit. Grüße Schwesterchen; und werde ja gesund; das ist sehr wichtig, durchaus, hörst Du? Schreib mir bald, daß Du besser bist.

Ich küsse Dir mit Zärtlichkeit Hand und Mund. Ewig dein Treuer; werd' ja bald gesund!

S.

Zweiter Brief.

Auch heute mußt Du mit mir Geduld haben, liebes Mädchen; ich bin beständig wie auf der Post. Heute kam Igelströhm zu mir und zeigte mir seine Ordre, sich sogleich bei dem

Kommando zu stellen. — Sey ruhig, Liebe, ich reise nicht. — Sein Befehl war, sogleich bei Empfang abzugehen. Die Ursache weiß ich sehr wohl. Auch einige andere Offiziere haben schnell zu ihren Korps gehen müssen. Nun mußte ich ihm eine Menge Geschäfte besorgen helfen, die ich einem Freunde schuldig bin. Man muß mir nicht den Vorwurf machen, daß ich meine ernsthafteren Pflichten nicht willig und pünktlich erfülle. Man sagte uns, es seyen auch Briefe an uns auf der Post: Du kannst denken, Liebe, daß mir das Herz schlug, ob wir nicht vielleicht auch Befehl erhalten würden. Die Briefe kamen, und waren zwar vom General, aber sie enthielten bloß freundschaftliche Allotria. Eigentlich wäre es nun wohl besser gewesen, ich wäre jetzt gereist; denn je eher ich hinkomme, desto eher bin ich wieder zurück. Aber Dich jetzt so krank zu verlassen, dich vielleicht nicht einmal sehen zu können, das würde mein Herz nicht ausgehalten haben, so hart es auch seyn mag. Ich bitte Dich, liebes theures Mädchen, werde ja nicht krank, nicht schlimm krank, oder ich kann nicht dafür bürgen, daß ich nicht gerade zu Deinem Vater gehe. Liebe, schreib mir, daß es besser mit Dir ist; schreib nicht viel, wenn es Dir schwer wird; nur einige Zeilen zu meiner Beruhigung. Wenn ich Dich nur wohl weiß, so bin ich glücklich genug. Täglich fühle ich mehr, wie sehr Liebe unser ganzes Wesen stimmen kann. Mein Vater starb, und ich fühlte Schmerz und weinte Thränen; aber welcher Unterschied zwischen jenem Gefühle und dem zärtlichen Kummer, den mir nur dein Übelbefinden macht. Mädchen, ich liebe Dich unaussprechlich: das habe ich so oft gesagt; aber ich sage es eben so oft, weil ich meine Liebe nicht aussprechen kann. Deine Gesundheit beschäftiget mich jede Stunde. Oft breche ich mitten in der Periode meiner Schreiberei ab, lege die Feder seitwärts, und sehe minutenlang, viertelstundenlang auf das leere Blatt. Meine theure, einzig

innig geliebte M., ich bitte Dich bei der Glückseligkeit, die Du mir gegeben hast und geben willst, bei der ganzen innigen Zärtlichkeit, mit der ich Dich ewig lieben werde, sey sorgsam und aufmerksam auf deine Gesundheit. Es macht mir unaussprechlich viel Unruhe, wenn ich Dich krank denken muß; um so mehr, da ich nicht hin kann, um mich von deinem Zustande zu überzeugen. Ein einziger Blick ist mehr, als eine lange Erzählung. Es hat mich recht geschmerzt, daß Du fandst ich sey unordentlich; denn ich kann es nicht ganz für Scherz nehmen. Habe nur Geduld, ich halte viele Dinge zu sehr für Kleinigkeiten: im Wesentlichen hat mir noch niemand Unordnung vorgeworfen. Du sollst finden, daß Du nicht vergebens zu mir gesprochen hast. Habe nur Muth, mit mir kannst Du alles Gute machen. Ich fühle, Mädchen, daß bei jedem deiner Küsse meine Seele sich immer noch zärtlicher an Dich schließt. Nie habe ich Begrieffe von der Liebe eines Mädchens gehabt, jetzt ist mein ganzes Herz voll davon. Ich lasse Dir Gerechtigkeit, liebes Mädchen, ohne Erröthen Gerechtigkeit wiederfahren, Du bist zärtlicher als ich. Diesen Vorzug giebt Dir deine Weibernatur, die lauter Grazie und Sanftmuth ist; denn bei Gott! in der Stärke der Liebe will ich mich auch von Dir nicht übertreffen lassen. Wenn ich Dich nicht glücklich mache, ich fühle den Werth meines Herzens, so glaube ich, es kann kein Sterblicher Dir Glück und Zufriedenheit geben. Ich habe Dir meinen ganzen alten Stolz geopfert, und unendlich gewonnen; ich würde Dir den Feldherrnstab und alle Ordensbänder opfern und immer gewinnen. Wenn doch die Menschen immer richtig menschlich nach Kopf und Herz mäßen, so würde nicht so viel Mißverstand seyn. Wenn wird die glückliche Zeit kommen, Liebe, wo ich Dir wenigstens täglich eine gute Nacht sagen darf? Aber würde der Geiz damit zufrieden seyn? Ich bin so glücklich, so glücklich, wie ein sterblicher Er-

denbewohner seyn kann; lehre mich Genügsamkeit, Liebe. Nur für deine Gesundheit will ich beten. Glaube mir, ich bin förmlich fromm geworden, seit ich Dich liebe.

Die Gottlosen sollten lieben, und sie würden sogleich aufhören zu lästern: die Abgötterey, welche Liebende begehen, ist mehr ein Lob des Schöpfers, als eine Blasphemie. Ein unnennbar süßes Gefühl bebt durch mein ganzes Wesen, hebt meine ganze Seele von der Erde empor, wenn Du mit frommer Vertraulichkeit mit einem Kusse Dich zu mir neigst. Ich bin vielleicht ein Kind; aber der Himmel erhalte mir und Dir diesen Kindersinn. — Grüße Schwester F.......... Nimm den Kuß der Zärtlichkeit, und daß Dir der Himmel Gesundheit gebe.

Ewig dein Seume.

Dritter Brief.

Da soll ich arbeiten, liebes Mädchen, und meine ganze Seele ist bei Dir. Dein Briefchen hat mich nicht so sehr getröstet, als mich Sch's Nachrichten beunruhiget haben. Du bist sehr krank, wie ich höre, und ich soll ruhig seyn! Dein Arzt ist nicht zu Hause, zu dem Du noch das meiste Zutrauen hast; Du kannst nicht sprechen, Du leidest die empfindlichsten Schmerzen; und ich soll ruhig seyn! Da liegt der Bogen, den ich in die Druckerei liefern soll; ich habe ihn weggeworfen. Ich weiß meinen Zustand mit nichts zu vergleichen, er ist mir ganz fremd: ich bin sehr traurig, und möchte doch um alles in der Welt nicht fröhlich seyn, wenn mir jemand meine Traurigkeit nehmen wollte. Liebes krankes Mädchen, und Du leidest sicher meinetwegen; meinetwegen hast Du dich nicht geschont: wie werde ich, wie kann ich Dir alle Zärtlichkeit vergelten, die Du mir schon gezeigt hast. Ich fühle, ich

muß von Dir die Liebe lernen; ach, Theuerste, werde nur gesund, Du sollst ganz mit deinem Schüler zufrieden seyn. Es ergreift mich beständig unwillkührlich eine Wehmuth, von welcher ich mich nicht losreißen kann, nicht losreißen will. Die Saiten, die ich Stümper auf dem Klaviere anschlage, beben alle melancholische Akkorde, und alle kleinen Stücke, die ich von der Laute greife, sind ungewöhnlich elegisch. Einige Töne, welche den Ton der Seele treffen, können einen Laien tiefer rühren, als den Meister die Kunstharmonien ihrer Zauberer. Ich bekenne Dir, Liebe, ich gäbe ganze Konzerte von Haydn für zwei Töne auf der Laute hin, wenn sie die Stimmung der Seele zurückbeben.

Es ist schon sehr hart, in einer solchen Entfernung von seiner Geliebten zu leben, wie ich; in einem so eigenen traurigen Verhältnisse zu stehen, wie ich; solche schöne Hoffnungen und so eigene Schwierigkeiten zu haben, wie ich; aber jetzt, da Du krank bist, da ich herumschleiche, wie ein Verirrter, da ich Dir so nahe bin und so fern, hat meine Lage keine ähnliche an qualvoller Angst. Ich spreche nicht, weil ich meine Empfindung lieber behalte als ausgebe; ich würde Dir auch nicht schreiben, wenn ich dir verbergen könnte, wie es in meiner Seele aussieht. Selbst meine Gedanken sind so irrsam durcheinander, daß Du es vielleicht sogar meinem Briefe ansiehst. Es ist, als ob ich mich hinsetzen sollte zu sterben. Vergieb mir, bestes, theuerstes, ewig geliebtes Mädchen; ich sollte nicht klagen; denn ich bin ein Mann, und ein Mann soll stark seyn. Ein König mit seiner Macht könnte meinen Augen sicher keine Thräne auszwingen; meine eigenen Empfindungen haben oft schon die glühenden Tropfen bis an die Wimper getrieben. Ich weine wohl nicht, aber meine Augen brennen und eine hohe Glut fährt elektrisch durch meinen Nacken. In welchem Lichte mag ich Dir erscheinen, Liebe? Man

klagt mich so sehr der Härte, der Unempfindlichkeit, der Rohheit an: und in meinem Charakter, der meistens der eisernen Vernunft folgt, liegt etwas, das jener Beschuldigung einigen Anschein von Wahrheit giebt. Aber ich versichere Dich bei allem, was einem ehrlichen Mann heilig seyn kann, es ist nur Schein, und wer in den Charakter nicht tiefer eindringt, bleibt bei dem Schein stehen. Du machst mir vielleicht einst den nämlichen Vorwurf, wenn meine Liebe sich in das Kleid des Vernunftmäßigen schickt, meine Seele sich vielleicht in die alte stoische Ruhe setzt, und Du dann glaubst, das Feuer meiner Empfindungen sey ausgestorben. Das würde mir schrecklich werden; denn ich versichere Dich, bei meiner anscheinenden Ruhe kocht es oft in der Tiefe wie ein Vulkan. Thue mir nie das Unrecht, Liebe, je an meinem Herzen zu zweifeln; setze es auf die Probe wie Du willst, und es wird Probe halten. Meine Empfindungen sind ewig, denn sie sind wahr. Wenn ich nur einmal so glücklich wäre, näher um Dich zu seyn, mit Dir in innigern Verhältnissen zu stehen, damit Du mich ganz kennen lerntest, und sähest, daß ich ein Herz wie das Deinige ganz verdiene. Siehst Du, bestes trautes Mädchen, meine Verse könnten Schminke tragen, meine Moral könnte Wortgepränge seyn, meine Briefe könnten lügen, meine Reden könnten Brast seyn, meine Küsse könnten Dir heucheln, denn wer würde nicht ein schönes, liebenswürdiges Mädchen feurig küssen, wenn er ihr Herz bestricken wollte: Alles an mir könnte Dich betrügen; aber nicht meine Handlungen, welche Dokumente bleiben für oder wider mich, nicht die herzliche, innige, zärtliche Aufmerksamkeit, mit der ich ununterbrochen mein ganzes Leben für Deine Glückseligkeit wachen würde. Meine heißeste Liebe zu Dir macht mich nicht blind, M....: ich kann Dich bei dem Glück, das ich von dieser Liebe hoffe, versichern, ich würde Dir es mit

zärtlicher Schonung sogleich entdecken, wenn ich etwas an Dir fehlerhaft fände: aber alles, alles hat an Dir, so viel ich jetzt gesehen habe, meine Billigung, manches hat mich entzückt und selbst der kältere Beobachter würde nichts zu tadeln finden. Der Himmel hat mich in Deinem Herzen sehr gesegnet; ich habe so viele Glückseligkeit durch meine undankbar kalte Philosophie nicht verdient. Aber ganz kalt bin ich nie gewesen, ich hatte wenigstens die Empfänglichkeit der Wärme mir erhalten, sonst hätte ich Dich nicht geliebt, sonst hättest Du mir nicht geantwortet. Die Welt wird Dich sehr tadeln, wenn sie deine Wahl erfährt; aber ich will Dich rechtfertigen dadurch, daß ich ihr zeige, ein Weib könne an meiner Seite wohl so glücklich seyn als in einem goldnen Wagen. Mädchen, ich darf Dir bekennen, ich freue mich auf die Zeit wie ein Knabe, der noch zehn Jahre zu warten hat, bis ihn der Bart keimt. Gewiß, ich bin ein guter Mensch durchaus, und ein solcher wird nie ein schlechter Mann. Werde nur, werde nur gesund; ich bitte Dich, meine Theure, sorge für Dich; befolge jetzt die Vorschriften, die Dir der Arzt giebt, sey ruhig und habe Geduld. Wenn ich nur selbst ruhig seyn könnte, ich wollte Dir recht gute Predigten über die Ruhe halten. Mir ist alle Tage, als ob ich in euer Haus stürmen müßte, so zieht mich eine unaufhaltbare Gewalt immer in deine Gegend. Mädchen, wenn Du wüßtest, wie oft ich in meinem Mantel gehüllt Abends dort in der Straße auf und abwandle; ich blicke nicht hinauf, weil ich nichts sehen würde, aber es thut mir doch etwas wohl, Dir so nahe zu seyn, bis mich meine Ungeduld fort nach Hause treibt. Ich habe mit Dir und blos durch Dich schon manche schöne herrliche Stunde genossen; aber eben dieser volle Genuß zeigt mir nun die Leerheit aller übrigen. Es ist als ob ich nicht lebte, wenn ich nicht wenigstens in Gedanken bei Dir bin, so sehr bist Du Allein-

herrscherin meines ganzen Wesens geworden. Ich kann, ich will nicht ruhig seyn, so lange Du nicht wohl bist, so lange Du nicht ganz sicher in meinen Armen ruhest. M...., liebes, krankes, theures Mädchen, gewiß es soll Dir noch recht wohl gehen, und Du sollst gesund seyn, und des Arztes nicht bedürfen. Denn bloß eure verkehrte Lebensweise ist Schuld an euerm beständigen Übelbefinden. Wenn ich doch so glücklich wäre, als ein sehr gleichgültiger Bekannter in euerm Hause zu seyn, nur dieses: nur um mich zu überzeugen, was Ihr Leutchen für eine Menage führt, daß Ihr immer nicht wohl seyd. Aber was sage ich Unbesonnener? An deiner Krankheit bin ich Schuld, bloß ich; und sonst ist wohl alles in der Familie wohl. Ich werde mir die Strafe auflegen, Dich nie wieder so zu sehen. Aber wenn werde ich Unglücklicher Dich nun wieder sehen? Das Schicksal bietet alles auf, mich für meine ehemahlige Härte recht weich zu machen. Ich kann Dir nun versichern, M...., ich bin nun so demüthig, als es nur die christliche Moral immer haben will. Werde nur wieder gesund, und rufe mich zu Dir; oder rufe mich auch nicht zu Dir und werde nur gesund.

Wenn nur Hygea ihre Kraft des Lebens
Durch Deiner Glieder Fülle gießt,
Wenn nur in Pulsen eines leichten Strebens
Dein Blut sanft auf und nieder fließt,
Wenn Du nur Gottes Luft mit freien Zügen
Und frischer Brust zum Wohlseyn trinkst.
Will ich entzückt an deinen Busen fliegen,
Wenn Du dem lieben Schwärmer winkst.
Ich will zum Himmel wie ein Pilger beten,
Daß Dir der Himmel Arzt und Heilung sey;
Und darf ich bald Dir wieder nahe treten,
So eil' ich hohen Herzensschlags herbei,
Und sinke, Liebe, hin zu deinen Knieen,
Und danke mit dem seligsten Genuß
Dir und dem Himmel nur in einem Kuß,
In welchem alle Hochgefühle glühen.

Herrliches, liebes Mädchen, ich wünsche Dir baldige, völlige, feste, dauerhafte Genesung. Dann mußt Du durchaus Dein Arzt selbst seyn, wenigstens keinen andern als mich haben. Wenn ich nur ruhig seyn könnte! Ich küsse Dich so zärtlich als ich Dich liebe. Dein auf ewig.

Seume.

Vierter Brief.

Heute bin ich schon etwas ruhiger Deinetwegen, da mir Sch. Nachricht von deiner Besserung bringt. Aber ganz ruhig werde ich nicht eher, als bis ich Dich wieder einmal selbst sehe, und urtheile, daß Du gesund und wohl bist. Denn Deine Versicherung über Deine Gesundheit glaube ich auch nicht; Du hast mich so oft getäuscht. Du glaubst, liebes Mädchen, hier ist die Täuschung wohlthätig und besser als Wahrheit. Das spricht Deine Liebe; aber das kann meine Liebe nicht glauben. Als ich Dich das letzte Mal in meinen Armen hielt, liebes Mädchen, wie gut und zärtlich warst Du da! wie liebevoll hingst Du an meinem Halse und athmetest an meinem Herzen. Aber Du warst krank, Du warst schon recht krank, armes Mädchen. Mir wars, als ob Deine Küsse doppelte Zärtlichkeit hätten; es ist etwas Unaussprechliches in einem solchen Blicke, einem solchen Kusse. Wehe dem Menschen, den ein solcher Kuß nicht ganz zum reinen Geweiheten seiner Liebe macht. Es liegt Wehmuth darin, unbeschreibliche Wehmuth. Theuerstes Mädchen, ich glaube, ich fange nun erst recht an, Dich zu lieben, wie ich soll, und werde Dich in Zärtlichkeit übertreffen, wenn ein Mann je ein Mädchen an Zärtlichkeit übertreffen kann. Siehst du, Liebe, ich lasse Dir und Deinem Geschlecht Gerechtigkeit wiederfahren; ich gestehe,

ihr mögt zärtlicher lieben: aber liebt ihr auch treuer und standhafter und unverbrüchlicher? Das ist eine Frage, die ich nicht entscheiden mag. Mich däucht, Du mußt ein Muster aller dieser Tugenden seyn, weil Du mich wählen konntest. Das klingt stolz, Liebe, aber es ist wahr; und mit diesem Stolze wirst Du wohl zufrieden seyn. Du konntest wohl glauben, daß ein Mann, wie Du Dir meinen Charakter vorstellen mußtest, vorzüglich in so ernsten Dingen sehr ernst denkt, und doppelt ernst handelt: und doch eiltest Du in meine Arme. Du bist ein Engel für mich; ich weiß gar nicht, Mädchen, wie ich Dich ganz verdienen werde: aber verdienen will ich Dich, das Zeugniß sollst Du mir einst noch geben. Ich glaube, im ganzen Vaterlande ist kein Mädchen, das so gut und liebevoll wäre, als Du bist, M..... Mädchen, ich fühle Deinen Werth in mancher ganz kleinen Nüance, und liebe Dich täglich mehr. Das ist vielleicht eine Formel; denn ich glaube, ich kann Dich nicht mehr lieben, als gestern und ehegestern; und doch kommt mirs jedesmal so vor, wenn ich Dich in meinen Armen halte. Aber weißt Du, Liebe, daß ich Dich jetzt als meine theuerste Geliebte doch noch nicht so liebe, als ich Dich lieben werde, wenn Du einst mein Weib seyn wirst: das fühle ich, das liegt in der Natur und ich wollte es philosophisch beweisen. Die Geliebte ist dem Liebhaber freilich das höchste, glühendste Ziel aller seiner Wünsche und Hoffnungen, aber das Weib muß dem Manne durchaus alles, alles, der ganze Zirkel seines Wesens seyn. Der Mann ist ein Verräther, dem sein Weib das nicht ist; und wehe dem Weibe, welches dieses alles dem guten Manne nicht seyn kann. Vergieb mir, liebe M...., Du weißt, ich bin kein Überzärtlicher, vergieb mir meine süße Schwärmerei: das denke ich mir durchaus als die seligste Periode der ganzen Erdenexistenz, wenn Du mir einen Knaben oder ein liebliches Mädchen ent-

gegen tragen wirst. Da Du mich kennst, wirst Du mich deßwegen nicht tadeln; da ich Dich kenne, darf ich wohl in den hohen Empfindungen meines Herzens ein Wort dieser Art zu Dir sprechen. Wenn ich so oft unter einer glücklichen Familie saß, und mich an den reinen Gesichtern der kleinen fröhlichen Kinder weidete, stieg oft eine unbekannte Sehnsucht in mir auf. Ich dachte nie an die Hoffnung, selbst einst so glücklich zu werden, und ließ die kleinen krausløckigen Jungen mich in den Haaren zausen und am Barte rupfen. Die Leute sagten immer, trotz meiner Wildheit, sähen sie daraus, daß ich ein guter Mann sey. Du, M...., hast mir diese neue Hoffnung geschaffen, und ich danke dir dafür wärmer als für alle deine Küsse. Werde nicht eifersüchtig über meine sonderbare Philosophie. Du bist mir und bleibst mir doch alles, der ganze Inbegriff des Segens, den ich mir vom Himmel erbitte. Mädchen, werde nur wieder gesund: denkst Du etwa, das sey so ganz egoistisch? und daß du so bloß meinetwegen gesund werden sollst? Glaube das nicht, Liebe, ich wollte gern für Dich leiden und dulden, wenn ich Dir nur Deinen Schmerz abnehmen könnte. Seit ich Dich so herzlich liebe, bin ich, so wahr ich lebe, ein anderer Mann, ich habe das Leben selbst weit lieber, und mich däucht, es sey nun doch des Wunsches werth zu leben. Ehemals nahm ich mir wahrlich kaum die Mühe, das Leben zu wünschen.

Sonst sah ich manchen Frühling blühn,
Und sahe manchen Sommer fliehn,
Und bückte an des Beetes Saum
Mich nach der schönsten Blume kaum.
Sonst strich mir mancher Herbst vorbei
Und war mir immer einerlei,
Ich aß da Aepfel ohne Dank,
Die Traube ohne Frohgesang.
Jetzt, M...., lieb ich Dich
Und alles wird nun froh um mich,

In jeder Blume trägt die Luft
Mir Labung zu, und Balsamduft
Der Apfel, den ich eben aß,
Schmeckt würziger, als Ananas;
Rund um ist alles eingeweiht,
Und selbst der Schnee ist Feierkleid.

Werde nur wieder gesund, meine Liebe! Ich küsse Dich zärtlich, recht zärtlich. Ewig Dir treu und der Deinige, liebes Mädchen, ewig. S.

Fünfter Brief. (Einige Wochen später.)

M....

Dein Vater hat mir das Versprechen abgefordert, die Korrespondenz abzubrechen: ich hatte schon geschrieben, es ihm zu geben; er hatte aber nicht die Güte, den Brief, der es enthielt, anzunehmen; folglich habe ich es ihm nicht gegeben; und sein Wille ist für mich unbedingt kein Gesetz. Aber Du scheinst der nähmlichen Gesinnung zu seyn; und Deine Wünsche sollen mir heilig seyn, bis zu meinem letzten Hauche. Fürchte nicht, daß ich Dich weiter mit Zudringlichkeiten beschweren werde: nur das traurige Vergnügen kann ich mir nicht versagen, in diesem letzten Briefe noch einmal herzlich zu Dir zu sprechen. Ich will mich rechtfertigen vor Dir, rechtfertige Du Dich auch vor Dir selbst. Mein Herz soll und muß schweigen; ich habe Ursache zu fürchten, daß seine Sprache nicht mehr verstanden wird; und ich will seine Empfindungen nicht entweihen. Es ist seit einiger Zeit meine Beschäftigung gewesen, daß ich alle Deine Briefe mit bitterm Gefühle wiederholt durchgelesen; es ist, als ob die schöne Täuschung noch um mein Herz spielte, als ob ich nicht aus dem süßen Traum erwachen könnte. Ich kenne viele Arten des

Zweifels; aber keiner giebt solche Skorpionenstiche, wie der Zweifel, den Du mir gegeben hast. Ich bin glücklich gewesen, in meinem Wahn glücklich gewesen, das danke ich Dir. Du kannst stolz seyn, es hat mich kein weibliches Geschöpf glücklich gemacht, als Du, Du kannst sehr stolz seyn, es wird mich keines wieder glücklich machen. Du bringst mich zu meiner alten Philosophie über die Weiber zurück, und noch sehr zu rechter Zeit. M...., Du hast nicht großmüthig, nicht redlich mit mir, nicht weise mit Dir Selbst gehandelt. Warum hast Du mir nicht Wahrheit gesagt? Glaubst Du, daß ich Wahrheit scheue, auch wenn sie mich zu Boden schlägt? Ich merkte Deine Veränderung gleich mit den Feiertagen: ich lief herum voll Angst wie ein Gejagter. Von Dir kam kein Gruß keine liebreiche Erkundigung, keine Nachfrage nach einem Briefe, deren ich wohl sieben geschrieben und zerrissen habe. Meine Seele war auf der Folter; endlich sagte mir Sch, das Verhältniß müsse abgebrochen werden, das wolltest Du; Du, die Du mir noch vor vierzehn Tagen die heiligsten Betheuerungen schicktest: Dein Vater habe Dir alle Hoffnung benommen, Dir mit seinem Fluche gedrohet. Von allem dem war nichts wahr, wie ich aus Deines Vaters Briefe sehe. Welche Parthie glaubtest Du denn, daß ich nach meinem Charakter nehmen konnte, als Deinem Vater nun geradezu zu schreiben, da ich nach Deiner Bothschaft annehmen mußte, er wisse schon alles? Hättest Du mir die Wahrheit sagen lassen, ich hätte Dir mit einem kurzen Kampfe alles zurückgeschickt. Du klagst über meinen Stolz, und nimmst Dir die Mühe, mich ganz zu demüthigen. Vielleicht gelingt es Dir, vielleicht nicht. Dein Vater will keine Briefe von mir annehmen, auch deine Mutter nicht, Du vielleicht auch nicht. Das erniedriget mich nicht; ich finde mein Betragen so ziemlich konsequent, als man in meiner Gemüthsstimmung seyn kann. Was soll ich

nun thun? Dein, Dein eigener Antrieb war es, zu brechen. Du hättest mir und Dir und Deinen Eltern viele schmerzliche Gefühle ersparen können, wenn Du mit etwas mehr Überlegung gehandelt hättest. Es scheint, als ob Du Dir ein Vergnügen gemacht hättest, meine Empfindungen zu einer solchen Höhe zu winden, um mich dann mein Nichts fühlen zu lassen. Es ist Dir ganz gelungen. Das Mädchen, das noch kurz vorher an meinem Nacken hing, und mich um meine Treue bat, hat nun nicht einmal den Muth zu sagen, daß es mich liebt. Ich bin zur Galanterie zu ernst, und Du hast dich geirrt, wenn Du mich unter diese Rubrike gebracht hast. Wir haben einander, wie es scheint, beide nicht gekannt; und dürfen also einander keine Beschuldigungen machen. Daß ich Deine Ruhe gestört habe, vergieb mir; daß Du mir so schöne Hoffnungen geschaffen und vernichtet hast, daß durch Dich mein Friede zu Grunde gegangen ist, das will ich Dir vergeben, meine Blödsinnigkeit anklagen, und Dich zu den ganz gewöhnlichen Mädchen rechnen. Wenn ich das nur könnte, M...., ich wäre noch glücklich genug. Mein Ernst hat Dir nicht gefallen; um ihn zu heilen, hast Du Bitterkeit hineingegossen. Deinen Eltern rechne ich nichts an; sie handeln nach ihrem Begriff der Pflicht: aber wie Du nach Deinem Begriff der Pflicht handelst, kann ich nicht einsehen. Du warst weder gegen Deinen Vater, noch gegen mich, wie Du solltest. Die Gründe, welche Dein Vater gegen mich anführt, sind alle gültig genug, da Du ihnen Gewicht giebst: ein einziger hat mich mehr als alle getroffen, er heißt die Wankelmüthigkeit des Weibes. Dein Vater läßt Dir Gerechtigkeit wiederfahren. M...., Du hättest redlicher mit mir seyn sollen. Ich bin nicht der Mann, der das weiche Herz eines Mädchens mißbraucht; ich fordere Dich auf, die Wahrheit zu sagen. Bin ich nicht offenherzig mit Dir gewesen? Habe ich

Deine Empfindungen bestechen? Meine ganze Seele hängt noch an Dir, und wird sich ewig nicht loswinden können. Wenn Du meiner unwerth wärest, würde ich über Dich weinen und trauern. Sage mir nur offenherzig Deine Wünsche, und traue mir Großmuth genug zu, sie alle zu befriedigen, und wenn es mein Leben kostete. Wider meine Ehrlichkeit kannst Du nichts fordern. Deine Briefe solltest Du längst wieder haben, wenn sie Dein Vater nicht verlangte. Bekommen soll er sie nicht; aber lesen soll er sie, wenn er darauf dringt, zu seiner Beruhigung und Deiner Rechtfertigung. Hast Du etwas geschrieben, was Du zu gestehen Dich schämest? Dich zu schämen Ursache hast? Mädchen, dann sind wir beide zu beklagen, Dein Vater und ich; und Du am mehrsten. Dann sollen sie zur Tilgung alles Mißtrauens vor seinen Augen vernichtet werden. Wenn ich auch das Angesicht Deines Vaters scheue, will ich mich doch vor ihm nicht schämen. Ich bin gewohnt, mir Achtung zu erzwingen, wenn ich mir auch keine Gewogenheit erwerbe. Ich kann mir vorstellen, wie viel Nachtheiliges man Dir auf meine Kosten vorsagen wird; wenn Du das so geradezu ohne Sichtung glaubst, so habe ich jede Empfindung meines Herzens umsonst verschwendet. Ich bedaure Dich bei allem meinem Schmerz noch weit mehr als mich selbst: denn ich werde höchst wahrscheinlich zeitlebens Dir zum Vorwurf herum laufen. Mein Betragen wird Deine Strafe seyn. Ich versichere Dich, Liebe, ich werde Dich nicht aus meiner Seele verlieren. Ich habe mit keinem Mädchen in einer nähern Verbindung gestanden; Du bist das einzige, das sich ganz in meinem Herzen festgesetzt hat. Gehe hin, wo Du willst; ich werde Dich mit zu Grabe nehmen. Du hörst vielleicht nach dreißig Jahren von mir noch den nähmlichen Ton, wenn Du Dich meiner gelegenheitlich erinnerst. M...., Du hättest redlicher mit mir handeln sollen; bei

Gott, ich hätte Dir alles aufgeopfert. Wirst Du glücklich seyn, wenn ich bei Deiner Hochzeit ein Trauerlied singe, daß meine Freunde mit mir weinen? M...., ich bitte Dich um Gottes willen, bei dem Glücke, das Du noch hoffst, sey Deiner werth; ich kann nichts Schlimmes von Deinem Herzen glauben. Sey Deines Vaters Freundin, wenn Du nicht meine Geliebte mehr bist. Wenn mein Kuß Dich nicht edler gemacht hat, bin ich ein Verworfener oder Du ein Geschöpf ohne Sinn. Thue nichts heimlich: was ich that, geschah Deinetwegen; sonst trete ich immer ins Licht. Meinetwegen zeige auch diesen Brief Deinen Eltern; ich werde ihnen gelegenheitlich nicht bergen, daß ich ihn geschrieben.

Erlaube mir noch einmal, mich in die süße Täuschung der Harmonie unserer Herzen zu setzen. Du hast ein schönes Werk zerstört, Liebe; das hättest Du nicht thun sollen, oder nicht sollen bauen helfen. Du fragst, was ich denke? und nicht, was ich fühle? Ich bin unendlich traurig; und von welcher Art meine Empfindungen sind, magst Du in Zukunft von meinem Gesichte lesen. Ich bin vielleicht nie wieder so glücklich, eine Sylbe mehr mit Dir zu sprechen; aber mein Herz wird Dich begleiten, denn ich bin unveränderlich.

Seume.

An Herrn ***

Mein Herr,

Wir kennen einander nicht; aber die Unterschrift wird Ihnen sagen, daß wir einander nicht ganz fremd sind. Meine ehemahligen Verhältnisse zu Ihrer Frau können, dürfen und müssen Ihnen nicht unbekannt seyn. Sie würden vielleicht nicht übel gethan haben, meine Bekanntschaft früher gemacht

zu haben; ich störe Niemandes Glück. Ob Madam *** gegen mich ganz gut gehandelt hat, kann ich nicht entscheiden, eben so wenig als Sie; da wir beide nicht gleichgültig sind. Ich vergebe ihr gern und wünsche ihr Glück; es war ja nie etwas anders der Wunsch meines Herzens. Einige meiner Freunde wollen mir Glück wünschen, daß die Sache so gekommen ist; sie überzeugen fast meinen Kopf, aber mein Herz blutet bei der Überzeugung. Da Sie mich nicht kennen, dürfen Sie über mich nicht urtheilen. Ich bin weder Antinous noch Äsop, und Mademoiselle *** muß doch vorzüglich den ehrlichen guten Mann zu sehen geglaubt haben, als sie mir sehr theuere Versicherungen gab. Doch stille davon! Es geziemt mir nicht, mich zu rechtfertigen, und noch weniger, andere anzuklagen. Was die Leidenschaft that, hat — die Leidenschaft gethan. Ich bin nicht Ihr Freund, das leiden die Verhältnisse nicht: da ich aber ein ehrlicher Mann bin, ist es für Sie so gut, als ob ich es wäre. Sie Selbst, mein Herr, haben bei der Sache als ein junger, nicht ganz ernsthafter Mann gehandelt. Ich wünsche Ihnen Glück; Sie haben das nöthig. Ihre Frau ist gut, ich habe sie tief beobachtet, und ich würde nicht im Stande gewesen seyn, mein Herz an eine Unwürdige zu verlieren. Daß zwischen uns nichts Strafbares vorgefallen ist, dafür muß Ihnen mein Charakter und meine jetzige Handelsweise bürgen. Sie hat Fehler: sie kann hassen, verzeiht nicht leicht, und ist leichtsinnig. Sie haben also keinen leichten Gang mit ihr. Sie müssen ihr manchen Fehler vergeben, und selbst keinen begehen. Es ist mir daran gelegen, daß Sie beide glücklich sind: das wird Ihnen begreiflich seyn, wenn Sie etwas vom Herzen des Menschen wissen und mich nicht für einen ganz gewöhnlichen Menschen halten. Ich werde höchst wahrscheinlich unterrichtet seyn, wie Sie leben, so weit man im Allgemeinen unterrichtet seyn kann: denn ich bin in B., wo ich oft war, nicht ganz

Fremdling. Ich kann nun einmal nicht wieder gleichgültig werden, das hätte Madam *** ehemals glauben und ihre Maaßregeln zur Zeit nehmen sollen. Das Schrecklichste würde mir seyn, wenn Sie je eine Ehe nach der Mode führen sollten. Ich bitte Sie bei Ihrem Glück und bei dem Rest von meiner Ruhe, noch mehr aber bei dem Glück der Person, die uns theuer seyn muß, nie — nie leichtsinnig zu seyn. Sie sind Mann; von Ihnen hängt alles ab. Wenn M.... je von ihrem Charakter sinken könnte, ich würde den Meinigen fürchterlich rächen. Verzeihen sie und halten das nicht für Impertinenz. Sie müssen Zeiten und Menschen kennen. Furcht giebt Sicherheit. Ich werde Ihre Frau mit meinem Willen nie wieder sehen. Wenn Sie selbst Ihre Pflichten immer erfüllen, so führen Sie ihr immer in einer ernsthaften Stunde mein Andenken wieder zu. Es kann ihr heilsam werden, und soll Ihnen nicht schaden. In meiner Seele kann in diesen Verhältnissen nur Liebe oder Verachtung wohnen; ich kenne mich; die erste kann nur mit dem Stufenjahre Freundschaft werden, und der Himmel bewahre Sie und mich vor der zweiten: ihr Vorbote würde schrecklich seyn.

Ich kann aus der Seele des Weibes herauslesen, was Madam *** jetzt über oder auch wohl wider mich sagen wird, und ich wünsche aufrichtig, daß sie nie mit Reue an mich zu denken Ursache habe. Es ist ihr eigenes großes Interesse, mein Herr, dafür mit beständiger Aufmerksamkeit zu sorgen*) — — gewöhnliches Weib; nur — — Unglück, wenn sie — — wäre.

Höchst wahrscheinlich kann ich Ihnen nie einen Dienst leisten, so wenig als Sie mir bei meiner Denkungsart. Soll-

*) Hier fehlt ein Stück von der sehr zerknitterten Handschrift.

ten Sie aber je glauben, daß ich es könnte, so hätte ich in mir Ursache genug, es mit Vergnügen und Eifer zu thun.

Ich erwarte weder Antwort noch Dank; sehen Sie nur das, was ich so kalt als möglich sagte, mit meiner Seele oder nur mit gehöriger Gleichmuth an, und Sie werden alles sehr natürlich finden.

Ich versichere Sie herzlich meiner völligen Achtung, und es muß Ihnen daran gelegen seyn, sie zu verdienen. Leben Sie wohl und glücklich! Auch dieser Wunsch geht ganz von Herzen, ob er gleich mit etwas mehr Wehmuth geschieht, als der Mann fühlen sollte.

Grimma. Seume.

II. Scholion.

Die Ketten sind zerschlagen, sprach einer der Männer, der Tyrannen Blut raucht: unser Arm ist Stahl, und unser Muth Fels. Wir wollen uns vor keinem Idole mehr beugen. Hier wollen wir der Freiheit einen Tempel bauen, und stehend an ihrem Altare opfern. Wir wollen, wir wollen; stürmte die Versammlung. Da trat ein alter Graukopf hervor, um dessen Schedel Würde wie ein Heiligenschein strahlte: Ihr Männer, meine Brüder und Kinder, rief er, ich habe neunzig Jahr das Buch der Menschen in der Grundsprache gelesen. Nur wo Asträa wohnt, wohnt die Freiheit. Zieht jene vom Himmel herab, und diese begleitet die Schwester in ihr Heiligthum; selbst das Schicksal kann sie nicht trennen.

Die Männer wurden ernst und traurig, und dachten nach, wie sie Asträen einen Altar bauen könnten; aber der Gedanke wurde fortgeschlagen von dem Sturme des Aufruhrs. Arme Betrogene! seufzte der Graukopf und schlich sich bei Seite. Die Freiheit hatte weder in Rom noch Griechenland Tempel; und der Altar, den man ihr dort baute, sprach ihr Hohn. Ohne allgemeine Gerechtigkeit ist Freiheit Lästerung.

III. Eine Obole zu Seumes Denkmahl.

Von
Kantor Wohlfarth, in Frohburg bei Leipzig.

Theuer warst du meinem Herzen, theuer —
Das vor Lustern schon Dich liebgewann;
Denn kein Weiser starb und lebte freier
Als du wackrer, seelenvoller, Mann!

Zeitgenossen, Schwächen preis gegeben
Und durch Druck und Sklavensinn erschlafft,
Wolltest Du durch Wort und Beispiel heben
Zu der Väter Festigkeit und Kraft.

Nur geführt vom Gängelband der Mode,
Vom Charakter schwankend, willenlos,
Lenkt sie selbst der ferne Antipode,
Gaum und Luxus, in der Trägheit Schooß.

Kräftig wolltest Du in ihrer Mitte,
Ernst und einfach, Deine Pilgerbahn;
Und so staunten Deine festern Schritte
Wir mit Achtung, mit Bewundrung an.

Für die Tugend klopfte hoch Dein Busen,
Der Du schon als Knabe Dich geweiht.
Früh geopfert hast Du dann den Musen,
Früh gestrebt nach Kraft und Männlichkeit.

Haß geschworen, gleich Hamilkars Sohne,
Hast auch Du, (zwar seinen Römern nicht,)
Doch den Wichten jeder Zung' und Zone,
Die befehdet Wahrheit, Recht und Licht.

Abgekämpft dem Schicksal freie Stunden
Hat Dein Geist, durch Fesseln nie entehrt:
Und die Wahrheit, früh von Dir gefunden,
War Dir mehr als Säcke Goldes werth.

Nur für sie zu dulden und zu werben
Wallteſt Du durch dieſes Erdenthal:
Ihr allein zu leben und zu ſterben
Schwur Dein Herz, aus eigner freier Wahl.

Gleich dem Römer in der Vorzeit Tagen,
Lüſtern nicht nach Falerner Moſt,
War Dir oft, geübet im Entſagen, —
Eine Rübe königliche Koſt.

Spartas Bürgern ſuchteſt Du zu gleichen,
Die der Griffel der Geſchichte preist;
Ihren Hochſinn wollteſt Du erreichen;
Ueberflügeln Deiner Zeiten Geiſt.

Meer und Länder hatteſt Du durchzogen,
Viel gethan, geduldet und geſehn;
Deutſche Männer waren Dir gewogen,
Die noch gern an Braver Seite gehn.

Doch um Ämter nie und Fürſtenehre
Hat gebuhlt Dein grader offner Sinn.
Ragteſt Du auch gleich an Kraft und Lehre
Ueber tauſend Deiner Brüder hin.

Nicht gehuldigt Göttern dieſer Erde
Hat Dein Herz, durch Schmeicheln nie entweiht:
Reich warſt Du bei Deinem freien Herde,
Reich an Kenntniß und Genügſamkeit.

So der Weiſe, der in ſeiner Tonne
Gern vergaß den Helden ſeiner Zeit,
Ihn nur bat: »Vergönne mir die Sonne,
Dir behalte jede Herrlichkeit.«

Wie er, wallteſt Du durchs Erdenleben
Graden Schrittes, ſonder Falſch und Trug;
Aber ernſter war Dein Thun und Streben,
Bis zum letzten freiem Athemzug.

Menſchenhaſſer ſchienſt Du oft zu werden
Bei des Heuchlers falſchem Judaskuß,
Bei der Bosheit trüg'riſchen Geberden,
Bei dem ew'gen Jagen nach Genuß.

Wenn die Macht sich mit der List vereinte
Zu verdrängen die Gerechtigkeit;
Wenn die Tugend und die Unschuld weinte,
Oft getrübt vom wilden Strom der Zeit.

O dann konntest Du der Menschheit grollen,
Ob sie schon Dein warmes Herz umschloß —
Und nicht Ehrfurcht und Bewundrung zollen,
Wenn, wo Blut für niedre Zwecke floß.

Doch dem Fürsten der gerecht und bieder,
Sang Dein Lied, ihm schlug Dein Herz so warm:
Nur die Schwächen vieler Deiner Brüder
Schufen Dir so manchen stillen Harm.

Pöbelseelen, die Dich nimmer fassen,
Mögen Dich als Sonderling verschrein;
Alltagsmenschen Deinen Hochsinn hassen —
Ihnen gleich mag nie ein Seume seyn.

Jenen Gott in Deinem Innern ahnen
Werden wohl die blinden Tadler nie;
Die geschworen zu der Selbstsucht Fahnen,
Sonder Sinn für Deine Energie.

Auch der Mann, den Welt und Uhr bestimmen
Und Gewohnheit oder Zufall nur;
Deinen Pfad, er wird ihn nie erklimmen,
Wandeln nie auf Deiner Bahn und Spur.

Nur die Rinde, nicht den Kern erspähen
Wird sein Auge, das als Schalk nur dient,
Mag er auch sich laut als Kenner blähen,
Welchem hoch des Beifalls Palme grünt.

Sieh, ich wünschte Deine Bahn zu wallen,
Lebte ganz für Deinen Pilgerplan;
Denn mich zogen früh der Weisheit Hallen,
Und die Menschen aller Zonen an.

Nicht der Zeitgeist mochte mich gewinnen,
Nicht der Mode wirres Gaukelspiel;
Kräftig wollt' ich einst als Mann beginnen,
Aber, ach! erreichte nie Dein Ziel!

Selber sehn, auf eignen Füßen wandeln
Sonder Krücken, edel, frei und groß
Lernt' ich früh nach eigner Ansicht handeln,
Warf mich gern der Einsamkeit in Schooß.

Mich umgab ein Kreis von schwachen Seelen,
Seine Gottheit war der Schlendrian:
Auch ich sollte jenen Götzen wählen,
Sollte handeln nach verjährtem Wahn.

Kräftig riß von seinen Sklavenketten
Sich der Jüngling, frei, gleich Dir, zu seyn:
Nicht der Trägheit weiche Dunenbetten
Wiegten ihn zum Sybariten ein.

Doch es griff in seines Lebens Speichen
Früh auch schon des Schicksals Eisenhand;
Bis die Hoffnung, Theurer, Dir zu gleichen —
Einst so süß dem jungen Träumer — schwand!

Ruhe nun, geliebt und unvergessen,
Schweb' im Bilde fernen Zeiten vor:
Noch hinauf an Deiner Größe messen
Müssen sich der späten Enkel Chor!

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische StaatsBibliothek
Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Seume, Johann Gottfried,

J. G. Seume's gesammelte Schriften

Bd.: 5

Wiesbaden (1826)

44.906-5
urn:nbn:de:bvb:12-bsb10703692-2